Handbuch

der

Naturhistorie.

Erster Band, zweyte Abtheilung.

Der Ochs. *)

Der Ochs ist gleichfals eines derienigen Thiere die dem Joch unserer Sclaverey unterworfen sind, und dem wir um desto schlimmer begegnen, ie williger er sich unserer Herrschaft unterwirft, und ie grössern Nuzen er uns zu verschaffen pfleget. Wie viele Erkenntlichkeit sind wir diesem Thier nicht schuldig? So lang es lebet, arbeitet es für uns, und nach seinem Tod dienet es uns zur Nahrung, und gleichwohl pressen wir ihm durch unsere Begegnung die so bitterst- als billigsten Klagen wider uns aus.

Il parcourt, sans ceffer, ce long cercle de peines,
Qui revenant sur soi, ramêne dans nos plaines
Ce que Céres nous donne & vend aux animaux. **)

*) Der Ochs und der Stier gehören zu einerley Gattung der Thiere.

**) Diese Fabel des Fontaine so die zweite im zehenden Buch ist, wird weiter unten in dem Abschnitt von der Kuh noch einmal angeführet werden.

Er durchwandert unaufhörlich einen weiten Kreis von Beschwernißen und Bemühungen, dessen Umlauf die Geschenke der Ceres unseren Gefielden unentgeltlich zuführet, den Thieren aber theuer verkaufet.

Und was ist der Lohn für alle diese Bemühungen? Wenig guter Wille, unaufhörliche Streiche, und am Ende das Beil des Fleischers. Wiewohl wir uns des leztern Umstandes wegen keinen Vorwurf zu machen haben, weil uns die nöthige Unterhaltung unsers Lebens ein Recht giebet, die Thiere unsern erfoderlichen Bedürfnißen aufzuopfern.

Ich will gegenwärtig weder den Ochsen beschreiben, noch etwas von seinen gewöhnlichen Eigenschaften, und natürlichem Trieb erwähnen, weil diese Gegenstände, ungeachtet sie zwar eigentlich mit zur Naturgeschichte gehören, einem ieden Leser ohnehin schon bekannt seyn müssen; vielleicht wird es aber mehr Vergnügen verursachen, wenn ich die Art und Weise, wie man den Ochsen füttern, zur Arbeit angewöhnen, und mästen solle, etwas ausführlich beschreibe; ich werde die mehresten hieher erfoderlichen Züge aus dem Virgil und Vaniere nehmen, welche diese Materie anmuthig, und nach den besten Regeln der Dichtkunst abgehandelt haben. Ich werde auch einige wenige Anmerkungen von dem Stier mit beyfügen, den man beinahe eben so nüzlich wie den Ochsen gebrauchen kann, ohne ferner mehr nöthig zu haben, ihn, wie es bishero geschehen, zu verschneiden.

Von

Von der Fütterung des Ochsen.

Herr Patullo berichtet uns, *) daß ein Morgen von künstlichem Futter welcher dem Werth nach ohngefähr auf zehen Thaler berechnet wird, überflüßig genug und hinlänglich seye, einen Ochsen ein ganzes Jahr lang damit zu füttern. Der kluge Klinoge, dem die guten physicalischen Eigenschaften des künstlichen Heues, und die oekonomischen Gründe warum selbiges dem gemeinen Heu vorgezogen zu werden verdienet, noch unbekannt zu seyn scheinen, füttert seine Ochsen alle Jahre mit gemeinem Heu, ein ieder Ochs verzehret drey Wägen voll Heu, wovon der Wagen zu zwanzig Livres berechnet wird; wenn man also die Rechnung des Herrn Patullo als richtig zum Grund leget, so kostet ein Ochs den man mit künstlichem Heu füttert, um die Helfte weniger, als wenn man ihm gemeines Heu giebet, und über dieses muß er auch davon noch stärker werden, weil die erstere Art der Fütterung viel mehr Saft in sich enthält.

Ein Ochs frist nicht gar so viel wie ein Pferd, allein das was der Ochs frißt, bekömmt ihm besser, weil er wiederkauet, und sein Futter ganz gemächlich zermalmet, wenn er arbeitet, so muß man ihm zwey Stunden Zeit zum freßen lassen, ehe man ihm das Joch wiederum auflegt, eine zum freßen, und die andere zum Wiederkauen.

Man kann ihn zwar mit bloßem Heu füttern, es ist aber besser wenn man ihm auch ein wenig Getraidhalm mit untermenget, die Gerstenhalme geben nicht

*) S. seine vortrefliche Abhandlung von der Verbesserung der Felder, welche er der Frau Marquisin von Pompadour zugeeignet hat.

Saft genug, daß er das Arbeiten davon ausdauren könnte; man giebt ihm einen Futtermezen trockene Kleye, oder zwey gute Geuspen Haber. Im Frühling muß man anfangen, ihm alle Arten von grüner Fütterung vorzulegen, worunter man auch einige Schößlinge von Weinreben, und Blätter von Ulmen, Eschen, Ahorn, Eichen, Weiden, und Pappeln mengen kann. Man darf ihm aber niemals zu viel Futter auf einmal vorlegen, weil er durch sein Hauchen bey dem Freßen, das Futter erhizet, und übel riechend machet, wodurch er nachhero einen Eckel davor bekömmt, und es liegen lässet, wenn er auch noch hungrig seyn sollte.

Man kann einen ieden Ochsen mit einem Scheffel (boisseau) in Wasser eingeweichter Feigbohnen, oder mit einem halben Scheffel gleichfals eingeweichter Kichern, mit Mohnrüben, Steckrüben, Meerbinsen mit Erbsen- oder Bohnenschaalen, und mit trockenen oder eingeweichten Weintrauben füttern, worunter man iedesmal eine ziemliche Menge Holme menget; gekochte Gersten, gestossene Erbsen und Bohnen, und Waizen- oder Rockengarben sind diesem Vieh ebenfals sehr nüzlich. Die Rüben machen diese Thiere fett, aber nicht sonderlich leibig, und ihr Fleisch bekömmt auch keine Festigkeit davon; die mit dem Ausgesiebe vermengte Kleye treibet sie mehr auf, als sie Stärke davon erlangen, und von zu vielen Eicheln werden sie rozig; da hingegen gesottener Kohl mit Kleye vermengt ihnen eine vortrefliche Nahrung giebet.

Wir werden bald sehen, wie man die Ochsen zur Weyde auf die natürlichen und künstlichen Wiesen führen solle, gegenwärtig will ich nur blos den Um-

stand bemerken, daß man selbige in der Mitte des Maymonats auf die Weyde, und im October oder auch noch später, wenn noch keine schlimme Witterung einfällt, zuruck in die Ställe führen solle. Man muß auch die Vorsicht gebrauchen, sie nicht plözlich sondern nach und nach und gleichsam stuffenweiß, von der grünen zur trocknen Fütterung, so wie auch umgewandt, zu gewöhnen.

Ochsen die auf Bergen, oder andern etwas trockenen Orten weiden, wo nur kleine und geringe Kräuter wachsen, werden stärker, munterer und können stärkere Arbeit ausdauern; wenn man sie aber mästen will, so muß man sie auf fruchtbare Weiden führen, wie dergleichen in Flandern, Holland, Deutschland, und überhaupts in Thälern und Hügeln, die mit Flüßen umgeben sind, angetroffen werden.

Wie man die iungen Ochsen zahm machen soll.

Man muß den Ochsen höchstens mit drey Jahren zum Joch gewöhnen; und es ist ein grosses Glück für uns, daß er in diesem Alter es sich noch gefallen lässet, seinen Kopf unter das Joch zu beugen; denn nach dieser Zeit wäre er vermögend uns zu widerstehen, und alle angewandte Bemühungen ihn zu unsern Diensten zu zwingen, zu vereiteln. Wie wir dann auch bey dem Ochsen so wohl als bei dem Pferde kein anderes Mittel haben, sie zu zähmen, als wenn wir diesen Thieren schmeicheln, und sie die Fesseln so wir ihnen zubereiten, nur nach und nach tragen zu lernen angewöhnen.

Man muß den Ochsen streicheln, den Kopf, die Brust und die Weichen reiben, und mit der Hand zwischen die Schenkel und hauptsächlich unter den Nasenlöchern herunter fahren, damit er den Menschen an den Theilchen die er von seinem Körper ausdünstet, kennen lerne; man bindet ihm darauf die Hörner ganz leicht, und leget ihm ein leichtes Joch auf, ein andersmal lässet man ihn entweder ein kleines Rad oder eine Kette ziehen, um ihn so wohl zum ziehen selbst als auch zum Geräusche zu gewöhnen. Man giebt ihm zur Belohnung für diese ersten Bemühungen ein wenig Salz in Wein.

Mit Wein pfleget man die Ochsen wie die Menschen zur Sclaverey zu gewöhnen.

Der Ochs muß *) vor dem bloßen Anblick der Peitsche erzittern, und nur allein die Stimme seines Herrns fürchten, allein diese beiden Gegenstände müssen auch nur das einige seyn, so ihm Furcht erregen; es darf ihn ausser diesem das heftigste Gelärm nicht erschrecken; man muß ihn schon bei Zeiten angewöhnen, auf allen Arten der Weege fortzugehen, er darf weder den Anblick eines Baums, einer Mühle, eines Flußes oder Felßens scheuen, noch vor einem grossen Haufen Volk, oder vor einem Trupp Soldaten erschrecken; er muß ohne Furcht so wohl durch die Straßen einer lärmenden Stadt, als über eine rauschende hohe Brücke **) über einen reißenden Fluß gehen.

Vor

*) Proed. Ruft. Lib. III.

**) Ich führe diese ganze Stelle nach meiner gewöhnlichen Freyheit an, und ahme bisweilen dem Vaniere nach, so wie ich selbigen manchmal umschreibe. Er sezet hier zu seiner Brücke das Beiwort tremulus, welches so wohl eine Sache die zittert, als auch eine solche die zittern erreget, bedeutet. Und vermuthlich nimmt er dieses Wort alhier in der leztern Bedeutung.

Vor diesem giengen die Ochsen in ihrer Freyheit auf den Bergen herum und kannten weder Herren noch das Joch. Zu selbiger Zeit rieße die Noth und der Fleiß die Thiere noch nicht aus ihren Höhlen, wohin sie sich verborgen hatten; (und wenn wir die Herrschaft deren wir uns über sie angemasset haben, nicht gemißbrauchet hätten, so würden wir, dadurch daß wir sie um und bei uns gelitten hätten, auch ihr Glück zugleich befördert haben.) Jedermann war dazumal ein Ackersmann, iedermann arbeitete nur für sich, und grub sein Feld mit eigenen Händen um. Es war zu selbiger Zeit nicht nöthig weite Ebenen mit Ochsen zu pflügen, deren Ernde heut zu Tag gefräßigen Thieren von mehr als einerley Art zur Weide dienet; man hatte nicht Ursache mit Hülfe der Pferde weitläufige Reißen zu unternehmen, die öfters auf so zweifelhafte als betrübte Endzwecke abzielen, noch Hunde zu den verschiedenen Diensten abzurichten, wozu wir sie gegenwärtig zu gebrauchen pflegen. Man tödtete dazumal einen Stier auf der Jagd, wie wir gegenwärtig einen Haasen, Hirschen, oder ein wildes Schwein erlegen.

Diese so einfache als verehrungswürdige Lebensart, welche die ersten Menschen von der Natur, aus deren Schooß sie entstanden waren, erlanget hatten, fand man noch bei einem wilden Volk zu der Zeit da die Spanier dieienigen Länder entdeckten, welche wir die neue Welt nennen.

Unter allen Thieren die wir zu zähmen gewust haben, ist der Ochs das einige, welches noch in unsern Ställen einen schwachen übrigen Theil seiner ehemali-

gen Neigung zur Unabhängigkeit erhält *) und wenn man ihn nicht nach und nach von seiner jüngsten Jugend an zum Gehorsam gewöhnete, so würde er vor dem Geräusch eines Wagens den er ziehen soll, erschrecken, sich in die Höhe baumen, widersezen, und ihn zerbrechen, oder in einen Abgrund stürzen.

Wann der junge Ochs **) den Frühling seines dritten Jahres erreichet hat, so muß man ihn, ehe er noch auf die Wiesen geführet wird, zahm zu machen suchen; denn wenn er einmal die Reize der Freyheit, der Kühle und des Schattens empfunden hat, so wird er sich der Sclaverey, und der Arbeit widersezen, und je mehr er an Jahren zunimmt, desto ungestümmer und ungelehriger wird er werden, bis er endlich im hohen Alter sowohl aus Unvermögen als Halsstarrigkeit diejenige Arbeit nicht mehr dauren kann, der er sich vorhero nur aus Liebe zur Freyheit widersezet hatte.

Ein wenig Schweinsfett und Wein beruhigen die Hize dieses trozigen Thieres, und machen, daß er sich zähmen lässet; daraus erhellet, daß dieser Saft welcher uns öfters zur Gesellschaft ganz untüchtig und rasend machet, bei gewissen Thieren eine ganz entgegen stehende Wirkung hervor bringe. ***)

Wenn

*) Das Wort feritas welches Vaniere bei dieser Gelegenheit gebrauchet, zeiget nicht so wohl das unbändige wilde Wesen eines grausamen und nicht zu bezähmenden Thieres, sondern vielmehr nur die rohe Art eines wilden Thieres so man lateinisch fera nennet, an.

**) Vanier saget, man muß den Ochsen wann er noch ein Kalb ist, gewöhnen ꝛc. allein dieser Ausdruck iam vitulus, ist zwar in der lateinischen Sprache ganz wohl gewählt, lässet sich aber nicht in andern Sprachen von Wort zu Wort anwenden.

***) Ich habe schon oben gesagt, daß der Wein uns die Sclaveren erträglich mache, allein wir müssen ihn nur mässig trinken,

wenn

Wenn man dem Ochsen Futter und Wein genug gegeben, wenn man ihm geschmeichelt und freundlich zugesprochen hat, und er dem ungeachtet noch nicht gehorchen will, so muß ihn an seine Krippe anhängen und ohne alles Mitleiden so lang Hunger leiden lassen, bis er seine ganze wilde Art abgeleget hat.

Wenn er den Strick womit seine Hörner umwickelt sind, anziehet, um ihn zu zerreißen, wenn er den Kopf drehet, und in die Luft stößet, wenn er das Weiße im Aug zeiget, die Augen stark im Kopf herum drehet, und einen schiefen und drohenden Blick gen Himmel richtet, alsdann ist es Zeit sich ihm mit vieler Vorsicht zu nähern, wenn man nicht von ihm über den Haufen geworfen werden will; und ist ihm dieser erste Versuch einmal gelungen, so wird er noch halsstarriger wider das Joch, und beharret in der Gewohnheit zu dräuen, und mit dem Fuß und Horn um sich zu stoßen. Wenn er aber das Geschirr das erstemal da man es ihm aufleget, leidet, wie solches allezeit möglich ist, wenn man ihn von seiner zarten Jugend an nach und nach darzu gewöhnet, so kann man sich gewiße Hofnung machen, daß dieses fürchterliche Thier, wenn es einmal gelehrig geworden, weil es seine Stärke nicht kennet, sich niemals ferner widersezen sondern so folgsam werden wird, daß es ein Kind mit einem kleinen Stab wird leiten und führen können.

Wenn man zwei iunge Ochsen gewöhnen will, miteinander zu ziehen, so muß man sie erstlich unter

ein

wenn er diese Würkung hervor bringen soll; wie ich dann auch dabei zugleich zu verstehen habe geben wollen, daß er den Geist träge mache, weil er selbigen wegen des Verlusts der Freyheit zu beruhigen vermögend ist.

ein Joch stellen das mit einem Fell wohl bedeckt ist *) sodann gehet ein Mann hinter ihnen, und hält sie mit starken Riemen zurück, da inzwischen ein anderer vor ihnen her gehet, und das Gesicht auf ihre Seite wendet, sie antreibet, beunruhiget, und nöthiget in gleichem Schritte mit einander zu gehen. **) Anfänglich muß man sie ganz leichte Lasten ziehen lassen, und nur leichtes und sandiges Erdreich mit ihnen pflügen, damit man ihnen das Arbeiten nicht durch die allzustarke Schwere verdrüßlich und zuwider mache, noch sie gar zu stark abmatte.

Wenn ein iunger Ochs ungelehrig ist, im Pflügen rechts und links auf die Seite tritt, und die Furchen an statt sie gleich zu ziehen, untereinander reißet, und durchkreuzet, so stecket man ihn, um ihm solches abzugewöhnen mit einem muntern und schon abgerichteten Ochsen unter ein Joch, dieser zwinget ihn anzuhalten, wenn er zu geschwind gehet, oder zu weilen wenn er zu langsam gehet, und überhaupts einen ordentlichen Schritt zu machen, und seinem Führer zu gehorchen; vergebens brüllet und schäumet er vor Zorn, es dienet ihm zu nichts, daß er aus seinen Nasenlöchern einen ganzen Wirbel von Rauch ausbläßet, und alles zu zerreißen suchet, er merket endlich, daß ihm kein anderes Mittel übrig bleibet als zu gehorchen, und lässet sich solches zulezt gefallen.

Bis.

*) Die Vorsicht das Joch mit einem Fell zu bedecken ist nöthig, damit sich die Ochsen nicht verwunden.

**) Ich habe gesehen, daß Ochsen, da man sie zahm machen wollte an statt wie die Pferde sich zu bäumen und zurück zu gehen, beständig vorwarts giengen, deswegen man sie, wenn man sie zum ziehen gewöhnen will, ganz anders als die Pferde behandeln muß.

Bisweilen wendet er aber gleichwohl das äusserste Mittel nämlich die Halsstarrigkeit an, um sich dem Gehorsam zu entziehen, er leget sich mitten in der Furche die er zu ziehen angefangen hat, nieder, und lässet sich schlechterdings durch nichts bewegen aufzustehen. Ein unwissender Bauer überhäufet ihn in diesem Fall mit Schlägen, oder stecket ihm Stroh unter den Bauch und zündet solches an *) man thut viel besser wenn man bei so bewandten Umständen so gleich einige Pfeiler um ihn herum eingräbet, ihn stark daran anbindet, so daß er nicht einmal mehr aufstehen kann, und acht bis zehen Stunden lang ohne ihm etwas zu freßen zu geben, also liegen lässet. Diese lange Bestrafung präget sich seinem dicken Gedächtniß tief ein, und wenn ihm der Lust aufs neue wiederum ankommt sich niederzulegen, so lehret ihm sein Magen das was ihm bereits begegnet ist, und er verlangt sich niemals mehr niederzulegen.

Man kann einen jungen widerspenstigen Ochsen auch noch auf eine andere Art zähmen, wenn man ihn nämlich zwischen zwei alte schon abgerichtete Ochsen einspannet, die Nothwendigkeit zwinget ihn alsdann so wie die andern zu gehen, und ihr Beyspiel muntert ihn besser dazu auf, so daß auf solche Art einige wenige Streiche hinlänglich sind, ihn ohne sonderlichen Widerstand zur Arbeit anzugewöhnen. **)

Unter

*) Keine dieser beiden Arten ist von einigen Nuzen, sie verursachen diesem Vieh nur eine wenige Zeit lang daurende Züchtigung, welche auf ein Thier von so stumpfen und trägen Sinnen keinen dauerhaften Eindruck machen kann.

**) Diese Art einen Ochsen zu zähmen ist die gelindeste, und machet den stärksten Eindruck; zwei Gründe die sie vorzüglich vor andern anempfehlen.

Unter ein Joch muß man zwei Ochsen von gleichem Alter, von einerlei Stärke, und ohngefähr von gleicher Höhe stecken. Denn widrigenfals würde der jüngste und munterste, ungeachtet ihm die mehreste Bemühung und Anstrengung zu Theil werden würde, den andern der nicht so hizig und weniger munter ist, erstaunlich abmatten. Der erstere würde entweder seinen Gefährten nachziehen, der ihm nothwendig folgen muß, oder der stärkste würde endlich müde werden dem schwächern vorzugehen und ihn aufzumuntern, und am Ende eben so träg wie der leztere arbeiten, denn es scheinen die Thiere eben so wie die Menschen einander mit ihren Fehlern anzustecken.

Nach der Billigkeit sollten die Ochsen eben so wie die Pferde beim Arbeiten den Kopf frei haben, dieser Theil des Körpers ist so kostbar, und ich darf wohl sagen, so Verehrungswürdig bei einem ieden Thier, daß er niemals die Feßeln der Sclaverei tragen sollte; und überdieses kann ein Ochs, dessen Brust mit einem breiten Gurt umgeben ist, woran unterschiedliche Riemen und Zugseile befestiget und an dem Pflug angehänget sind, viel besser ziehen, und tiefer arbeiten, als ein solcher der sich auf das beschwerlichste niederbeugen muß, und keine andere Stärke als die von seinen Hörnern gebrauchen kann.

Wenn die Ochsen auf die erst beschriebene Art angespannet sind, und mit der Brust ziehen, so muß der Ackerknecht ihnen von Zeit zu Zeit den Brustriemen in die Höhe heben, und die Lage desselben ein wenig verändern, damit sie keine Wunden bekommen.

Wenn sie von der Arbeit zurück kommen, so muß man, ehe man sie saufen lässet, ihnen mit einer Hand

voll

voll Heu den Schweiß am Hals abtrocknen, und den übrigen Theil des Leibes mit der Hand gelinde reiben, diese Reinlichkeit bekömmt ihnen ausserordentlich wohl.

Wenn sie gar zu warm geworden sind, wovor man sie iederzeit zu verwahren suchen muß, so soll man ihnen ein grobes Tuch auf den Rucken werfen, und solches darauf so lang bis der Schweiß wohl abgetrocknet ist, welches ohngefähr in einer Stunde geschehen seyn wird, liegen lassen. Will man sie nachhero auf die Weide führen, und daselbst die Nacht durch grasen lassen, so giebt man ihnen vorhero zwei Geuspen Haber oder Kleye, weil diese Fütterung ihrem Magen mehr Saft und Stärke giebet, als die Kräuter, und daselbst ein solches Blut zubereitet, welches mit mehrern thierischen Geistern oder organischen kleinen Klümpchen angefüllet ist, als es von dem Gras allein seyn würde.

Sind die Ochsen einmal auf solche Art gezähmet und wohl abgerichtet, so kann man sie zur Arbeit gebrauchen, iedoch ist es nöthig sie so viel als möglich dabei zu schonen, so wohl des Nuzens ihrer Herren als des Bestens dieser Thiere selbsten wegen. Wenigstens hoffe ich, daß der erste Beweggrund die Eigenthümer solcher Thiere zu dieser Vorsicht veranlassen werde.

Der Verfasser des neuen Bauernhofes (de la Nouvelle Maison Rustique) sezet dieser Warnung noch eine zweyte hinzu; leihet eure Ochsen, sagt er, keinem Menschen. Er hätte aber vielmehr sagen sollen, leihet sie so oft als euch möglich ist weg, denn dieses erfodert unsere Schuldigkeit, aber führet sie selbsten, weil sie euch kennen, eure Stimme gewohnt sind, und weil ihr, wenn ihr sie liebet, sicher seyd,

daß

daß ihnen kein Leid wiederfähret, wenn sie von niemand anders als von euch selbst geführet werden.

In der stärksten Hize muß man die Ochsen mit Anbruch des Tages zur Arbeit, und um neun Uhr des Morgens zurück führen. Wenn man eine Wiese hat, die mit hinlänglichem Schatten versehen ist, so kann man sie darauf bis zur nemlichen Stunde des andern Morgens stehen lassen, und zur Nachmittagsarbeit andere Ochsen nehmen, welche die Nacht und den Vormittag über auf der Wiese zugebracht haben.

Man thut wohl, wenn man sie während der Arbeit mit einem Tuch oder Stalldecke bedecket, welches man auch auf der Weide thun kann, weil sie dadurch vor den Fliegenstichen verwahret werden.

Die mehresten Krankheiten der Ochsen und anderer Thiere die man zur Arbeit gebrauchet, rühren davon her, daß man selbige entweder gar zu stark abgemattet, oder sie unvorsichtiger Weise in einem kalten Regen stehen gelassen hat, ohne ihnen eine Bewegung zu verschaffen welche die Ausdünstung befördert, und das Eindringen der Kälte und Näße verhindert hätte.

Man kann die Ochsen vor den mehresten Krankheiten verwahren, wenn man sie bei den vier Abwechslungen der Jahreszeiten, hauptsächlich aber im Frühling, Sommer, und Herbst zu folgender Lebensart anhält. Man lässet sie nämlich zwei bis drei Tage lang ruhen, giebt ihnen, wenn es im Sommer ist, Kleye so mit ihrem Gras angenezet ist, im Winter aber vermenget man solche mit Heu; darauf purgieret man sie mit einer Unze Aloe, eben so viel Senetblättern, einer halben Unze Lerchenschwamm, und zwei Dragmen versüßtem Mercurio, stößet solches alles zu Pulver,

und

und vermenget es in eine Kanne weißen Wein, oder in eine Abkochung von wilden Cichorienblättern in gleicher Dosi, man giebt dieses Arzneymittel dem Ochsen warm, ohne den Mercurium mit hinein zu gießen.

Die Alten suchten das Hornvieh dadurch vor den gemeinsten Krankheiten zu verwahren, daß sie selbiges zu Ende einer ieden Abwechslung der vier Jahreszeiten auf folgende Art purgirten: sie nahmen Feigbohnen *) und Cypreßenkörner, vermengten solche zu gleichen Theilen miteinander, und weichten sie eine Nacht durch in freier Luft in einer Kanne oder drei Schoppen Wasser, oder auch in andern Arzneymitteln, so wie sie in einem ieden Land gewöhnlich waren, ein.

Von der Mästung der Ochsen.

Man sollte dem ersten Anschein nach sich keinen sonderlichen Nuzen davon versprechen, wenn man Ochsen kaufet, und solche in die Maste stellet, um sie hernach fett und gemästet wiederum zu verkaufen, und man sollte sich aus diesem Grund beinahe entschließen, höchstens nur solche Ochsen in die Mastung zu stellen, die man, nachdem sie lang genug alle mögliche Dienste gethan, schlachten will; allein wenn man siehet, wie der Landsocrates (Socrate Ruſtique) diesen Zweig der Landwirthschaft berechnet, und beurtheilet hat, so wird man einen ganz andern Begrif davon bekommen.

Er kaufet alle Jahre zwei oder drei Ochsen, um sie zu mästen, (so viel kann er nemlich Verhältnißweiß nach seinem Feid- und Landstücken nuzen) und zahlt das

Stuck

*) Von den Feigbohnen wird gleich in der Folge eine Anmerkung vorkommen.

Stuck insgemein um 100 livres. Er hält selbige zwei und ein halb Monat in der Mastung und diese Zeit über kostet ihm ein ieder Ochs anderthalb Fuder Heu, das Futter zu 20 livres gerechnet, wenn er nun einen ieden fetten Ochsen um 140 livres wiederum verkaufet, so hat er an iedem Stuck freilich nicht mehr als eine Pistole Nuzen, und er kann auf diesen Vortheil so gering als er ist, nicht sichere Rechnung machen; indem manches Thier in der Mastung nicht wohl anschlägt, oder bisweilen auch der Preiß des Viehes fällt. Allein diesen Nuzen hat Herr Klinogg keinesweges zu seinem hauptsächlichsten Augenmerk, sondern er findet einen ungleich grössern Nuzen in der Vermehrung seines Mistes zur Düngung seiner Felder.

Die Vermehrung des Mists, zumal eines so guten Mists wie der von Ochsen, ist ein sehr grosser Vortheil. Man darf aber deswegen keinesweges mit dem Verfasser der Kunst sich in kurzer Zeit zu bereichern, dafür halten, daß man sein Glück sicherlich baue, wenn man nur viel Felder zu Wiesen anleget; ein verständiger Landwirth muß ein genaues und richtiges Verhältniß zwischen der Menge und Güte seiner Felder, und der Anzahl seines Viehes das er unterhalten will, beobachten, und darinnen bestehet eigentlich das groſze Geheimnüß derienigen welche sich bereichern.

Die Ochsen kann man zu ieder Jahreszeit, nur in der grösten Hize nicht, in die Mastung stellen; doch schlagen sie im Herbst und Winter vorzüglich besser an, weil alsdann die Nächte länger sind, und diese Thiere folglich auch mehr schlafen; und gleich wie es um diese Zeit am kältesten zu sein pfleget, so frist der Ochs auch ährend derselben am mehresten, wie man solches

auch bei allen andern Thieren bemerket, nun ist ja bekannt, daß gut essen und gut schlafen, die zwei allerbesten Mittel sind, geschwind fett zu werden.

Die alten Schriftsteller welche von der Landwirthschaft geschrieben haben, sind der Meinung, daß man den Ochsen zur Mastung oder auch nur zur bloßen Fütterung wann sie arbeiten, Weinreben oder Eicheln und Feigbohnen *) die man einige Stunden lang in Wasser einweichen muß, damit sie etwas zärter werden und ihre Bitterkeit verliehren, geben solle, wie ich schon oben, da ich von der Fütterung gehandelt, erinnert habe. Sie geben auch den Rath, die Fütterung, wenn man sie in die Scheuer thut, zu salzen **) diese Vorschrift ist unstreitig sehr gut, um das Futter zu erhalten, und zu verhindern, daß es sich nicht erhizet, den Appetit der Thiere die es freßen, zu reizen, und die Verdauung leichter zu befördern; allein heut zu Tage läst sich dieses Mittel nicht mehr ins Werk sezen, zumal an solchen Orten, wo die Salzsteuer ihm entgegen stehet.

Eine iede Jahrszeit bringt solche Producte hervor, womit man die Ochsen ohne viele Kosten mästen kann; die Weinreben, Eicheln und Feigbohnen bringt der Herbst hervor; im Frühling und Sommer hat man Kräuter im Ueberfluß, wiewohl diese Nahrung

*) Zur Zeit des Galenus speisste man Feigbohnenkörner bei allen Mahlzeiten. Der berühmte Maler Protogenes aß nichts als Feigbohnen wenn er Herr über seine Vorstellungskraft werden, und seinen Werken einen rechten Nachdruck geben wollte. Heut zu Tag hält man sie für ungesund und unverdaulich, und dieses ohne Zweifel aus der Ursache weil unsere Mägen schwächer geworden sind.

**) Cato de Re rustica C. LV.

am wenigsten mästet; und im Winter giebt es unterschiedliche Wurzeln, und hauptsächlich Rüben, und Steckrieben; man kann hieher auch die gebauete Meerhinse zählen, so man auch Lande, jonc oder das Spanische Sainfoi oder heilige Heu nennet. Die Rüben und Steckrüben geben eine sehr gute Nahrung. Damit die Ochsen die Steckrüben desto lieber freßen, so schneidet man sie mit Messern, oder um noch geschwinder damit fertig zu werden, so stößet man sie mit zwei Stampfen die im Gleichgewicht über einen sehr weiten Mörser, stehen und unten mit etlichen schneidenden Klingen versehen sind, wodurch die Steckrüben so man in den Mörser gethan, klein gehacket werden.

Der adeliche Feldbauer (le Gentilhomme cultivateur) saget, daß man einen Ochsen in sechs Wochen mästen kann; Kliyogg gebrauchet zwei und ein halbes Monat Zeit dazu. Diese Verschiedenheit kann entweder von der Beschafenheit des Futters oder des Erdbodens herrühren; ich glaube aber, daß ein Ochs der ein wenig länger gemästet wird, mehr Fleisch und ein bessers Fett bekommen wird.

Dem seye inzwischen wie ihm wolle, diese wenige Ruhe und glückliche Begegnung so man ihm zugestehet, und die er für eine billige Würkung der Erkenntlichkeit seines Herrn betrachtet, pfleget insgemein nichts wenigers zu seyn. — — Wir wollen hievon die zärtlichen Klagen des Vanier hören. Beinahe befürchte ich einen Vorwurf von meinen Lesern, daß ich diesen anmuthigen Poeten gar zu oft anführe; allein ich schreibe für Liebhaber der Natur, und dergleichen Personen lieben auch den Vanier, mithin hoffe ich ihren Beifall zu erhalten, wenn ich ihn vielfältig anführe, er drücket sich aber folgendermassen von dieser Materie aus.

Solve

Solve ſeneſcentem Taurum, qui liber aratri
Paſcua laeta petens, poſtquam te juvit arandis
Vivus agris, ipſa proſit quoque morte, macello
Venditus, & vitae finem ſortitus iniquum:
Namque gravi conſors operum qui vomere tecum
Exercebat agros robuſtus & integer aevi,
Debuerat fatis, ſenior, melioribus uti.

Emeritus Bos prata terit, permiſſaque ſenum
Otia miratus, laetis pingueſcit in herbis,
Neſcius heu! letho quam triſti debita cervix,
Cui gravis impendet frangendo clava ceredro.

Schenket dem alten Ochſen ſeine Freyheit, der euch ſeine Jugend aufgeopfert hat; laſſet ihn ohne Feßeln auf einer ſchönen Wieſen herum wandern, er wird euch auch ſo gar noch dieſe Wohlthat belohnen, ungeachtet ihr ihm ſelbige zu erzeigen ſchuldig ſeyd; er wird in kurzer Zeit feiſt werden, ſo daß ihr ihn entweder dem Fleiſcher theuer verkaufen, oder euer ganzes Haus damit ernähren könnet. Verdiente er aber wohl dieſes traurige Schickſal nachdem er euch ſo wohl gedienet hatte?

Er genießet nunmehro die Frucht ſeiner Arbeit in Frieden *) und betritt das friſche und dicke Gras mit einem langſamen und vergnügten Schritt, ohne weiter noch zu wiſſen daß ihn dieſer blühende Weeg zu den unglücklichen Zeitpunct führet, wo das mörderiſche Beul auf ihn wartet.

*) Damit ich niemand keinen Anſtoß gebe, ſo habe ich das Emeritus bos auf eine etwas umſchriebene Art ausgedrucket.

Obschon diese Poetische Ausruffung des Vaniere mehr eine allzuzärtliche Empfindung als einen richtigen Gedanken ausdrücket, so muß ich selbiger doch noch eine Stelle aus dem Plutarch beifügen, welche die erstere zu bestätigen scheinet; ich glaube mich dadurch nicht zu weit von meiner Hauptmaterie zu entfernen, wenn ich die Menschen durch die Natur auf die Natur zurück zu führen, und ihnen gegen die Thiere die ich gegenwärtig beschreibe, solche Empfindungen des Mitleidens die selbige allerdings verdienen, einzuflößen suche.

„ Mensch, sagt Plutarch, iß Fleisch, aber iß
„ solches nur um dein Leben zu erhalten, aber nicht
„ um deine Wollust und Ueppigkeit zu vergnügen,
„ wenn wir auch ein Thier töden, so müssen wir sol-
„ ches doch wenigstens mit Mitleiden und Bedauern
„ thun. — — Nähe den Kranichen und Schwanen
„ die Augen nicht zu, und sperre sie keinesweges in ei-
„ nen finstern Ort ein, um sie feist, und ihr Fleisch
„ zärtlicher und niedlicher zu machen — — dieses
„ thun nur Tyrannen — — und diejenigen — —
„ welche zuerst das Schwerd, ein Werkzeug des Uebels
„ geschmiedet, und den armen Ochsen welche die Fel-
„ der pflügen, die Hälse abgeschnitten haben. — —
„ So fiengen sie das Morden wie vor diesem zu Athen
„ an, woselbst sie anfänglich den Lästerer Epitedius,
„ darauf einen zweiten, und endlich einen dritten ums
„ Leben brachten. Nachdem sie einmal gewohnt wa-
„ ren, Leute ums Leben bringen zu sehen, so sahen sie
„ den Niceratus, den Befehlshaber Theramenes,
„ und den Philosophen Polemarchus umbringen.
„ Man fieng erstlich nur an einige schädliche wilde
„ Thiere, einige Vögel, und einige in das Nez gelock-
„ te Fische zu essen, durch dergleichen Mordthaten

„ wurde

„ wurde die Grausamkeit stärker gereizet, so daß
„ sie immer weiter gienge, bis es endlich dem pflü-
„ genden Ochsen, dem Schaaf das uns bekleidet,
„ und dem Haushahn das Leben kostete, und end-
„ lich nahm sie in so hohen Grad überhand, daß sie
„ selbst Menschen tödeten und Schlachten lie-
„ ferten. „

Der Stier ist von dem Ochsen blos dadurch unter-schieden, daß man dem leztern die Zeugungskraft be-nommen hat, um ihn, wie man vorgiebt, dadurch gelehriger und beugsamer zu machen.

In Auvergne und Limosin ziehet man sehr große Stiere und Kühe, weil es in diesen beiden Provinzen vortrefliche Weiden giebet; wenn man selbige aber von da aus in solche Länder führet, wo die Wiesen nicht so gar gut sind, so verändern sie sich in zwei bis drei Zeugungen vollkommen. Wenn aber schon diejenigen Thiere welche von diesen leztern fallen, weder so groß noch so stark wie iene sind, so erfordern sie hingegen weniger Futter und werden viel leichter feist, so daß beides gegen einander gerechnet, ohngefähr auf eines hinaus läuft.

Man muß bei allen Gattungen der Thiere, so wie bei den Pflanzen, die Arten derselben von Zeit zu Zeit neuern, wenn man anderst verhindern will, daß keine Gattung derselben nicht aus der Art schlage; es ist aber hiebei höchst nöthig, daß man auf die besondere Leibes-stärke des Männchens und des Weibchens sein Augen-merk solchergestalt richte, daß eine Verhältnißgemäße Gleichheit dabei beobachtet werde; denn wenn man z. E. eine sehr kleine Kuh mit einem ausserordentlich grossen Stier belegen wollte, so würde das davon ent-

stehende Kalb zwar grosse und starke Glieder bekommen im übrigen aber schwach und von schlechtem Fortkommen sein.

Der Stier ist hizig und ungelehrig und bequemet sich nicht leicht zur Arbeit noch zur Folgsamkeit. Dem ungeachtet haben Personen die keine Gefahr scheuen, und von allen Dingen so vielen Nuzen als nur möglich ist, zu ziehen suchen, es gewaget, Stiere zu zähmen, und haben hiebei auch ihren Endzweck glücklich erreichet.

Die Vernunft und Erfahrung lehren, daß man die Stiere nicht besser nach und nach zähmen, noch ihnen ihre angebohrne Unbändigkeit abgewöhnen kann, als wenn man sie entweder einzeln, oder zugleich miteinander schwer arbeiten lässet, oder sie wenigstens mit gehen und laufen tüchtig abmattet. Ich will aber noch ein anders Mittel anzeigen, womit man gleichfals diesen Endzweck erreichen kann.

Wenn man die Stiere in einem Stall, oder noch besser in einer grossen Verzäunung eingeschlossen hielte, und sie nur bloß zum Arbeiten heraus führete, wobei man ihnen aber keine Kühe vor das Gesicht lassen dürfte, ausser nur allenfals diejenigen welche ein ieder derselben von Zeit zu Zeit bespringen dürfte, so würden sie vieleicht eben so geruhig und friedlich wie die Ochsen werden, ohne daß man sie zu verschneiden nöthig hätte. — — Vielleicht lässet sich solches aber leichter denken als in Ausübung bringen. Mit der Feder in der Hand kann man ohne sonderliche Mühe vorschreiben wie man einen Viehhof verwalten solle. — — Und aufrichtig zu reden, so ist ein Mensch der weiter nichts als schreiben kann, nur halb nüzlich.

Die

Die Kuh.

Die Wohlthaten so wir der Kuh einem der willigsten und nüzlichsten Thiere unter allen denen die wir unserer Bothmässigkeit unterworfen, zu danken haben, lassen sich beinahe unmöglich alle ausführlich anzeigen und beschreiben. Es verdienet dieses Thier unter dem Rind und Schaafvieh den vorzüglichsten Rang, und zur glücklichen Zeit des goldenen Alters da man nur von Milch und Honig lebte, beruhete die Helfte des menschlichen Wohls auf selbigem. — — Allein so wie sich die Zeiten ausserordentlich verändert haben, so hat auch das Schicksal dieses Thieres gleichfals eine starke Veränderung erlitten. Fontaine träget uns die Klagen der Kuh auf eine sehr eindringende und rührende Art vor.

Je nourris celuici (l'homme) depuis longues
années ;
Il n'a sans mes bienfaits, passé nulles journées;
Tout n'est que pour lui seul; mon lait & mes
enfans,
Le font à la maison revenir les mains pleines:
Même j'ai rétabli sa santé que les ans
Avoient altérée; & mes peines
On pour but son plaisir ainsi que son besoin
Enfin, me voila vieille; il me laisse en un coin
Sans herbe; s'il vouloit encore me laisser
paitre!
Mais je suis attachée: & si j'eusse eu pour
maitre
Un serpent, eut-il sçu jamais pousser si loin
L'ingratitude? - - -

Ich ernähre ihn (den Menschen) seit langen Jahren, kein Tag vergehet, ohne daß er nicht Wohlthaten von mir genießet, alles ist einig und allein für ihn bestimmt, meine Milch und meine Jungen lassen ihn mit vollen Händen nach Hause ziehen, so gar seine Gesundheit habe ich, wenn selbige durch das Alter Schaden gelitten, wiederum hergestellet, und alle meine Beschwerniße zielen einzig auf sein Vergnügen und zur Befriedigung seiner Bedürfniße ab. Wenn ich nun endlich veraltet bin, so läst er mich in einem Winkel ohne Gras stehen, wollte er mir doch nur wenigstens erlauben zu weiden, allein so bin ich angehänget; Könnte wohl eine Schlange, wenn sie mein Herr wäre, die Undankbarkeit weiter treiben?

Wie glücklich würden die Menschen nicht seyn, wenn sie bei allen ihren Wünschen und bei ihrem Geschmack mäßig und klug wären, und dem durch die Vernunft und Ueberlegung verbesserten Naturtrieb nachlebeten! Sie würden alsdann Zweifelsohne mehr von Gewächsen als von Thieren leben, und wenn sie auch dieser leztern Nahrung nicht ganz auf einmal, nach dem Beispiel der Guebren *) der Schüler des Zoroasters entsageten, welches nicht einmal zu wünschen wäre, so würden sie sich derselben doch mit mehrerer Mäßigung bedienen, und die Gewächse dem Fleisch iederzeit vorziehen. Wenn man mit dieser Lebensart dieienigen gelinden Geseze vereinigte, welche uns den Ackerbau und die Einfalt des Landlebens zur heiligsten Pflicht machen, so würden wir in kurzem die unschuldigen

*) Die Guebren oder Gauri waren vor diesem ein berühmtes Volk weil es frei war, heut zu Tage aber stehen sie unter dem türkischen Joch, und sind so unglücklich als unbekannt.

digen und reinen Sitten wiederum unter uns aufleben sehen. Man würde alsdann die nüzlichen Bäume und Pflanzen allenthalben vermehren, die Erde würde einen angenehmen Garten vorstellen, weil sie ohne Kunst abgetheilet und mit Reichthümern überhäufet seyn würde, und das Glück und Wohl würde man allenthalben darauf herrschen sehen, zumal wenn die Menschen welche selbige bewohnen, die aus der Gleichheit *) entspringende Vortheile genießen möchten. Jedermann würde bei so bewandten Umständen so wohl ohne Eifersucht als ohne Schwachheit und Gebrechen, von seiner Hände Arbeit, von den Hülsenfrüchten aus seinem Garten, von dem Honig seiner Bienen, und von der Milch seiner Kuh leben; und dieses arme Thier, welches so gut und nüzlich ist, und ein viel besseres Schicksaal verdienet, als es insgemein von uns zu bekommen pfleget, würde sich gegen die Erde um die Wette beeifern, und die zweite Erhalterin der Menschen abgeben.

Solche Länder die zur Weide nicht tüchtig sind, müssen entweder unbewohnt gelassen, oder so lang und viel bearbeitet und angebauet werden, bis sie gutes künstliches Heu hervorbringen; dann ausser diesem würde man nur höchstens einige wenige Ochsen zur Arbeit daselbst unterhalten können, und dem Vortheil Kühe zu halten, mithin einer der grösten Wolthat der Natur entsagen müssen.

Die

*) Aus der allzugrossen Ungleichheit der Menschen, da die einen sich alle Mühe geben durch Ueppigkeit glücklich zu werden, oder wenigstens glücklich zu scheinen, entstehet nothwendig die betrübte Folge, daß die andern, welche ienen nicht gleich kommen können, in Verzweiflung gerathen, und kein Mensch wahrhaftig glücklich seyn kann.

Die Kuh ist das Weib von dem Stier, und weil ich diesen leztern schon in dem Abschnitt von dem Ochsen beiläufig beschrieben habe, so will ich meine Leser dieses Umstandes wegen dahin verweisen.

Ich will aber demungeachtet ein und andere besondere Umstände anführen, die sich unmittelbar auf die Kuh beziehen, und bei dem Artikul von dem Stier nicht haben abgehandelt werden können, dergleichen besondere Züge von dem Landleben, auf welche ich mich öfters beziehen werde, sind der Naturgeschichte ganz und gar nicht unwürdig; denn wozu sollte die Untersuchung und Erforschung einer Wissenschaft wohl dienen, welche uns nur zu unnüzen Betrachtungen Gelegenheit gäbe, ohne uns weißer, wirthschaftlicher und folglich auch glücklicher zu machen?

Man muß zuvörderst bei den Kühen sein Augenmerk auf eine gute Wahl richten; hiebei ist nöthig daß man die Kennzeichen wisse, aus welchen man ersehen kann, welche Kühe fruchtbar sind, und viel Milch versprechen.

Wenn eine Kuh einen schmalen Kopf, dünnen Hals, breite Schultern, kurze Schenkel, eine zarte und rothe Haut, wenn sie von der grossen Gattung ist, denn unter den kleinen Kühen sind die schwarzen die besten, kleine Hörner, und kein allzugrosses Eyter hat, so zeiget solches an, daß man sich viele und gute Milch von ihr versprechen kann. Man muß darauf die Milchader befühlen, und sehen, ob sie nicht zu breit ist; der Bauch darf nicht zu tief seyn; eine Kuh die einen gar zu grossen und leibigen Körper hat, verzehret zu ihrer Unterhaltung den grösten Theil der Säfte die sie aus ihrem Futter ziehet, und also bleibet wenig

davon

davon zur Milch übrig, daher die magern Kühe mehr Milch zu geben pflegen, man muß auch bey der Landwirthschaft den Umstand wohl bemerken, daß das Waizen-Stroh die Milch vermindert.

Es ist eine allgemein bekannte Sache, daß sehr vieles darauf anzukommen pfleget, daß eine Kuh zu einer Zeit vorzüglich vor der andern zukomme; man hat deswegen einige Mittel entdecket, um den Zeitpunct wenn sie am hizigsten sind, zu bestimmen; man darf einer Kuh nur sehr starkes Bier zu saufen geben, und sie eine Stunde nachher dem Stier zuführen, man kann ihr auch an statt des Bieres eine Kanne Brandwein auf einem einigen Zug geben; im leztern Fall aber, muß man erst vier und zwanzig Stunden abwarten, ehe man sie dem Stier zuführet. Diese Mittel gelingen aber nicht iederzeit zum besten, und müssen mit vieler Vorsicht gebrauchet werden, denn die Natur pfleget sich bisweilen zu rächen, wenn man sie zu hintergehen suchet, und wenn schon ein Pachter von dergleichen vorzeitig bewirkten Begattungen viele Kälber bekommet, so haben selbige hingegen mehrestentheils in der Bildung einigen Fehler. Oefters fallen die Kühe, nachdem sie gekalbet haben, und hauptsächlich pfleget ihnen dieses Unglück zuzustossen, wenn sie gar zu stark sind, und man die Vorsicht unterlassen hat, ihnen, ehe sie kalben, ein oder zweymal zu Ader zu lassen.

Man hat unterschiedliche Herzstärkende Mittel für die Kühe welche gekalbet haben, das einfacheste und welches am wenigsten kostet, ist folgendes. Man siedet eine Kanne Rahm in einer hinlänglichen Menge Bier so ohne Hopfen gebrauet worden, wenn solches ohngefähr bis auf eine Kanne eingesotten ist, so thut

man

man ein Viertelpfund frische Butter, und ein wenig Schwefelblüth darunter, dieses Mittel hat fast iederzeit gute Wirkung gethan.

Im Monat Mai stösset den Kühen eine besondere Krankheit zu; weil zu dieser Zeit das Gras in seiner grösten Stärke ist, so fressen diese Thiere begierig davon, um also denienigen Krankheiten welche aus der Rohigkeit des Futters so sie geniessen entstehen, vorzubeugen, so läst man sie, ehe man sie auf die Weide schicket, ein Stuck Theer von der Grösse eines Eyes verschlucken. Das Theer ist hizig, und befördert die Verdauung.

In Ansehung der Kälber muß man Sorge tragen, daß selbige so lang als möglich an ihren Müttern saugen; sie in einem sehr warmen Ort halten, und ihre Streue oft umwenden, damit solche nicht zu feucht werde; man muß sie auch vor der Sonnen-Hize bewahren, und verhindern, daß sie im Frühling kein Gras fressen, wovon sie unfehlbar den Durchfall bekommen würden. Um diesem Uebel vorzubeugen, füttert man sie mit Zitterpappeln-Weiden- oder Nessel-Blättern, und andern Kräutern, die man wenigstens den Tag vorhero muß gesammlet haben; man wäscht ihnen die Zähne mit Salz und Urin, und wenn sie ein Jahr alt sind, giebt man ihnen Stroh-Heckerling.

Zu iungen Kühen darf man den Stier nicht eher lassen, als bis sie vier Jahr alt sind; man muß sie alsdenn besonders verwahren, um zu sehen, ob sie Milch bekommen. — — Milch! wer kann wohl an diese so angenehme, so gesunde und natürliche Nahrung denken, ohne sich nicht zugleich der schönen Tage der Jugend, derienigen glücklichen Zeit zu erinnern, in welcher

cher dieser angenehme Saft unserem Gaumen das grö-
ste Vergnügen erregte, den nachhero starke und geisti-
ge Getränke verbeugen und verderben. Wenn reiche
Einwohner in grossen Städten sich ihrer Beschäftigun-
gen, dem Wohlstand und Gewohnheiten ihres Ranges
und Standes, ihren vorher zubereiteten und eben des-
wegen beschwerlichen Ergözlichkeiten, mit einem Wort,
ihrer Sclaverei entziehen können, so suchen sie auf ih-
ren Maierhöfen die Milch, diese kostbare Nahrung,
als das einige Mittel auf, womit sie das Feuer welches
sie durch die üppigen Gastereien in ihren Eingeweiden,
und durch erdachte und angewöhnte Leidenschaften in
ihren Herzen erreget haben, löschen können. Welch
ein entzückendes Vergnügen ist es nicht für solche Per-
sonen, die durch die erstickende Hize in den Städten ab-
gemattet worden, wenn die Kühle des Morgens und
der heilsame Balsam der Pflanzen die sie mit Füßen
tretten, in ihr fast brennendes Geblüt eindringet! sie
empfangen von den reinen und freien Händen der Schä-
fer einen wohlthätigen Saft, welcher ihre Sinnen
mit Zufriedenheit und Vergnügen erfüllet; ein reines
aber eben so schlechtes und einfältiges Gefäß wie der
Besizer desselben, enthält den Balsam in sich, welcher
ihnen das Leben giebt; ein Schaum so weiß wie Schnee
steiget über das Gefäß hervor und die Milch lauft
schon in ihre Adern. — — Ihr Mund kostet noch
nachhero den Schaum des niedlichen Saftes welcher
sich an ihren Lippen anhänget. Aus Erkenntlichkeit
werfen sie begierige Blicke auf die Gegenstände die sie
um sich herum antreffen, sie betrachten mit Vergnügen
die glücklichen Schäfer, welche ihre von Gesundheit
glänzenden Schaafe führen. Hier beissen einige Kühe
mit ihren spizigen aber niemals mörderischen Zähnen,

die

die obersten Spizen der Kräuter ab, und beobachten dabei eine kleine beständig anhaltende zwar einförmige aber doch zugleich angenehme Bewegung; dort siehet man einen andern Haufen Kühe bequem und weich auf der Erde liegen und wiederkauen. — — In einem andern Winkel dieser anmuthigen Landschaft, springen einige Kälber die sich in den Schatten geflüchtet hatten, mit den muntersten Wendungen auf ihre Mütter zu, beugen sich alsdenn, und wenden sich schief unter sie hinunter, und damit sie die Eyter desto besser ausdrucken, und die Milch herausziehen können, so drücken sie selbige gelind mit ihren Nasenlöchern, oder sie beissen, wenn sie schon allgemächlich anfangen eine stärkere Nahrung vertragen zu können, mit ihren noch furchtsamen und unsichern Zähnen einige Spizen der Kräuter ab, wenden sich aber bald wiederum davon weg, und kehren zu ihrer ersten und leichten Nahrung, nämlich zu den Zizen ihrer Mutter zurück.

Man unterscheidet an der Milch drey verschiedene Theile, die man leicht von einander absondern kann; den Rahm oder die Sahne woraus man die Butter machet, die geronnene Milch oder den Käß, und den wässerigen Theil der Molken.

Die Milch so man im Frühling und Sommer bekommt ist besser und gesunder als die so in den beiden andern Jahreszeiten gemolken wird. Die Milch von einer allzu iungen Kuh giebt keine gute Nahrung, weil sie viel mehr wässerige Theile als Rahm hat. Wenn die Kuh zu alt ist, so ist die Milch trocken, und bestehet fast blos aus lauter käsigten Theilen; sechs Wochen vor, und eben so viele Zeit nach dem Kalben der Kuh ist die Milch eben so schlecht. Wenn die Kuh krank

oder in der Hize ist, so ist die Milch noch schlechter; die Beschaffenheit des Erdbodens und der Kräuter hat gleichfals einen starken Einfluß auf die Milch; solche Kühe die auf etwas hohen und offenen Orten weiden, haben eine bessere und mehrere Milch, als die welche in Thälern weiden, zumal wenn dergleichen Thäler tief und kothig sind.

Das beste Mittel gute Milch zu bekommen bestehet unstreitig darinnen, daß man die Kühe gut füttert, und ihnen viele Bewegung machet, ohne sie dabei zu sehr abzumatten.

Eine gute Milch erkennet man an folgenden Kennzeichen: sie muß dunkel weiß sein, einen guten Geruch und annehmlichen Geschmack haben, wenn man einen Tropfen davon auf den Nagel schüttet, so muß sie genug feste und zähe Theile haben, daß der Tropfe rund bleibt, und nicht abläuft, wenn man ihn schon abwärts senket; wenn aber die Milch in das grünliche, gelbe, oder blaue fällt, und so flüßig wie Wasser ist, so taugt sie nichts, und man muß in diesem Fall so wohl seines eigenen Nuzens als des allgemeinen Bestens wegen, eine solche Kuh abschaffen.

Was hier von der Kuhmilch gemeldet worden, alles das ist auch von der Pferd-Esels-Schaaf- und Ziegenmilch auf gleiche Art zu verstehen.

Es giebt einige Gewächse welche den Weibchen unter den Thieren einen starken Ueberfluß von Milch verschaffen, dergleichen sind, das Körbelkraut, der Till, der Fenchel, Holler, das Creuzblümlein ꝛc. so wie andere Pflanzen hingegen die Milch vermindern, als z. E. der Schierling, Petersil, Borretschen ꝛc.

worunter auch wie schon oben gemeldet worden, das Waizenstroh zu zählen ist.

Die Russen so an das Lappländische angränzen, besizen die Kunst, aus vergährter Milch einen Brandwein zu machen, den sie sehr häufig gebrauchen.

Ehe man die Kühe melket, muß man ihnen die Eyter wohl waschen, man lässet die Milch sodann warm in ein feines Sieb oder in eine etwas klare Leinwand laufen, und so lang als es nöthig ist, daß aller Rahm in die Höhe steigen kann, stehen, wozu im Sommer einige Stunden hinlänglich sind, im Winter aber kann man unterschiedliche Melkgelten voll zusammen schütten und solche bis zwei Tage lang in den Milchtöpfen worinnen man sie untereinander menget, stehen lassen. Bei grosser Kälte muß man die Milch ans Feuer oder in einen etwas heißen Ofen sezen, damit der Rahm in die Höhe steigen kann; es ist aber zu aller Zeit das beste Mittel den Rahm geschwind und in grosser Menge in die Höhe zu treiben, wenn man die Milch gleich nach dem Melken fleißig umrühret und öfters abschläget; worauf man sie so lang stehen lässet, bis man den Rahm zum Buttern abnimmt.

Es ist mir leid, daß ich diesen Articul schließen muß, ohne von den artigen Handgriffen zu reden, die man zum Käß- und Buttermachen gebrauchet; allein die Beschreibung dieser Verrichtungen würden mich zu weit von meinem Endzweck abführen, und es ist hier der Ort nicht, die auf dem Land gewöhnlichen Künste abzuhandeln.

Das Schaaf.

Zur glücklichen Zeit der Coridons und Galateän weideten die Heerden unter der Aufsicht der Liebe, und irreten bei dem Schall der Flöte des Gottes Pan auf den Gefielden herum. Die freien und reichen Hirten waren nicht so plumb und ungesittet wie die unsrigen, sondern sie waren zärtlich und verliebt; sie dichteten Lieder in welchen das Lob des Feldlebens iederzeit mit dem Ruhm ihrer Schäferinnen vereiniget war, und diesen leztern suchten sie nicht so wohl durch nichtige Höflichkeiten und Schmeicheleyen, als vielmehr durch die Sorge, die sie für ihre Heerden trugen, Proben von ihrer zärtlichen Liebe abzulegen. Die Schäferinnen waren hingegen auch ihrer Seits eben so sehr für das Wohl ihrer Schaafe, als für ihre eigenen Reizungen besorgt. Eine Schäferin, die ausser ihrer Schönheit keinen andern Vorzug besaß, und ein Schäfer dessen ganzes Verdienst in der Kunst schöne Hirtenlieder zu dichten bestund, wurden als solche Personen betrachtet, die der menschlichen Gesellschaft nur zur Last wären. Wie sehr ist es nicht zu bedauern, daß wir heut zu Tage von diesem glücklichen Zustand nichts mehr wissen! Warum kennen wir doch das wahre Glück und den ächten Ruhm nicht mehr, welches hauptsächlich nur darauf beruhet, daß man sich beständig zu beschäftigen und zu allen Zeiten nüzlich zu seyn weiß!

Die nemlichen Abwechslungen, wodurch unsere Sitten nach und nach ausgeartet und verdorben worden sind, haben auch zugleich die Menschen und Thiere die wir unserer Sclaverey unterworfen, im höchsten Grad unglücklich gemachet. Die Hirten sind

arme Miethlinge, welche die Dienstbarkeit und der Mangel ganz viehisch machet, aus diesem unglücklichen Zustand entstehen die unvermeidlichen Folgen, daß die Schaafe sich in einem schlechten Zustand befinden, heßlich und äusserst matt und schmachtend sind; und die Lämmer von ihrer zartesten Jugend an, welche der Zeitpunct des wahren Glückes seyn sollte, weil sich alsdann die Werkzeuge am ersten entwickeln, in die betrübte Nothwendigkeit sich versezet sehen, ihre unschuldige Freude mit vielen Beschwerlichkeiten verbittert zu befinden, so daß sie durch das beständige Geblök so ihnen Noth und Mangel auspressen, ganz abgemattet werden, und in dem ersten Augenblick ihres Daseyns, den sie kaum zu geniessen angefangen haben, beinahe schon wiederum verlöschen zu wollen scheinen.

Das eigentlich so genannte Schaaf ist der verschnittene Widder oder Hammel, man verstehet aber überhaupts auch unter dieser Benennung, den Widder, die Schaafmutter, und das Lamm.

Man kann gewissermassen sagen, daß die Schaafe künstlich zubereitete Thiere sind, denen der menschliche Fleiß eine gewisse Gestalt und Form gegeben, um desto mehr Nuzen von ihnen zu ziehen.

Die Natur hat dem Menschen, durch die Anvertrauung dieses guten Thieres das allerkostbarste Geschenk gemachet; es überhäufet selbiges den Boden mit einer Düngung die voller Salz und Feuer ist, das Fleisch dienet uns zur Nahrung, und mit seinem Fell bekleiden wir uns; man hat das Bild eines Schaafes auf die ersten Münzen gepräget. Als die Menschen das reizende Hirtenleben verliessen, und anfiengen Eroberungen zu machen, so liessen sie gleichsam zur lezten

Ehren-

Ehrenbezeugung und Huldigung für diese unschuldige Lebensart, von der sie sich abgezogen hatten, auf die Münze die unter ihnen im Gang kame, das Bildnuß derjenigen friedfertigen Thiere prägen, die sie vorhero geführet und gehütet hatten. *)

Das Schaaf erfordert unter allen unsern Haus-Thieren die allermehreste Sorge; da es äusserst schwach ist, gar keine Waffen zu seiner Vertheidigung hat, und furchtsam bis zur Dummheit ist, so findet es keine andere Zuflucht, als in unserm Schuz, den es aber mit den gründlichsten und dauerhaftesten Reichthümern die es uns darbietet, überflüßig bezahlet. Der trozige Stier kehret seine dräuenden Hörner gegen seinen Feind; das Pferd tritt ihn stolz mit Füssen; hingegen das Schaaf ist so unfähig eine Gefahr vorher zu sehen, als solche abzuwenden, und hat kein einiges Mittel den Nezen des Wolfes noch seinem mörderischen Rachen zu entgehen; es ist so wenig argwöhnisch, und hingegen so vertraulich oder besser zu reden so dumm, daß es auch im grösten Sturm oder Hagel seinen langsamen Schritt nicht beschleunigen würde, wenn es der Schäfer nicht dazu antriebe.

Ungeachtet dieses zärtliche Thier mit einem dicken und warmen Rock bekleidet ist, so kann es doch gleichwohl die Unbequemlichkeiten der Witterung gar nicht wohl vertragen; die Kälte tödet das Schaaf so gar im Stall, wenn solcher nicht gegen Mittag zulieget. Man muß dieses Thier auch sauber und trocken halten. Im

*) Die alten Münzen hatten das Gepräg eines zahmen Thieres, hauptsächlich und am mehresten aber von einem Schaaf, wie denn das lateinische Wort pecunia, das Geld, oder die Münze, von pecus dem Vieh, herstammet.

übrigen sind alle dergleichen Arten der Sorgfalt, die beyden lezteren ausgenommen, welche höchst nöthig sind, den Schaafen mehr schädlich als nüzlich. Die Kälte ist ihnen tödlich, weil wir selbige gar zu empfindlich darzu machen; da es hingegen viel besser wäre, wenn wir die Schaafe zum Aufenthalt in freyer Luft gewöhneten, denn mit ie mehrerer Mühe wir selbige bedecken und verbergen, desto stärker vermehren wir die Ursachen, welche sie ums Leben bringen.

Die Lämmer und ihre Mütter vergessen ihre gegenseitige Zärtlichkeit, wenn die Schaaf-Mütter keine Milch mehr haben, und die Lämmer selbiger nicht mehr benöthiget sind; alsdenn trennen sie sich voneinander, und erkennen sich in kurzer Zeit schlechterdings nicht mehr. Der Schäfer sondert diese iungen Lämmer so dann ab, und übergiebt sie einem seiner Kinder, unter dessen Aufsicht sie die zartesten Kräuter abpflücken.

Wenn die Lämmer groß genug geworden sind, daß sie mit unter die grosse Heerde gestossen werden können, so leben sie eine Zeit lang ganz friedsam darunter, allein es stehet nicht lang an, so werden die so männlichen Geschlechtes sind vor Liebe hizig, und liefern einander blutige Treffen, wenn der Schaafhirt nicht ihre ungestümmen Bewegungen besänftiget, wozu kein anderes Mittel als das Verschneiden Statt findet.

Ein Schäfer muß auch die Krankheiten der Schaafe, die Ursachen derselben, und die Kunst solche zu heilen verstehen. Es müßen ihm auch die verschiedenen Eigenschaften der Weiden, diejenigen Mittel, wodurch sie ein saftigers Fleisch und schönere Wolle bekommen, zu welcher Zeit man sie scheeren, weiden, und tränken lassen muß, bekannt seyn.

Der

Der Widder gehet stolz an der Spize der Heerde voraus, und die übrigen Schaafe folgen ihm mit einem blinden Zutrauen, und scheuen weder Gräben noch Abgründe, wenn sie den Widder haben voraus gehen sehen. Diese Thiere sind von einer so blindlings nachahmenden Art, daß sie, wenn es dem Widder, welcher die Heerde anführet, beikömmt, seine hintern Pfoten in die Höhe zu werfen, und den Kopf niederzubeugen und auf die Seite zu wenden, alle miteinander in einem Augenblick diese nämliche Bewegung auf eine Maschinenmässige Art machen, und auf dem ebensten Erdreich eben solche Sprünge thun, als wenn sie über einen Graben sezen müsten.

Die Wahl welcher unter mehreren Widdern die sich bei der Heerde befinden, der Anführer seyn soll, hänget von einem Ohngefähr, von der bloßen willkührlichen Bestimmung des Schäfers ab, welche Art der Beförderung und Ertheilung des Vorranges auch vielfältig bei andern Gelegenheiten ausser den Heerden Statt findet, derienige Widder welchen die Gunst des Schäfers zum Haupt der Heerde ernennet hat, gehet iederzeit zuvörderst an der Spize, untersuchet das Erdreich, und wendet sich nach eigenem Belieben auf welche Seite er will, mit der festen Versicherung daß ihm die ganze Heerde ohne den mindesten Anstand nachfolgen werde. Dieser Widder führet seine Gefährten in die Felder, und auf die Hügel wo sie weiden sollen, und an die Bäche zum tränken.

Die Schaafe gehen gar zu gerne von einer Weide auf die andere, und sie verlassen so gar im Frühling da das frische Gras ausserordentlich viele Reizungen für sie hat, die anmuthigste Wiesen, um irgend anders-

derswo einige Knöpfe und Sproßen von den Stauden abzunagen.

Der Widder träget auf seinem Kopf hohle und nüzliche Hörner welche vornen in Gestalt eines halben Kreises zusammen laufen, bisweilen sind sie aber auch Schneckenförmig gewunden. Man erkennet das Alter des Widders an seinen Hörnern, selbige kommen schon im ersten Jahr und öfters gleich bei der Geburth zum Vorschein, und vermehren sich alle Jahre so lang er lebet, mit einem Ring. Die Widder, die Schaafmütter, und die Hammel verliehren mit zwei Jahren, die beiden Vorderzähne des untern Kinnbackens, dann an dem obern Kinnbacken haben sie keine Schneidzähne, ihre übrigen ersten Zähne aber verliehren sie bis ins dritte Jahr, in welchem sie wiederum andere gleiche und weiße Zähne bekommen, die aber bei zunehmenden Alter des Thieres ausfallen, stumpf, ungleich und schwarz werden.

Es giebt Widder die keine Hörner haben; aber die mit Hörnern werden für hiziger und zum Belegen der Schaafe tauglicher gehalten; sie sind auch beschwerlicher, weil sie mit ihren Hörnern öfters stoßen. Um ihnen solches zu verwehren, bohret man bei den Ohren an der Gegend wo sie sich krümmen, mit einem Bohrer ein Loch durch.

Der Adeliche Feldbauer (le gentilhomme cultivateur) schreibet noch ein anderes kräftigeres Mittel vor, womit man den Widdern ohne Hörner gleichfals das aneinander Huzen und Stoßen verwehren kann, man bindet ihnen nämlich ein kleines Brettchen das innerhalb mit eisernen Spizen versehen ist, an die Stirne so daß sie sich, wenn sie stoßen wollen, selbst verlezen.

Die

Die Schaafe finden so gar an den dürresten und von der Sonne fast verbrannten Hügeln Futter und Weide; es ist aber so wohl für diese Thiere als für den Landmann nüzlicher, wenn dergleichen Hügel mit einigen Bäumen bedecket sind. Die Stoppeln so nach der Ernde zuruck bleiben, geben den Schaafen eine gute Nahrung, zu gleichen Endzweck dienen ihnen auch die Kräuter so auf den Brachfeldern wachsen, man verstehet darunter solche Felder die man ein Jahr lang ungebauet liegen lässet, und worauf man im folgenden Jahr wiederum Getraid säet. *) Man läst die Schaafe auf solchen Feldern pferchen, und sie hinterlassen eine so hizige und fruchtbare Düngung darauf, daß selbige in manchen Landen höher geschäzet wird, als alles das was die Schaafe den ganzen Winter durch zu ihrer Unterhaltung kosten.

Man kann bei der Wahl der Schaafe so wie bei andern Thieren womit man eine Mayerei besezen will, nicht sorgfältig genug seyn, denn wenn diese Wahl einmal getroffen ist, und man sich dabei verfehlet hat, so kann man solche nicht leicht, oder höchstens mit vielen Kosten und Verlust und nach langer Zeit, wenn man nemlich erst nach und nach solche Arten ziehet, wie die erste hätte seyn sollen, verbessern.

*) Nach der Art des Herrn Thull sollte man gar keine Felder mehr brach liegen lassen, und folglich würden die Schaafe dadurch derienigen Nahrung die sie auf selbigen finden, beraubet werden, und wir würden wenig oder gar nichts mehr von den kostbaren, und verbessernden Salzen bekommen, welche sie daselbst zurück lassen. Herr Delasalle de l'Etang suchet durch eben dieses Mittel den Vorzug der alten Art des Ackerbaues zu behaupten; sein Werk führet den Titel: Manuel d'Agriculture pour le laboureur, pour le proprietaire, & pour le gouvernement.

Man muß hauptsächlich hiebei auf das nöthige Verhältniß zwischen dem Futter welches die Thiere womit man einen Viehhof besezen will, verzehren können, und der Beschaffenheit und Menge der Lebensmittel sehen, die man ihnen verschaffen kann.

Es giebt zwei Hauptgattungen der Schaafe, kleine, und große.

Die kleinen sind am Vordertheil des Kopfes schwarz, leben von wenigem Futter, ertragen die Ungemächlichkeiten der Luft leicht, und sind sehr gesund, weil sie keinen allzustarken Ueberfluß von Feuchtigkeiten haben; sie haben eine feine Haut, und sehr schöne und gute Wolle, aber nicht allzuviel, ihr Fleisch ist saftig und niedlich.

Die Schaafe von der grossen Gattung die man insgemein die Flandrischen Schaafe nennet, kommen allenthalben, nur an gar zu morastigen oder trockenen Orten nicht, gut fort. Sie haben viele Wolle die eben so schön als bei den andern ist.

Es giebt noch ausser diesem Bergschaafe, die eine dritte Art ausmachen, sie sind sehr klein, aber wohl gewachsen, und so dauerhaft daß sie allenthalben fortkommen; ihr Fleisch ist vortreflich, aber die Wolle ist schlecht, man muß deswegen derselben wenige und nur so viele halten als sich von den Kräutern nähren können die mit Mühe auf den obersten Spizen der Berge wachsen.

Ich will hier der barbarischen Schaafe nicht gedenken, die von einem grossen Werth bei uns seyn würden, wenn wir sie im Land ziehen könnten, allein sie würden wegen der gar zu grossen Verschiedenheit des Himmelsstriches wo sie geworfen werden, und des

unsrigen,

unsrigen, ohne Zweifel ausarten; ich glaube aber doch daß man vermittelst der Vermischung mit solchen Arten die ihnen sehr nahe kämen (en croisant toujours les races de proche en proche) es endlich dahin bringen könnte, daß wir eine solche Art erhielten, die wo nicht von vollkommener gleicher Güte, doch auch nicht viel schlechter wäre, und die man durch von Zeit zu Zeit wiederum neu heraus gebrachte Schaafe unterhalten könnte. — — Wenn es zu einem glücklichen Erfolg dieses Unternehmens schlechterdings nöthig wäre, daß alle Nationen von hier bis in die Barbarei in vollkommener Einigkeit lebeten, so könnte man mich beschuldigen, daß ich eine unnüze Grille oder Einbildung zur Würklichkeit zu bringen verlangete; allein, Gott sei gedankt, daß solches nicht nöthig ist, sondern eine freiwillige oder gezwungene Verbindung der gegenseitigen Vortheile und Bedürfniße schon dazu hinlänglich ist, welche allezeit, auch so gar unter feindlichen Nationen Statt findet.

Ungeachtet man nicht laugnen kann, daß uns viele Hinderniße im Wege stehen, die schöne Art der barbarischen Schaafe nach Frankreich zu bringen, und sie solchergestalt zu unterhalten, daß sie vor dem Untergang verwahret werde, so hat es doch auch seine gute Richtigkeit, daß uns die Natur, wenn wir einige solche Versuche anstellen wollten, unterstüzen, und zur Bildung dieser neuen Art beistehen würde, wie wir dann das Beispiel haben, daß diese Schaafe in Spanien bereits schon sehr gut, und in Engeland bis zu einem gewissen Grad angeschlagen haben.

Als Don Pedro IV. König von Castilien in der Mitte des vierzehenden Jahrhunderts Nachricht erhielte,

te, daß es in der Barbarei Schaafe gäbe, die ihren Eigenthümern einen vortreflichen Nuzen brächten, so ließ er eine gewiße Anzahl Widder und Schaafe von der schönsten Gattung nach Spanien bringen; und auf diesen Umstand gründet sich die so vortreflich schöne Castilianische Wolle. Diese Art schlug zwei ganze Jahrhundert lang ausserordentlich wohl an; als der Cardinal Ximenes bemerkte, daß sie ausarten wollten, so ließ er neuerdings wiederum Widder von der schönsten Art aus der Barbarei bringen, und trug als ein Einsichtsvoller Minister Sorge, unter den Spaniern einen edlen Wetteifer für die Besorgung der Heerden zu erregen; so daß noch heut zu Tage vornehme Häupter der Familien sich ein Vergnügen daraus machen, ihre Heerden selbst zu besuchen; und der Tag der Schaafschur, welcher zugleich der Tag einer neuen Quelle des Reichthums ist, wird festlich gefeiert. Die Natur verschönert sich und wird noch vollkommener unter der Hand eines reichen Eigenthümers: der Eifer eine gute Art von Schaafen durch gut gewählte Widder zu erhalten gehet in Spanien nunmehro so weit, daß manche reiche Privatpersonen für einen recht schönen Widder bei zwei hundert Ducaten bezahlet haben.

Eduard V. König von Engelland ließ im funfzehenden Jahrhundert mit Erlaubniß des Königs von Spanien drei tausend Stuck von obbemeldter schönen Art bringen; und die Klugheit der Regierung brachte es in einigen Jahren so weit, daß Engelland mit dieser kostbaren Art Schaafe häufig versehen ware; man legte Hirtenschulen an, und gab den Schäfern den nöthigen Unterricht, und man gewöhnte nach und nach die Schaafe von einer ganz verschiedenen Himmelsgegend, daß sie in freier Luft die Winterkälte in einem

Pferch

Pferch vertragen konnten, und Engelland wurde durch die Bemühungen des Königs Eduard im Stand gesezet, uns so weit zu hintergehen, daß sie französische Fabricanten in ihr Land zogen. Die Königin Elisabeth gebrauchte die Vorsicht diese Art Schaafe wiederum verneuern, und zu dem Ende frische aus Spanien bringen zu lassen, damit sie nicht ausarten konnten.

Man kann die Ausartung einer so fremden Art nicht anderst als mit vieler Mühe und durch neue Vermischungen verhindern. Es ist aber so wenig möglich, in Frankreich so gleich auf einmal barbarische Schaafe mit gutem Erfolg unterhalten und erziehen zu können, daß man nicht einmal im Stand ist, solche Schaafe die man nur zehen Meilen weit von einem solchen Boden hergenommen hat wo bessere Kräuter wachsen, in einem solchen Erdreich wo die Kräuter von schlechterer Beschaffenheit sind, erziehen zu können. Man muß also, wenn man einmal die Wahl festgesezet hat, womit man eine Mayerei vermehren will, zuvörderst darauf sehen, daß man selbige von einem schlechtern oder weniger guten Boden hernimmt, als diejenige ist, wo sie nachhero unterhalten werden sollen; widrigenfals werden sie zu Grunde gehen.

Wenn man diese allgemeinen Regeln in Ansehung der Wahl der Schaafe und der Weiden beobachtet hat, so muß man ein iedes Schaaf das man kaufet, einzeln besehen, und untersuchen, ob die Wolle lang oder kurz, fein, gelind, oder fett anzufühlen, und schön krauß ist; sie kann aber mit allem diesem auch eine üble Eigenschaft haben, wenn sie nemlich schmuzig und unsauber ist, wiewohl solches von keiner sonderlichen Wichtigkeit ist, weil es nur eine zufällige Eigenschaft ist, der man durch die Reinlichkeit abhelfen kann.

Da das gute Fortkommen der zukünftigen Arten auf den Eigenschaften der gegenwärtigen Widder und Schaafmütter beruhet, so kommt vieles darauf an, daß man gesunde und wohlgewachsene Widder und Schaafe miteinander begattet.

Die schicklichste Zeit die Schaafe miteinander zu paaren ist in die Winter-Sonnenwende, nämlich im November, damit das Schaaf welches fünf Monate träget, beim Eintritt des Frühlings lamme.

Wenn das Schaaf geworfen hat, so muß man das Lamm die erste Milch saugen lassen, denn die Natur, welche nichts vergebens gemachet, hat den Eytern der Thiere keine solche Milch beigeleget, welche den Jungen Beschwerlichkeit verursachen könnte; da vielmehr erwiesen ist, daß diese Milch, weil sie aus vielen wässerigen Theilen bestehet, die Jungen gleich anfänglich purgieret, und die Ausleerung des im Mutterleib schon befindlich gewesenen Unflathes befördert, welcher ausser diesem nicht anders als mit heftigen Reißen weggehen würde.

Die Ziege.

Die allersteilesten und trockensten Gebürge sind der Ziege eben so nüzlich und angenehm, als den Ochsen die ebensten und fettesten Weiden. Auf solche Art hat Gott, dessen Wille war, daß alles bewohnt, und belebt seyn sollte, den innerlichen Bau der Thiere und ihre Neigungen, als eine nothwendige Folge dieses Baues, so verschiedener Massen eingerichtet, daß auf der ganzen Erde kein Theil zu finden ist, der nicht mit irgend einigen Geschöpfen bewohnet und belebet wäre. Die Ziege, das Elendthier, und andere klet-

terende

rende Thiere bekamen ihre angewiesenen Pläze auf den Gipfeln der Berge, und an den Ufern der Abgründe; wir können sie also nur von weiten sehen, wie sie dann auch nicht anderst als in einer gewissen Entfernung sich unsern Augen in ihrer Schönheit vorstellen. Wenn man sie von weitem siehet, so scheinen sie so schön zu seyn als flüchtig sie in ihrem Laufe sind.

Man muß aber auch gestehen, daß dieienigen dieser Thiere welche in Freyheit auf den Gebirgen leben, auch in der Nähe viel angenehmer aussehen, als die andern nicht einmal von weiten scheinen, welche dadurch daß man sie zahm gemachet, verunstaltet, und die ganze Beschaffenheit ihres Körpers beinahe verändert worden ist. — —

Reizender Zustand der Natur, du bist nicht mehr bei den Thieren die wir unter unser Joch gebracht haben, und noch viel weniger bei uns selbsten vorhanden! Möchte doch die Weltweisheit, die einige wahre Weltweisheit uns wiederum zu dir zurück führen, uns den Muth und die Lebhaftigkeit des Körpers die uns schon seit langer Zeit fehlen, wiederum verschaffen, und die Unschuld und Annehmlichkeit derienigen Sitten die wir niemals an uns gehabt haben, damit vereinigen.

Wenn wir der Natur ein wenig näher kämen, so würden die Thiere die wir uns dienstbar und zugleich unglücklich gemachet haben, sich mehrestentheils ihres Schadens wiederum erhohlen. Wir würden selbige zwar ohne Zweifel noch ferner fort bei uns behalten, hingegen würden wir auch nur einige ganz leichte Dienste von ihnen fodern, wogegen sie mit Erkenntlichkeit bei uns Schuz, Zuflucht und Nahrung finden würden. Wir würden nicht mehr so unbillig, und zugleich so schlechte Wirthschafter seyn, dann mit einem morali-

schen

schen Uebel pfleget immer ein physicalisches Uebel zugleich verknüpfet zu seyn, und hundert und dreißig bis hundert und funfzig Ziegen mit einem einigen Bock versehen. *) Dieses arme Thier wird ehe sechs Jahre vergehen, alt, schwach, bekommt die Sicht, und wird mit Eyterichen und garstigen Krankheiten angesteckt, seine lezten Jungen werden ebenfals schwächlich und elend, und zeugen noch eine schlechtere Art, wenn man ihnen die Zeugungskraft nicht benimmt.

Es giebt Böcke ohne Hörner, welche man aber doch für eben so tüchtig zur Vermehrung hält, und sie so gar in einer Heerde den andern mit Hörnern vorziehet, weil sie nicht so muthwillig und weniger gefährlich sind.

Die Ziege hat eben so wie der Bock unter dem Kien einen kleinen Bartbusch; und noch über dieses zwei Eicheln oder Arten grosser Warzen die ihr unter dem Hals hängen. Ihr Schwanz ist wie bei dem Bock sehr kurz. Unsere, nämlich die französische Art der Ziegen ist wegen ihrer langen Eyter die ihr unter dem Bauch hängen, besonders merkwürdig. Dieses Thier hat dadurch daß man es zahm gemachet, verschiedene Farben bekommen, wie man denn Ziegen von weißer, schwarzer, rothfahler, und andern Farben siehet. Es giebt welche mit, und andere ohne Hörner.

Die Muthwilligkeit, das unruhige Wesen, und die Begierde den Plaz beständig zu wechseln sind die vorzüglichsten Unterscheidungs-Eigenschaften der Ziegen, wie man dann auch im französischen wunderliche

Einfälle,

*) Man weis, oder sollte wenigstens wissen, daß die Ziege das Weibchen von dem Bock ist.

Einfälle, und alles das so ohne Vernunft oder Ueberlegung geschiehet, von dem lateinischen Wort capra, caprices nennet. Allein dieser Eigenschaften ungeachtet die sich keinesweges mit einer Art einer Zuneigung zu vertragen scheinen, liebt sie den Menschen, gehet willig zu ihm, ist empfindlich gegen seine Liebkosungen, und ist viel getreuer und erkenntlicher als das Schaaf, welches erweiset, daß sie auch viel besser organisiret seyn muß. Sie vereiniget die Stärke mit der Mäßigkeit, zwey Dinge die vielfältig miteinander verbunden sind; es sind ihr fast alle Kräuter nüzlich, und es giebt deren sehr wenige die ihr Beschwerniß verursachen. Sie ist aber fast den nämlichen Krankheiten, einige ausgenommen, wie das Schaaf unterworfen. Sie stellet sich gerne in die allerhizigsten Sonnenstrahlen, ohne daß ihr die Hize derselben weder Betäubung noch Schwindel wie dem Schaaf verursachet.

Die Ziegen werden in den Monaten September, October und November hizig, sie tragen fünf Monate und werfen ihre Junge im Anfang des sechsten Monats. Sie säugen ihre Jungen ein Monat oder fünf Wochen lang. Sie werden nicht eher als mit einem Jahr oder achtzehen Monaten trächtig, und bleiben bis ins siebente Jahr fruchtbar. Insgemein bringen sie nur ein einiges Zickel, bisweilen zwey, sehr selten drey, niemals aber mehr als viere. Sie haben eben so wenig wie die Schaafe Schneid-Zähne in dem obern Kinnbacken, haben aber wie die Ochsen und Schaafe vier Mägen, und kauen wieder.

In den mehresten warmen Himmelsgegenden ernähret man Ziegen in häufiger Menge. In Frankreich würden sie zu Grunde gehen, wenn man sie im

Winter nicht in Ställen verwahrte. Diejenigen aber welche der Kälte gewohnt sind, wenn selbige nur nicht so gar ausserordentlich streng wie in Island ist, können solche ausdauern, vermehren sich aber nicht sonderlich stark.

Man kann die Ziegen vierzehen Tage nachher da sie Junge geworfen haben, melken; sie geben fünf bis sechs Wochen lang Morgens und Abends sehr viele und noch mehr Milch als die Schaafe. Diese Thiere sind so zuthätig, daß sie sich auch von Kindern willig melken lassen, denen ihre Milch eine sehr gute Nahrung ist. Sie haben das mit den Kühen und Schaafen gemein, daß die Schlangen, und wie man noch über dieses saget, gewisse Vögel, die unter dem Namen der Ziegensauger (tette Chevre) oder Nachtschaden (crapaud volant) bekannt sind, ihnen die Milch aussaugen, ungeachtet dieser Vogel wie die Schwalbe nur von Insecten zu leben scheinet.

Die Ziegen aus Heraclea sollen nach dem Bericht der Verfasser der Materia medica dem Wuchs nach unsern Schaafen gleichen, und ganz kleine Hörner haben. Ihr Haar ist weißer als der Schnee, ziemlich lang, aber viel dünner und feiner als Menschenhaare. Man scheeret sie nicht wie die Schaafe, aber man reist ihnen die Haare aus; ihr Fleisch ist so gut wie das Schöpsenfleisch, und riechet nicht so nach Wildpret wie das ordentliche Ziegenfleisch. Alle die feinesten Camelot werden von den Haaren dieser Ziegen verfertiget.

Die Ziegen von Angora und die Syrischen sind mit den unsrigen von einerley Gattung, sie vermischen und vermehren sich auch mit den unsrigen, so gar hier zu Lande; der Kopf des Bockes von Angora ist mit

Hör-

Hörnern gezieret, die anmuthig gebildet sind. Die Ziege trägt auch Hörner, aber von verschiedener Art. Man hat dergleichen Ziegen in dem königlichen Vorwerk gehalten, und man siehet mit Vergnügen die schönen Abzeichnungen dieser kleinen Thiere in einer Sammlung der Naturgeschichte welche sich in dem Kupfercabinet der Königlichen Bibliothec befindet. Diese Ziegen haben wie fast alle Syrische Thiere sehr weisses, langes, dichtes und so feines Haar, daß man so schöne und glänzende Zeuge daraus machet, wie unsere seidenen Stofe sind. Nach dieser Beschreibung scheinen die Ziegen von Heraclea den Ungarischen Ziegen sehr viel gleich zu kommen.

Die Ziegen aus der Barbarey, die aus klein Asien und Indien geben die stärkste Menge dieser schönen Ziegenhaare woraus man die Zeuge verfertiget. Diese Waare pfleget aber vielfältig mit untermengter Wolle verfälschet zu werden.

Die Ziege ist ein eben so nüzliches Thier wie das Schaaf; daher sagt auch Herr Büffon, daß man die Ziege so wie den Esel in gewisser massen als Hülfsgeschlechter betrachten könne, die in vielerley Ruckficht die Stelle der Schaafe und Pferde ersezen, und uns die nämlichen Dienste wie diese leisten könnten, im Fall uns diese beiden kostbaren Arten mangeln sollten. Diese Hülfsgeschlechter sind so gar weit härter und stärker, als die Hauptgattungen.

Wie vieles haben wir nicht diesen guten Hausthieren zu danken! Die Ziege giebt uns eine Milch welche zwischen der Küh- und Eselsmilch das Mittel hält, sie ist nicht so dick wie die erste, und weniger wässerig als die lezlere, daher sie für solche Temperamente sehr

gut ist, denen die Kuhmilch zu schwer und die Eselsmilch zu wässerig wäre.

Der Bart des Bocks wächst so ausserordentlich lang, daß man ihn mit Haaren vermenget, und Perruquen daraus machet.

Man giebt vor daß sich der Bock gerne mit dem Schaaf, und der Widder mit der Ziege vermische, und daß diese Begattungen bisweilen fruchtbar wären; man hat aber noch keine zuverlässige Nachricht, ob dergleichen Begattungen fruchtbar gewesen sind.

Das Schwein.

Moses hatte Ursache alles was unrein und ungesund war, einem Volk auf das strengste zu verbieten, welches dem Aussaz unterworfen, und von ziemlich roher Art war, und welches im Begrif stunde, seinen Aufenthalt unter einer sehr hizigen Himmelsgegend in einem zwar angenehmen Land zu nehmen, das aber von vielen Morästen durchschnitten, und von dem Meer und einer Kette von Gebirgen in enge Gränzen eingeschränket war. So war das gelobte Land, oder das Land Canaan nachgehends Judea genannt, und die Hebräer die es bewohnen sollten, beschaffen; es muste demnach Moses in denienigen Gesezen welche man die Hausgeseze nennen könnte, iederzeit sein vornehmstes Augenmerk auf die Gesundheit und Reinlichkeit wenden; von daher rühret auch der so bekannte Unterschied der reinen und unreinen Thiere, das ist, des gesunden und schädlichen Fleisches.*) Das Schwein wird unter die unrei-

*) Die mehresten Gesezgeber selbiger Zeit beobachteten gleichfals diesen Unterschied, welcher dazumal hauptsächlich in warmen Landen sehr nüzlich war.

reinen Thiere gezählet. Wir wollen uns des Genusses des Fleisches dieser Thiere, zwar nicht wie die Juden auf eine knechtische Art berauben, wodurch wir unsere Ergözlichkeiten nur ohne Noth einschränken würden, doch thun wir besser, wenn wir nur wenig davon essen, zumal wenn wir keine heftigen Leibesübungen vornehmen, welche uns selbiges verdauen helfen.

Das Schwein ist ein gefräßiges und unruhiges Thier, es suchet mit seinem Rüssel alles durch, und durchwühlet den Koth auf dem Hühnerhof, um einige verfaulte Körner oder Insecten daselbst zu finden. Dieses Thier ist um so viel höher zu schäzen, da es zur Unterhaltung so wenig kostet. Der Unrath aus der Küche, schlechte Hülsenfrüchte, das Ueberbleibsel von dem Futter welches man aus den Pferd- und andern Ställen wirfet, alles dieses dienet ihm zur Nahrung.

Das Schwein ist sehr fruchtbar. Zwar trägt eine Mutterfaue *) nur zweimal alle Jahre, weil sie erst nach fünf Monaten wirft, hingegen bringt sie von zehen bis zu zwanzig und mehrere Junge zur Welt, und man kann ein iedes ihrer Ferkel, wenn es ohngefähr zwanzig Tage lange gesauget hat, mit Nuzen verkaufen.

Man versichert, in Frankreich Mutterfäue angetroffen zu haben, die auf einmal sieben und dreißig Ferkel geworfen haben. Dergleichen Zufälle geschehen aber selten, und es ist nicht zu wünschen, daß sie sich vielmals eräugen möchten, denn wenn mehrere Junge vorhanden sind, als die Mutterfaue Zizen hat,

*) Das Weibchen von dem zahmen Schwein nennet man die Mutter- oder Zuchtfaue, und das von dem wilden Schweine, die Bache.

deren nicht mehr als vierzehen sind, so muß man die übrigen innerhalb drey oder vier Tagen umbringen, oder sie von andern Mutterſäuen aufziehen lassen; denn auſſer diesem würden sie verschmachten, und die Zuchtsaue wird vergebens ihre Kräften verschwenden um eine so zahlreiche Zucht zu säugen, und am Ende verdrüßlich werden, und sie verlassen.

An einem Schwein ist alles nüzlich; so gar ihre Borsten, und ihr Mist, welcher iedoch eine etwas saure Düngung giebet.

Das Schweinefleisch ist niedlich und wohlschmeckend, und man kann selbiges mit Hülfe der bisweilen angenehmen öfters aber auch schädlichen Kochkunst am allerhäufigsten in der Zurichtung verändern. Man kann nicht genug bewundern, wenn man in den von dem Petronio beschriebenen lächerlich prächtigen Gastereyen unter andern findet, daß Schweine von einem oder zwey Jahren im Ganzen aufgetragen worden sind, die mit einer Menge anderer trockenen oder flüßigen gleichfalls aus Schweinefleisch zubereiten Speißen gefüllet waren.

Man kann die Erzählung des Plutarchus nicht ohne Schauer lesen, da man die Grausamkeit begienge, einer Zuchtsaue die ihre Jungen werfen wollte auf dem Bauch zu tretten, und sie unter dem gräßlichsten Schmerzen ums Leben brachte, um das Fleisch derselben und ihrer Jungen dadurch niedlicher zu machen, oder glühende Eisen in den Leib dieses Thieres stieße — heut zu Tage da man nicht mehr so unmenschlich ist, begnügt man sich die Spanferkel ehe man sie absticht, heftig mit Ruthen zu streichen, welches man Marcassiniren nennet.

Wir haben, Gott sei es Dank, so wohl den barbarischen Zurichtungen, wovon Plutarchus redet, als auch der von dem Petronio beschriebenen ungeheuren und abscheulichen Ueppigkeit entsaget. Wir pflegen bei allen Dingen nur die Niedlichkeit und Wollust nebst der Pracht vorzuziehen.

Ungeachtet ich von dem wilden Schwein erst in der Abhandlung von den wilden Thieren reden sollte, so hat selbiges doch mit dem zahmen Schwein, so viele Aehnlichkeit, daß ich sie beide hier nicht von einander trennen zu dürfen, geglaubet habe; überdieses machet die Gattung der wilden Schweine gleichsam die Muttergattung aus, wovon die Zahmen herrühren.

Die Eintheilung des Schweins in dreyerlei Gattungen, welche der adeliche Feldbauer machet, ist mir nicht recht deutlich; die erste Gattung ist nach seiner Meinung dasienige Schwein so wir im uneigentlichem Verstand das wilde Schwein nennen; er sagt aber nicht, ob dieses wilde Schwein das schwarze Schwein oder das zahm gemachte wilde Schwein, wovon wir in kurzem reden werden, seye; sondern er meldet nur, daß es ein festes Fleisch habe, und nicht so viel Nahrung wie die andere brauche. Die zweite Gattung „oder das ordentliche Schwein ist grösser,
„ hat längere Pfoten, und stärkere Knochen als das
„ wilde Schwein, und giebt einen vortreflichen Speck,
„ die dritte Gattung, ist das niedere Schwein (Co-
„ chon bas) welches einen grossen Körper hat, mit
„ weniger Nahrung erhalten werden kann, weniger
„ wild, und sehr geschwind zur Zeugung tüchtig ist.„

Diese Eintheilung des zahmen Schweins, in das ordentliche und niedrige Schwein will ich gelten las-

sen; was ist denn aber das wilde Schwein? Selbiges muß ia wohl solchergestalt auch zu den Hausthieren gehören, weil es zu der Zahl derienigen Thiere gerechnet wird, die wir auf unsern Viehhöfen halten; es kann demnach, wie ich schon oben angemerket habe, nichts anders dadurch verstanden werden, als das bei uns naturalisirte wilde Schwein; allein dieses wilde Schwein hat sich in die Länge in zwei Ausartungen, nemlich in das gemeine oder ordentliche, und in das niedrige Schwein abgetheilet. Der adeliche Feldbauer hätte also nur diese beyden Arten die zahmen oder Hausschweine nennen sollen. Er würde alsdann mit dem Herrn von Büffon übereingetroffen haben, und wenn man mit diesem übereintrift, so trift man insgemein auch mit der Natur überein. Herr von Buffon sagt, daß das wilde Schwein (Sanglier) mit dem gemeinen Schwein (Cochon) zu einem Geschlecht gehöre, und nur in so ferne von diesem unterschieden seye, als es sich in der Wildniß und seiner natürlichen Freyheit aufhalte, und daß das gemeine und das Siamische Schwein, (welche leztere Benennung vermuthlich eben das sagen will, was der adeliche Feldbauer das niedrige Schwein nennet, und die Sache noch besser ausdrücket) einerlei zahm gemachte Thiere sind, er sezet hinzu, daß die Gleichförmigkeit der Art dieser drei Thiere daraus erhelle, „ daß sie sich mit ein„ ander vermehren, und solche Thiere zeugen, die sich „ wieder untereinander zu vermehren fähig sind: ein „ Charakter der das Einförmige und Beständige eines „ Geschlechts zur Genüge fest sezet. „

„ Das Schwein macht eine Ausnahme von zwei „ allgemeinen Regeln der Natur; man behauptet „ nemlich, daß sich die grösten Thiere am wenigsten,

„ und

„ und hingegen die Thiere mit gespaltenen Klauen am
„ stärksten vermehreten; und gleichwohl vermehret
„ sich das Schwein, ungeachtet seine Größe schon
„ mehr als mittelmäßig ist, stärker als alle vielzähige
„ oder andere Thiere. So wohl aus dieser Frucht-
„ barkeit als auch aus der Bildung und Gestalt der
„ Geilen oder Eyerstöcke der Muttersaue, scheinet die-
„ ses Thier in der Reihe der lebendig gebährenden
„ Gattungen den lezten Plaz einzunehmen, und den
„ Eyer legenden Thieren nahe zu kommen. „

Das Schwein hat noch eine Eigenschaft, welche selbiges dem Wallfisch und andern ungeheuren grossen Wallfischartigen Fischen (Cétacées) zu nähern scheinet; sein Fett bildet nemlich wie bei dergleichen Fischen eine einige besondere Massa welche das Fleisch von der Haut unterscheidet, da hingegen bei den andern vierfüßigen Thieren das Fett mit dem Fleisch vermischt und vertheilet ist.

Man findet bei dem Schwein noch einen andern besondern Umstand wodurch selbiges von den mehresten und vielleicht von allen andern Thieren unterschieden ist, indem es niemals seine ersten Zähne verliehret, sondern selbige vielmehr beständig fort wachsen, so lang es lebet.

Es giebt ausser dem Schwein nur noch zwei oder drei andere Geschlechter, wie z. E. der Elephant und die Meerkuh welche Fänge oder sehr lange Hundszähne haben.

Die Muttersaue, die Bache, und das verschittene zahme Schwein haben gleichfals diese vier Hacken an dem untern Kinnbacken, sie wachsen aber bei weitem nicht so stark als bei dem männlichen Geschlecht und ragen beinahe gar nicht hervor.

Die Art zahme Schweine welche man überall in Europa, Asien und Africa findet, hat man in der entgegen stehenden Himmelsgegend als man selbige entdeckte nicht angetroffen. Die Spanier brachten eine grosse Menge dieser Thiere dahin, und sezten sie in den Wäldern aus, worinn sie wild wurden.

Die Beschaffenheit und Mäßigung des Himmelsstriches hat einen starken Einfluß auf die Farbe der Schweine; in den gegen Mitternacht liegenden Landen sind sie weiß, und so wie sie sich mehr gegen Mittag zu nähern, werden sie schwärzer. Sollte nicht wohl die zwischen der Haut und dem Fleisch befindliche Lage des Fettes die Ursache seyn, daß die Haut ohne Widerstand die Farbe der Himmelsgegend annimmt? Gewiß, wenn selbiges mehr mit dem Fleisch vermischet wäre, und auf eine unmittelbarere Art die Säfte daraus zöge, so würde es zugleich auch die Grundtheile der Farben (principes colorans) daraus ziehen, und man würde zwischen den Schweinen von zweierlei nicht gar zu weit von einander entfernten Himmelsgegenden in der Farbe einen schlechten Unterschied finden.

Das Pecari, Tajacu oder Tajassu ist ein in den heißen Americanischen Ländern sehr gemeines Thier, es ist wenig von unserm wilden Schwein unterschieden, und doch siehet man nicht, daß es sich in den Wäldern mit dem Europäischen Schwein, welches daselbst wild geworden ist, und Cochon Maron genennet wird, vermischet. Man findet auf dem Rucken des Pecari einen Spalt der ohngefähr drei Linien breit und einen Zoll tief ist; es gehet wie gleichsam durch eine Eyterung eine wässerige blutige oder scharfe Materie heraus, welche einen garstigen Geruch hat, aber ohne Zweifel zur Gesundheit des Thieres sehr nöthig ist.

Die

Die Chinesischen Schweine, als nemlich die Siamischen und Indianischen unterscheiden sich in etwas von den Europäischen; sie sind kleiner, und haben viel kürzere Füße. Man findet in China Muttersäue deren Bauch auf der Erde schweifet, so kurz sind ihre Füße, und bei den Ebern gehet der Schwanz senkrecht zur Erde und ist in einer beständigen Bewegung wie der Perpendicul an einer Uhr.

Sie haben ein weiseres und niedlicheres Fleisch als die ordentlichen Schweine. Aus diesem Grund, und weil sie überdieses weniger gefräßig sind, und nicht so viel Schaden thun, sollten wir sie den andern Schweinen vorziehen. Man siehet aber nicht, daß die Landleute diese bei uns neue Art der gemeinen sonderlich vorziehen. Sie unterlässen solches vielleicht deswegen, weil diese Art nicht so stark und munter ist, und das Reisen nicht so gut ausstehen kann, als wie unsere gewöhnlichen Schweine. Man könnte sie aber durch eine etwas strenge Erziehung zur Arbeit und Beschwerlichkeit gewöhnen, und sie so geschwind und behend wie das wilde Schwein machen.

Diese Schweine würden alsdann einen merklichen Vorzug vor denen, die wir bis anhero erzogen haben, verdienen, indem man mit dieser gemeinen Art einen Viehhof nicht gerne gar zu stark vermehret, weil sie vielen Schaden verursachet. Sie wühlen den Mist zu stark um, wodurch er hernach von der Sonne zu sehr austrocknet. Ueberdieses entwischen sie öfters, und richten alsdann in den Gärten und andern Orten wo sie hinkommen können, alles zu Grunde.

Der Verfasser einer kleinen sehr nüzlichen Oeconomischen Abhandlung die den Titul, die wohl unter-

wiesene Landwirthin (la Bonne Fermiere) führet, verlanget, daß man die Schweine in einem abgesonderten und wohl verschlossenen Ort halten solle; und man sollte diesem klugen Rath bei ieder Art der zahmen Thiere folgen, man würde so viel mehreren Nuzen dadurch bekommen, da solcher die dazu nöthigen Kosten reichlich ersezen würde.

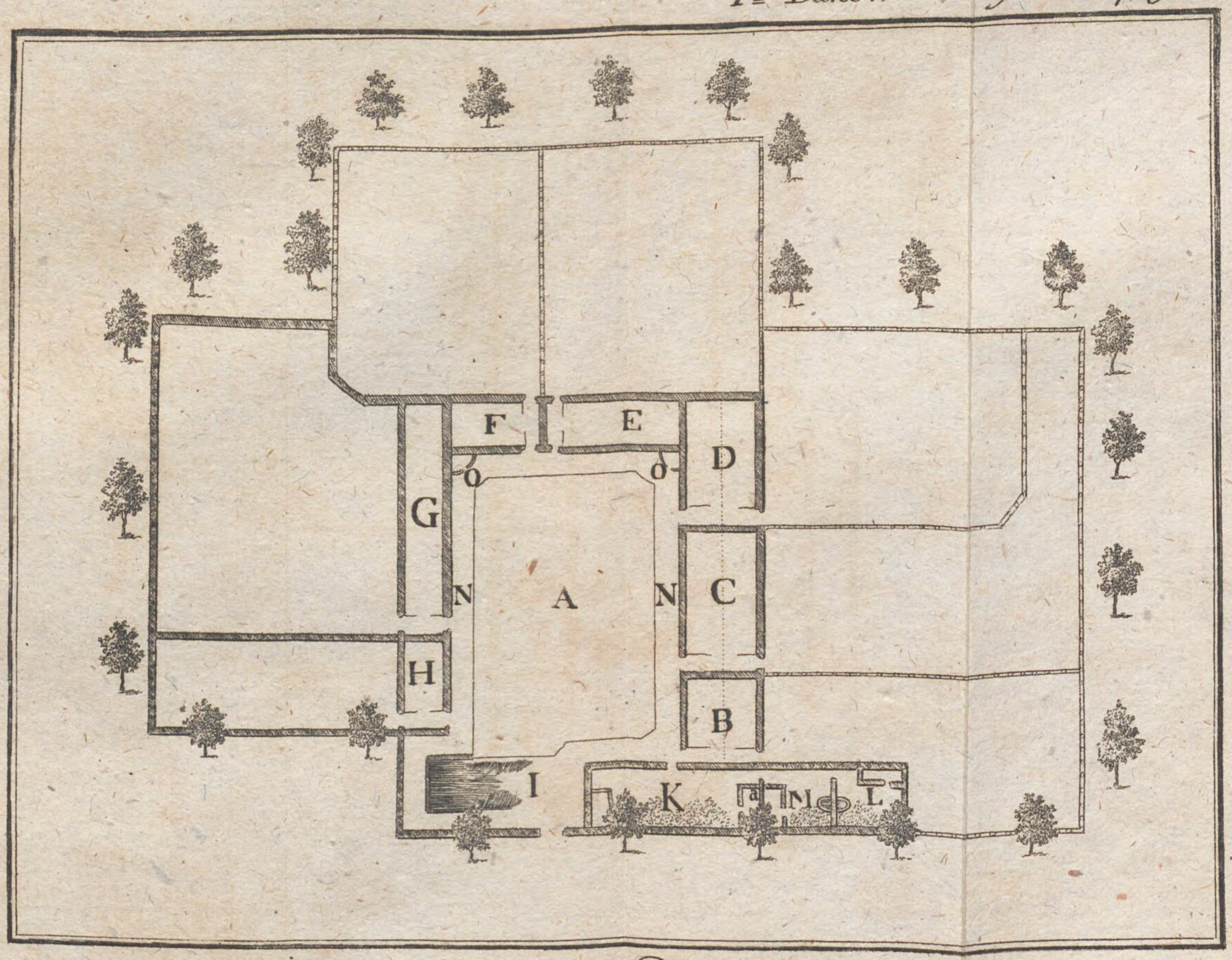
Ich will nunmehro den Entwurf liefern, welchen ich bei dem Schluß der Abhandlung von den zahmen oder Hausthieren, in der ersten Abtheilung dieses Bandes von wohl angelegten Pferd- und andern Ställen, worinnen man das Vieh wohl und gesund erhalten kann, versprochen habe.

A. ist ein mit Mist angefüllter Hof. Man sollte in selbigem alle Morgen die Pferde, Kühe, Schweine, und Esel nach einander herum laufen lassen, damit sie daselbst ihren ersten Unrath ablegten, und mithin dadurch die Ställe mit weniger Unrath angefüllet, und folglich auch der üble Geruch derselben vermindert würde, und die Thiere einen gesundern Aufenthalt darinnen bekämen. Die Schaafe aber deren Mist man spahren muß, weil er sehr hizig ist, muß man nicht weiter als von der Schäferey in die daran anstoßende Umzäunung und niemals in den Viehhof gehen lassen.

B. C. D sind doppelte mit zwei Reihen von Raufen versehene Pferdställe, worinnen man die Stiere, Pferde, und Kühe hält; diese Küh- und Pferdställe müssen Unterabtheilungen für die Kälber und Füllen haben, über einer ieden Stallthüre muß eine schmale aber lange und helle Kammer für den Stallknecht seyn.

E. F. G. H. sind die Ställe für die Ziegen, Esel, Schaafe und Schweine.

Die



Grundriß eines Viehhofs

Die Umzäunung in welcher man die Ziegen eingeschlossen hält, wenn man sie aus dem Stall lässet, ist mit zwei Reihen Stangen versehen, weil sie ausser diesem unten durchschlupfen und entwischen könnten. Aus eben diesem Grund sind die Umzäunungen für die Schaafe und Schweine unten drei und einen halben Schuh hoch gemauert, und oben mit hölzernen Gittern versehen.

I. ist eine Pfüze die rings herum gepflastert ist.
N. der gepflasterte Weg um dem ganzen Hof herum.

K. ist ein kleiner Hühnerhof, aus welchem man das Geflüg in den grossen Hof gehen lässet, damit selbiges daselbst die in dem Mist zurückgebliebenen Körner auslesen kann. a. Die Wurmgrube (Verminière) b. eine kleine aus Haselnuß und andern Stauden gemachte Schuppe, siehe den Hühnerhof in dem Articul von dem Hahn im II. Band.

L. M. Zwei kleine Thierhäusser die einen gemeinschaftlichen geschlossenen Raum haben, worinnen man einige seltene Thiere erziehen kann.

O. O. Sind zwei Hunds-Hütten, sie stehen auf einen etwas hohen Tritt, sind breit, und mit einem Dach bedeckt welches fünf oder sechs Schuh hoch über dem Erdboden stehet. So nüzliche Hunde wie diese müssen gut beherberget werden; man muß auch für ein gutes Futter für sie Sorge tragen, und wenn ihr Herr diese beiden höchst nöthigen Umstände unterlässet, so darf man ihn für einen unerkenntlichen und groben Menschen erklären.

Der Hund.

Damit der Mensch die Absichten der Natur erfüllen konnte, so muste er nothwendig Herr über die Thiere seyn, und die Erde regieren; um ihn aber zugleich auch vor dem Hochmuth zu bewahren, welcher, so schädlich er auch jederzeit ist, die Oberherrschaft nur gar zu leicht einzuflössen pfleget, und damit selbiger, wenn ihm alles ohne die mindeste Beschwerlichkeit nach Wunsch gienge, in keine schändliche Trägheit und Unempfindlichkeit verfallen möchte, so musten sich ihm allenthalben sehr viele Hindernisse im Weg stellen, die er zu besiegen Fleiß und Mühe anwenden muß. Man siehet den Menschen deswegen auch allenthalben mit solchen Thieren umgeben, die ihm an Stärke und Behendigkeit weit überlegen sind, und die er nicht anders als mit vieler Mühe und beständigen Sorgen bezwingen oder vertilgen kann. Die Tieger und die Löwen trozen der Macht des Menschen in den Africanischen Wüsten. Ganze Geschlechter die in den Nordischen Eisbergen verschanzet sind, drohen ihn zu überfallen. Eine unzählige Menge von Insecten und kriechenden Thieren martern und peinigen ihn. Der Adler als das vornehmste fliegende Thier entwischet ihm, schwebet über dem Menschen in der Luft herum, und lässet sich aus keiner andern Absicht auf die Erde nieder, als um solche zu verwüsten. Und gleichwohl kann und soll der Mensch mitten unter dieser allgemeinen Verschwörung den ganzen Erdboden als ein kluger Eroberer durchziehen, der sein eigenes Glück nur zu dem Ende ausbreitet, um dadurch die Anzahl der Glückseeligen zu vermehren. Er erwirbt sich durch eine gelinde Begegnung das Zutrauen und die Neigung solcher Thiere, die

seine

seine Herrschaft erkennen; er gebrauchet heftige Mittel um andere unter das Joch zu bringen, und suchet sich nachhero ihr Zutrauen zu erwerben, wiewohl es ihm in diesem lezten Punct am schwersten, und beinahe unmöglich gelingen zu wollen scheinet. Alle Thiere haben solche Eigenschaften die von des Menschen seinem Character gar zu sehr verschieden sind. Die Erkenntlichkeit des Ochsens und des Schafes welche geruhig vor des Menschen Füssen weiden, gleichet nur der Erkenntlichkeit glücklicher Sclaven, deren Herr für sie viele Sorge träget; sie gehorchen ihm zwar und fürchten ihn, sie haben aber niemals ein Vertrauen zu ihm. Selbst das Pferd, welches ausser diesem sehr vielerley Eindrücken fähig ist, scheinet den Menschen mehr zu fürchten, als es ihn liebet; man muß es zahm machen, und blos die Geschicklichkeit fesselt die Stärke und Unabhängigkeit dieses Thieres.

Der Mensch war demnach eines Gefährten unter den Thieren benöthiget, den er mit zu seinen Arbeiten, und Ergözlichkeiten, ia gar an seinem Tisch nehmen konnte. Ein dergleichen Thier muste über dieses noch stolz, empfindlich, hizig, und stark, und mit feinen Sinnen begabt seyn. Es muste selbiges nicht nur überhaupts ein Gefährte des menschlichen Geschlechtes, sondern auch ein Freund einzelner Personen seyn, wie ein geschickter Hofmann, oder vielmehr gleich einem wahren Freund gar keinen andern Willen als seines Herrn seinen haben, sich vollkommen nach dessen Geschmack richten, und sich selbst den eigensinnigen und wunderlichen Einfällen desselben unterwerfen; damit es ihm desto besser dienen konnte, so muste es die Geschwindigkeit des Hirschens, den Muth des Löwens, und die Stärke des Tiegers besizen; und was am allermeisten zu bewun-

dern,

dern, ia fast gar nicht zu begreifen ist, so muste es mit den erstbemeldten Eigenschaften zugleich ganz entgegen stehende, als Beständigkeit, Mässigkeit, und Gelehrigkeit ꝛc. vereinigen.

Es war weder List noch Gewalt nöthig, um sich dieses grosmüthigen und stolzen Thieres zu bemeistern. Es näherte sich dem Menschen ohne Scheu, blickte ihn an, und erkannte ihn für würdig sein Herr oder vielmehr sein Freund zu seyn, und übergab sich ihm ohne alle Bedingung. Es versprach sich aus dieser Verbindung ein gemeinschäftliches Glück für alle beyde, fande sich aber betrogen, und sahe vielmehr gar bald, daß der Mensch, wenigstens so wie er öfters zu seyn pfleget, nur eine falsche Gelindigkeit und Gütigkeit habe. — — Was konnte ein empfindliches Thier, dem es gar nicht möglich ist, die Freundschaft zu verlezen, bey so bewandten Umständen thun? Es stellte der strengen Begegnung seines grausamen Herrens nichts als Klagen, Unterwürfigkeit und Geduld entgegen. *) Der Hund wurde also zugleich der Sclav und Freund des Menschen, und wuste sich unter allen Gestalten gefällig zu machen.

Die Hausthiere lernen durch den beständigen Aufenthalt bei uns, uns nachzuahmen, und gewöhnen sich so gar unsere Fehler und Laster an. Daher kommt es, daß der Hund, weil er von uns siehet, daß wir die Armen mit Verachtung ansehen, und ihnen öfters unwillig begegnen, es für seine Schuldigkeit hält, sie von uns zu entfernen.

Die

*) Wie klug und leutseelig waren nicht die Athenienſischen Bürger! Welche Tugenden zeigten sie nicht dadurch, daß ihre Geseze diejenigen bestraften, welche die Thiere ohne Ursache mishandelten! Den Thieren mit Gelindigkeit begegnen, ist zwar noch keine Tugend, es zeiget solches aber doch an, daß man Tugend besizet, und selbige zu vermehren suchet.

Die mehresten Hunde, welche man in den Viehhöfen anhänget, bellen auf das heftigste, und bewegen sich mit aller möglichen Geschwindigkeit und Stärke, um ihre Ketten zu zerreißen, und einen ieden Unbekannten, der ihnen vor Augen kommt, es sey Freund oder Feind, zu erwürgen. Dieses wilde und fast rasende Bezeigen solcher Hunde rührt blos davon her, daß sie an der Kette liegen, ein gräßlicher und fürchterlicher Zustand für ein iedes lebendiges Geschöpf. Es vergnügt mich iederzeit, wenn ich auf einem Landhause einen grossen Hund antreffe, der ohne Ketten und Halsband auf mich unbekannter Weise kühn zulauft, und mir schmeichelt, ich urtheile so gleich daraus, daß er einen rechtschaffenen Mann zum Herrn habe, und ich habe mich selten dabei betrogen. Ich halte solche Hunde, die man sorgfältig erzogen und weder zum vielen Bellen noch zum Beißen gewöhnet hat, für eben so gute nächtliche Hüter, als die Kettenhunde; sie wißen, daß diese Zeit überhaupts und ohne Ausnahme zu bösen Handlungen bestimmt ist, und betrachten daher ieden, der sich nähert, als einen Feind, den sie wüthend anfallen.

Die Hausthiere von einerlei Geschlecht sind in der Größe, den Farben und selbst in der Gestalt voneinander sehr verschieden, welches man bei den wilden Thieren nicht bemerket. Diese Verschiedenheit muß man den unterschiedlichen Arten der Nahrung, der Erziehung, und der wenigern oder mehrern Sorgfalt, so man auf sie wendet, zuschreiben.

Alles was der Mensch bearbeitet und anbauet, so wohl Thiere als Pflanzen, wird insgemein unter seinen Händen vollkommner, wenn er anderst selbiges nicht aus Nachlässigkeit ausarten lässet.

Wenn die Hausthiere wiederum in ihren natürlichen Zustand versetzet werden, so arten sie aus, und nehmen wiederum ihre ursprüngliche und natürliche Gestalt an. Die Spanier haben einige Pferde in America ausgesetzet, selbige haben sich daselbst in den Wäldern vermehret, und gleichen gegenwärtig alle einander, sie sind wilde Pferde, unter welchen man keine Verschiedenheit bemerket; mit den Hunden, die sie daselbst ebenfalls zuruckgelassen haben, hatte es gleiche Bewandniß, sie bekommen alle die Gestalt unserer Schaafhunde, sie haben gerade und spitzige Ohren, eine dünne Schnauze, starke Haare, und einen schmächtigen und magern Unterleib, welches sie mit allen ursprünglich wilden Hunden gemein haben. Herr von Buffon schließet daraus, daß der natürliche Hund, von welchem alle besonderen Gattungen abstammen, ohngefähr derjenige sey, den wir den Bauern- oder Schaafhund (Spitz) nennen.

Es ist also die Schönheit öfters nur eine betrügliche Masque, vor der wir uns hüten müßen; *) weder der prächtige dänische Hund, noch die fürchterliche Dogge hat uns durch seine Beihülfe die andern Thiere unterwürfig gemacht, und uns selbige bezähmen oder herbei schaffen helfen, sondern der Hirtenhund hat solches gethan. Diesen Hund, den wir kaum unseres Blickes würdigen, ist uns ausserordentlich nützlich, und von der Natur uns zum Beistand zugegeben worden; er verstehet den geringsten Wink seines Herrn, und lässet sich ohne alle Mühe abrichten, man sollte fast glauben, daß er seine Schuldigkeit schon von seiner Geburt an gelernet habe, und man muß nur seine Hitze und sein ungestümmes Wesen zu bändigen suchen.

Die

*) Nimium ne crede colori, Virg. Ecl. 2.

Die alten Arten der Hirtenhunde hatten von ohngefähr einige Ausartungen hervorgebracht; man hat selbige erhalten und sich vermehren lassen, woraus wiederum neue, und nach und nach alle diejenigen Vermischungen entstanden sind, die wir heut zu Tage sehen, einige derselben werden sich wiederum verliehren, wie diejenigen, so vor ihnen entstanden sind, *) allein das Muttergeschlecht, die Hirtenhunde werden iederzeit sich fort erhalten.

Die ursprünglichen Arten der Hunde haben sich nach Beschaffenheit der Himmelsgegenden, unter welche sie versetzet worden sind, verändert, iedoch sind in einer ieden Himmelsgegend einige so geblieben, wie sie gewesen, oder haben ihre alte Gestalt wiederum bekommen, wenn man sie nicht von Zeit zu Zeit wiederum mit solchen Hunden von der ersten Art vermischet und erneuert, und dadurch ihre besondern Ausartungen unterhalten hat. Man kann hievon in des Herrn von Buffon Naturgeschichte die Ordnungstafel der Hunde nachsehen, worinnen er die verschiedenen Arten der Hunde vorstellet, und solche alle in verschiedenen Zweigen von der Art des Hirtenhundes herleitet.

Man kann daraus den Schluß ziehen, daß der Hirtenhund in gemässigten Himmelsstrichen, und bei gänzlich wohl gesitteten Völkern, wie in England, Frankreich und Deutschland, sein wildes Ansehen, seine geraden Ohren, und sein starkes dickes und langes Haar vielleicht verlohren hat, und eine Dogge, ein Windspiel, oder Bauerhund aus ihm geworden ist.

*) Die kleinen Doggen, die vor einigen Jahren gewöhnlich waren, finden keinen Beifall mehr, und ihre Art fängt sich an zu verliehren.

Der Windhund, der Spürhund und der Dachshund gehören alle zu einerlei Art der Hunde. Als man den ersten nach Spanien und in die Barberei gebracht hatte, so bekam er daselbst, wie alle andere Thiere in diesem Lande, ein langes, feines, und seidenartiges Haar. Eben dieser Hund verliehret hingegen in Indien, wenn er dahin gebracht wird, in der ersten Zeugung sein Haar. Die Natur erzeiget in diesem Lande, wo es sehr heis ist, allen Thieren die Wohlthat, daß sie ihnen alle Arten der Bekleidung versaget, und die so bekleidet dahin kommen, verliehren in kurzem ihre Bedeckung.

Man kann die Hunde in Ansehung ihrer Haare in dreierlei Classen eintheilen; die erste ist die mit geschornen oder glatten Haaren, die zweite hat lange Haare, und zur dritten gehören die Hunde ohne Haare. *) Diese letzte Classe begreift nur den Türkischen, oder vielmehr den Guineischen Hund in sich, wenn sich solcher mit haarigen Hunden vermischet, so entstehen halb Türkische oder Blendlinge oder Bastarde davon, welche an unterschiedlichen Theilen des Leibes einige Büsche Haare haben, die ihnen aber zu keiner sonderlichen Zierde gereichen.

Zu den Hunden mit geschornen oder glatten Haaren, gehören die Englische Dogge (le Dogue d'Angleterre, ou Molosse, ou Boule-dogue) die Deutsche Dogge oder der Mops (le Doguin d'Allemagne

*) Herr von Buffon zeiget in einer noch bessern und natürlichern Eintheilung dreißig verschiedene Arten der Hunde an, welche alle unter eine von diesen drei erst bemeldten Gattungen gerechnet werden müssen; denn es gibt keine andern Hunde, ausser mit glatten, oder langen Haaren, oder welche ohne Haare.

magne ou Mopſe) und die kleine Dogge, (le petit Doguin) die nicht größer als eine Fauſt hoch iſt. Ferner ſind hieher zu rechnen, der große Däniſche Hund (le grand Danois) welcher die Pferde lieber, und ihnen in der Geſchwindigkeit gleich läuft, der kleine Däniſche Hund, (le petit Danois) der Harlequin, der Roquet, und der Artoiſiſche Hund (Artois) den man auch Jſſois, und Quatrevingt nennet; man ſchneidet allen dieſen Hunden die Ohren weg, und glaubt ihnen durch dieſe Verſtümmlung ein ſchöneres Anſehen zu geben.

Der große und kleine Windhund, (Levrier) der Jagdhund, (Chiencourant) der Spürhund, (le Braque) der Leithund (Limier) und die Dachshunde, (Baſſets) ſo wohl die mit geraden als mit krummen Beinen, *) haben ebenfalls wie die vorigen glatte Haare.

Unter den Hunden mit langen Haaren unterſcheidet man vorzüglich die Spaniſchen Wachtelhunde (les Epagneuls) von der groſſen und kleinen Art, man nennet den ſchwarzen Spaniſchen Wachtelhund Gredin, und den Feuerfarben Pyrame, **) den Schooßhund (Bichon), den Löwenhund (Chien-lion), den Wolfshund (Chien Loup), den Siberiſchen Hund, und den großen und kleinen Budel (Barbet), der Wachtel-

*) Dieſe Hunde kommen urſprünglich aus Flandern, ſie gehen in die Gruben der Dachſe, der Füchſe und der Kaninchen, daher man ſie auch Erdhunde (Chiens de terre) genennet hat; die mit krummen und verdrehten Beinen ſind ſolche, die an den Gliedern gelitten haben (rachitiques) und verunſtaltet worden ſind, und deren Art ſich fortgepflanzet hat.

**) Pyrame kommt von einem griechiſchen Wort her, das Feuer bedeutet.

hund kommt ursprünglich aus Spanien, und der Budel aus der Barbarei.

Der Schooshund, und der Löwenhund *) sind sehr kleine Hunde, und es gibt deren fast gar keine mehr, man hat aber an ihrer Stelle spanische Wachtelhunde so groß wie die Ratzen; es wäre aber zu wünschen, daß auch diese Art ausgerottet werden möchte, dann sie verursachen nichts, als Beschwerlichkeit und Gestank, und man schämt sich nicht, auf diese kleinen ungestalten und unnüzlichen Thiere mehr Sorge zu wenden, als man für ein Kind tragen würde.

Es gibt Hunde, die weder ein ganz glattes; noch ein gänzlich langes Haar haben, so man die großen Docken neynet, (Dogues de forte race) wie unsere Fleischershunde.

Gaßenhunde heißen diejenigen, so seit langer Zeit von Bastardarten herkommen, und sich von ohngefähr vermischet haben. Diese Art Hunde gleichet keiner einigen besondern Gattung.

„ Herr von Maupertuis hatte eine Isländische
„ Hündin, selbige hatte am ganzen Leib eine Schiefer-
„ farbe und der Kopf war gelb, er wollte diese Wun-
„ derart unterhalten, sie hatte dreimal Junge von ver-
„ schiedenen Vermischungen geworfen, die aber nicht
„ die mindeste Aehnlichkeit mit ihr hatten, bei dem
„ vierten Wurf brachte sie endlich ein Junges, das
„ der Mutter vollkommen gleich sahe, welche darauf
„ starb; und von diesem Jungen kam endlich, nach ver-
„ schie-

*) Siehe zu Ende dieses Bändes die Vorstellung eines Löwenhundes, welchen ein Frauenzimmer am Strick hält (T. II.)

„ schiedenen Vermischungen, wiederum ein anderer her„ vor, der ihm vollkommen gleich war. *)

Reisende Personen melden uns, daß man zu China gelbe Hunde und in Indien Kastanienfarbe antrift, und daß diese letztern von dem Hund, dem Wolf und dem Fuchs etwas ähnliches an sich haben. **)

Herr von Buffon hat bemerket, daß diese drei Thiere einander sehr stark gleich kommen, und daß es sehr wahrscheinlich sey, daß sie sich bisweilen miteinander vermischet haben mögen, er führet zugleich dabei an, daß er vergebens eine Wölfin mit einem Hund, und einen Fuchsen mit einer Hündin zu paaren gesuchet habe. Er beschreibet zugleich die Art und Weise umständlich, wie er dabei zu Werk gegangen sey.

Vieleicht würde man es eher dazu bringen, daß sich ein Fuchs oder ein Wolf mit einer Hündin vermischete, wenn man sie miteinander mitten im Wald in einem Thiergarten solchergestalt unterhielte, daß sie fast gar nicht bemerketen, daß sie eingeschlossen wären; denn die Thiere, zumal der Fuchs und der Wolf wollen frey seyn, und sind keinen Zwang gewohnt. Man müste sie auch absonderlich füttern, und zwar sehr reich-

*) Herr Clement, welcher diesen kleinen Umstand aus der Naturgeschichte mit seiner gewöhnlichen Munterkeit erzehlet, setzet die Anmerkung des Herrn Jacob Rhue Wundarztes zu Berlin mit bei, daß man auch so gar bei den Menschen gewisse besondere Bildungen findet, welche die Kinder von den Vätern erben, die sich aber bisweilen zwei bis drei Zeugungen durch verliehren, endlich wiederum zum Vorschein kommen, und zuletzt gänzlich verschwinden.

**) Man kann wegen der Chinesischen Geschichte die Kynographia, (oder Beschreibung der Chineser) des Paulin nachschlagen.

lich, damit sie niemals der Freßigkeit wegen in einen Streit geriethen.

Aristoteles ist in seiner Thiergeschichte, B. VIII. Cap. 28 der Meinung, daß auch Thiere von verschiedenen Gattungen sich miteinander paaren, wenn sie keine einzelnen Thiere von ihrer Art antreffen; „ und „ daß in Africa aus der Ursache so viele Wunderthiere und Ungeheure hervorkämen, weil daselbst alle „ Thiere aus Mangel des Wassers und wegen der auserordentlichen Hitze in häufiger Menge beym Saufen zusamm kommen, dadurch miteinander vertraut „ werden, und sich paaren und vermehren.

Der grosse Dänische Hund ist in Irrland, in der Tartarey, in Albanien, Epirus, und in dem nordlichen Griechenland sehr groß geworden, so daß man sie an Wägen spannet und zum Ziehen gebrauchet. Man gebrauchet die Doggen in Flandern und Holland auf gleiche Art, weil sie aber mehr Muth und Gelehrigkeit als Stärke haben, so kommen sie bald ums Leben, wenn ihre Herren so grausam sind, und sie übermäßig zur Arbeit anhalten.

Die Albanischen Hunde, so vielleicht ausgeartet sind, hatten vor diesem eine erstaunliche Stärke. Der König von Albanien machte Alexander dem Großen mit einem dergleichen Hunde ein Geschenk; man ließ Rehe, Dammhirsche, und so gar Bären vor ihm vorbei laufen, die er kaum eines Blickes würdigte; man ließ darauf einen Löwen los, dieses war erst der rechte Feind, den er erwartet hatte; er gieng auf ihn los, fiel ihn an, warf ihn zu Boden und erwürgte ihn, und gleich darauf grief er einen Elephanten mit gleichem Erfolg an.

Man

Man kann freilich diesen Umstand in Zweifel ziehen, inzwischen erzählet ihn Plinius. Man wird eben so viele Mühe haben, die Erzählung des Quintus Curtius zu glauben, da er von einigen kleinen Hunden meldet, daß selbige so muthig und hitzig waren, daß sie einem Löwen auf den Rucken sprungen, ihn bißen und sich so hartnäckig an seinem Leib anhiengen, daß sie sich eher in Stucken hauen liessen, als man sie von ihm wegbringen konnte; und doch sind alle diese Umstände nicht gänzlich unglaublich, denn die Menschen trieben dazumal die heldenmüthige Denkungsart bis zur Wildheit, und die Hunde ahmten ihnen durch ihren Unterricht hierinnen nach.

In allzu heissen Himmelsgegenden sind die Hunde weder so scharfsinnig, noch mit so guten Naturgaben versehen, wie in gemäßigten Ländern; es scheinet aber, als ob die Natur einmal beschlossen hätte, daß dieses Thier allenthalben nüzlich seyn sollte, daher man es in gewissen Ländern so gar zum essen auffetzet. Die Negres halten kein Gastmahl wobei sie nicht einen gebratenen Hund verzehren.

Asien und Africa bringt eine Art wilder Hunde hervor, die man Adive, oder Chacal nennet; es ist solches aber vielmehr ein Wolf als ein Hund, und ich werde von diesem Thier in dem Articul von dem Wolfe handeln.

Eine der vorzüglichsten Eigenschaften der Hunde bestehet in ihrem vortreflichen und feinen Geruch. Selbiger hänget mehr von der Stärke und Dicke ihrer Schnauze, als von der Länge derselben ab; daher auch der Windhund, der Spitz oder Bauerhund und der grosse Dänische Hund viel eine kleinere Nase, als der

Jagdhund, der Spürhund, der Dachshund, der Spanische Wachtelhund und der Budel haben; die in Verhältniß mit der Grösse ihres übrigen Körpers eine nicht so lange, aber viel dickere Schnauze als die erstern haben. Zwei einander äusserst entgegen stehende Dinge verursachen öfters gleiche Würkung; der Windhund hat wenig Geruch, weil seine Nase zu lang ist, die Dogge und der junge Englische Hund haben ebenfals wenig Geruch, weil sie eine gar zu kurze Nase haben.

Derham erzählet in seiner Physicotheologie einen Umstand, der zu einem Beweiß dienet, wie weit die Feinheit des Geruchs der Hunde gehe, er redet von einem Englischen Hunde, und man muß eingestehen, daß die Hunde aus diesem Lande einen viel feinern Geruch haben, als die unsrigen. *)

„Eine

*) Man findet in der Fabel des Fontaine, welche er der Madame Harvay zueignet, ein billiges Lob der englischen Nation. Dieses Lob ist daselbst sehr schicklich angebracht, und dienet der Fabel zu einer Einleitung.

Les Anglais penſent profondement,
Leur eſprit, en cela, ſuit leur temperament,
Creuſant dans les ſujets, & forts d'expériences,
Jls étendent par-tout l'empire des ſciences.
Je ne dis point ceci pour vous faire ma cour.
Vos gens, à penetrer, l'emportent ſur les autres,
Même les Chiens de leur ſéjour
Ont meilleur nez que n'ont les nôtres;
Vos Renards ſont plus fin — — — —.

Die Engländer denken tief, und ihr Geist folget hierinnen ihrem Temperament, sie suchen bis in das Innere der Gegenstände einzudringen, gründen sich stark auf die Erfahrungen, und erweitern dadurch das Reich der Wissenschaften auf allen Seiten. Ich sage dieses keineswegs nur aus Höflichkeit und zur Bezeigung meiner unterthänigen

Hoch-

„ Eine gewisse vornehme Person wollte erfahren, „ ob ein iunger Leithund gut abgerichtet wäre, und „ schickte deswegen einen seiner Bedienten in eine „ vier Meilen weit entfernte Stadt, mit dem Befehl, „ von da noch in eine andere Stadt zu reissen, die noch „ drei Meilen weiter lage; der Hund hatte den Men„ schen niemals gesehen, den er suchen sollte, gieng „ aber der Spuhr doch so glücklich, blos vermittelst sei„ nes Geruches nach, daß er ihn in besagter Stadt „ richtig fande, ungeachtet dazumal unzählich viele „ Menschen auf den Jahrmarkt daselbst hinreisten, und „ eben so viel andere davon zuruck kamen. Als er in „ der Stadt ankame, lief er gerad durch die Strassen, „ ohne sich bei den Personen, die ihm begegneten, auf„ zuhalten, und hielt nicht eher stille, bis er das Haus „ gefunden und erreichet hatte, worinnen sich der „ Mensch, den er suchte, aufhielte; er fand ihn in ei„ nem obern Zimmer des Hauses zur grösten Verwun„ derung derienigen, die ihn begleitet hatten. „

Die männlichen Hunde riechen die Hündinnen, wenn solche läufisch sind, sehr weit, und werden dadurch angereizet, sich eifrigst zu ihnen zu drängen. Man bemerket, daß so gar die kleinsten Hunde, wenn sie die Wahl haben, grosse Bauernhunde den artigsten Hündchen vorziehen, man muß ihnen aber diesen wunderlichen Geschmack verwehren, weil schlechte Arten davon entstehen, und ausser diesem auch solche Hündinnen,

die

Hochachtung gegen Dieselben, sondern ich bin fest überzeuget, daß Ihre Landesleute in der Scharfsinnigkeit vor andern den Vorzug haben, so gar die Hunde in Ihrem Lande haben eine bessere Nase als die unsrigen, Ihre Füchse sind schlauer — — — —.

die von gar zu grossen Hunden beleget worden sind, vielfältig über der Geburt sterben.

Wenn man einer Hündin ihre Jungen wegnimmt, und solche in einer kleinen Entfernung von ihrem Nest niederleget, so nimmt sie selbige alle eines nach dem andern in den Rachen und träget sie wiederum zuruck, und machet allezeit, wie man saget, mit demienigen Jungen den Anfang, aus welchem in der Folge der beste Hund, entweder zur Jagd, oder sonst zu einem andern Gebrauch wird. Die Dauer des Lebens ist bey den Hunden vierzehen bis achtzehen Jahre. Sie sind einer fürchterlichen Krankheit unterworfen, nämlich der Wasserscheu, oder Hundswuth, von welcher wir sie, wenn wir nur ein wenig mehr Mühe auf sie wenden wollten, leicht befreien könnten. Sie kommt öfters von nichts anders bei den Hunden her, als wenn man sie im Laufen gar zu sehr anstrenget, ohne sie ausruhen zu lassen; denn die Wuth entstehet vielfältig auf einmal von der Verhaltung der Ausdünstung, und diese nämliche Ursache hat öfters bei Menschen diese fürchterliche Krankheit auf gleiche Art hervorgebracht. Wenn man die Hunde davor verwahren will, so muß man sie gut im Futter halten, und hauptsächlich darauf sehen, daß es ihnen niemals am Wasser fehle. Inzwischen hat man doch ein Exempel, daß eine Hündin, die man auf einem Landhause vergessen und zuruck gelassen hatte, vierzig Tage lang gelebet hat, ohne daß sie einige andere Nahrung, als die Wolle von einem Polster, den sie zerrissen, gehabt. *)

In Egypten und zu Cairo vergißt man die Hunde nicht auf den Landhäusern, sie sind daselbst iederzeit frei,

in

*) Hist. de l'Academie des Sciences, an. 1706.

in frischer Luft, und werden gut gefüttert; denn man wirft ihnen alle Morgen ausserhalb der Stadt eine Menge Fleisch vor, welches sie ganz ruhig mit den Geyern theilen; darauf suchen sie miteinander die Cadaver auf, die ihnen gleichfalls zur Nahrung dienen, und ausser diesem eine Ansteckung ausbreiten würden, woraus die Pest entstehen könnte. Diese Hunde und Geyer leben so friedlich miteinander, daß sie ihre Jungen in einerley Nest erziehen.

Man betrügt sich, wenn man, um sich von einem Fluß oder dem Podagra zu heilen, einen Hund bei sich schlafen lässet; der Hund bekommt zwar diese Krankheit, allein die Personen, von denen er sie bekommen, werden deswegen nicht davon befreiet.

Ich will hier weder des fliegenden Hundes, einer Art einer sehr grossen Fledermaus, so man in Indien findet, noch des Seehundes, eines fürchterlichen Thieres, erwähnen, von dem ersten wird unter dem Articul von der Fledermaus, und von dem letztern in dem von den Seehunden gehandelt werden. Es ist hiebei der Umstand, den ich schon in der ersten Abtheilung des ersten Bandes angemerket habe, zu wiederhohlen, daß sich nämlich in dem Meer eben solche Thiere, wie auf dem Lande, wenigstens in Ansehung der äusserlichen Gestalt, befinden.

Ich kann diesen Articul nicht schliessen, ohne einige Beweise mit beizufügen, wie weit die Scharfsinnigkeit der Hunde und ihre Zuneigung zu dem Menschen gehet. Ich will nur beiläufig zwei oder drei Beispiele davon anführen. Der Hund ist ein Held in seiner Art, und verdienet, wie die Helden durch Thaten und Handlungen gerühmet zu werden.

Ein

Ein gewisser Mensch, der von den thörichten Carnevals Lustbarkeiten betäubet war, hatte sich auf eine ausserordentlich wunderliche Art verstellet, und kam schnell nach Haus; sein Hund erkannte ihn nicht gleich und bieß ihn; so bald er seinen Irrthum bemerkte, verbarg er sich unter eine Kufe in einem Keller, und starb daselbst vor Kummer, ungeachtet ihn sein Herr öfters auf eine sanfte und liebreiche Art hervor gerufen hatte. *)

„ Ich bin ein Augenzeug, sagt Montagne, daß
„ ein Hund einen Blinden längst an einem Stadtgra-
„ ben führte, und einen ganz ebenen und flachen Fuß-
„ steig liegen liesse, und an statt dessen einen schlim-
„ mern erwählte, nur damit er seinen Herrn von dem
„ Graben entfernte. Wie ware es wohl möglich, die-
„ sem Hund begreiflich zu machen, daß es ihm obliege,
„ einzig und allein für die Sicherheit seines Herrn
„ Sorge zu tragen, und ihm mit Hintansetzung seiner
„ Bequemlichkeit zu dienen? Und wodurch bekam er
„ die Einsicht, daß ein Weg, der für ihn selbst breit ge-
„ nug war, nicht breit genug für einen Blinden seye?
„ Lässet sich alles dieses wohl ohne eine Art eines Ver-
„ nunftschlusses begreifen? **)

Noch ein neuer Umstand, der vor noch nicht allzulanger Zeit sich zugetragen hat, den Hunden zum höchsten Ruhm gereichet, und dessen Zuverlässigkeit von einer ganzen Provinz bezeuget wird.

Ein Einwohner aus Valenciennes starb, sein Hund folgte ihm bei dem Begräbniß, begleitete ihn

bis

*) Praed. Rust. Lib. IV.

**) Essais de Montagne L. II. C. XII. Apologie de Raymond de Sébonde.

bis in den Gottesacker, und legte sich auf sein Grab, man brachte ihm zu freßen, er ließ es drei Tage lang unberührt stehen, endlich fraß er, verließ aber den Platz nicht, den ihm sein Herz anwiese. Als man seine unermüdliche Beständigkeit vierzehen Tage lang auf die Probe gestellet hatte, so baueten ihm iunge Leute eine Hütte bei seinem Herrn, er blieb neun Jahre lang darinnen, ohne sich iemals mehr als zwölf bis vierzehen Schritte weit davon zu entfernen, und starb endlich daselbst, nachdem er durch das Alter und noch mehr durch den Kummer seine Kräften erschöpfet hatte. — — Selbst die Liebe, womit er sich bisweilen hätte trösten können, verlöschte von dem Augenblicke an, da er seinen Herrn verlohren hatte, gänzlich in ihm, und sein Herr war ein Scharfrichter, ein merkwürdiger Umstand; man sollte beinahe in Versuchung gerathen, zu glauben, daß dieser Hund einstmalen seinen Herrn über sein Schicksal klagen, und mitten in einer Gesellschaft die Worte ausstoßen gehöret habe, **du bist mein einiger Freund.**

Die Katze.

Man wird nimmermehr hinlänglich und richtig beweisen können, daß wir in einer gänzlichen Einsamkeit vollkommen glücklich seyn könnten, so wohl die Vernunft, als die Erfahrung widerlegen diesen widersinnigen Satz. Die Bewegungsgründe eines Einsiedlers, sich von der ganzen Welt zu entziehen, mögen noch so erhaben seyn, so genießt er in seiner Einöde doch nur ein unvollkommenes Glück, so gar seine Munterkeit hat etwas trauriges an sich, und er lebt nur halb. Die ganze Natur scheinet ihm seine Einsamkeit vorzu-

rucken,

rucken, so lange inzwischen die übrigen einzelnen Geschöpfe in einer gemeinschäftlichen Geselligkeit leben; es ist demnach gar nicht zu zweifeln, daß die Geselligkeit eine wesentliche Eigenschaft des Menschen seye; der Mensch suchet gerne lebendige Wesen um sich herum, und er muß ein Vergnügen daran finden, weil er dazu bestimmet ist, sie zu beherrschen, und sie glücklich zu machen, wobei er aber iederzeit sein vornehmstes Augenmerk zuvörderst auf die Geschöpfe von seinem Geschlecht zu richten hat.

Daher pflegen auch die Einsiedler täglich, weil sie ihr Herz nirgend ausschütten können, ihre Zuneigung zu einem Hunde, einer Katze, einem Vogel, oder wohl gar zu einem Insect zu wenden. *)

Die Natur scheinet den Thieren und Menschen eine wechselsweise und gegenseitige Zuneigung gegeneinander eingepflanzet zu haben. Der Löw, der Elephant, der Hirsch ꝛc., die für sich selbst ohne Beihülfe des Menschen leben können, suchen zwar keinesweges die Gesellschaft des Menschen, weil sie das traurige Schicksal zu befürchten scheinen, welches sie von ihm zu erwarten haben, worunter der Verlust ihrer Freyheit das wichtigste ist; wenn sie aber einmal in seiner Gewalt stehen, und der Mensch selbige nicht mishandelt, noch ihnen zu vielen Zwang aufleget, so bekommen sie eine Zuthätigkeit zu ihm. Ein iedes Thier, das einmal wohl gezähmet und gut gehalten wird, ziehet, wenigstens nach einer oder zwei Zeugungen, unsere Verzäunungen und Thiergärten dem weiten Raum der Wälder vor. — — Es war dem Menschen vorbehalten, den Weinstock in die Höhe zu ziehen, ihn an die Ulme anzuhängen, den Hundszahn aus-

*) S. die Geschichte der Spinne.

auszurotten, und nüzlichere Pflanzen an dessen Stelle zu setzen, die Bäume zu pfropfen, die wildesten Thiere zu versammlen, zu zähmen, und sie zu Freunden und Gefährten seiner Arbeit zu machen. Die Natur hat dem Menschen den Auftrag gemacht, die ganze Erde zu einen Thierhauß und Garten zu machen, worinnen sich alles in der schönsten Ordnung befinde.

Dieienigen Thiere die uns den mehresten Nuzen verschaffen können, sind unserer Herrschaft bereits schon unterworfen, so gar die, welche mit der grösten Beschwerlichkeit musten unter das Joch gebracht werden; es dienet hievon dieser kleine Tieger, dieses verstohlne, grausame und mörderische Thier zum Beispiel, welches beständig wider die Mäuse krieget, und zwar nicht etwan aus der Ursache um uns von selbigen zu befreyen, als vielmehr um ihre Mordsucht zu befriedigen. Wir haben dieses Thier inzwischen doch ein wenig gesitteter gemacht, und es wäre wohl möglich, wie ich in kurzem melden werde, selbiges vollkommen zahm und gesellig zu machen.

Dieses Hausthier ist das letzte dessen Beschreibung ich noch zu liefern habe; es bleibt selbigem allezeit noch eine gewisse Neigung übrig, wiederum in die wilde Art zurück zu fallen; es scheinet weder einer Erziehung, noch Zuneigung fähig zu seyn, und kann keinen Zwang leiden, die Haupteigenschaft und so gar der Gang dieses Thieres führet alle Kennzeichen eines schlauen Diebes bei sich, und es ist in allen Stücken das Gegentheil von dem Hund, mit dem es sich auch sehr selten verträget.

Inzwischen haben wir zu bemerken, daß ich hier von keiner solchen Katze rede, die man zahm zu machen,

und abzurichten suchet, sondern der man die Ueberbleibsel aus der Küche hinwirft, damit sie im Haus bleibe, und die Mäuse und andere schädliche Thiere ausrotte, und die mit einem Wort eine fast wilde Katze ist.

Wie der Herr, so ist der Knecht, sagt das alte Sprichwort. Die Wahrheit desselben zeiget sich so gar bei den Katzen. Es hat mit ihnen vielleicht gleiche Bewandniß wie mit gewissen Personen, die von der Geburt an böse Neigungen mit auf die Welt gebracht haben; wenn dergleichen Personen vielfältig gute Beispiele sehen, so pflegen sie sich öfters nach und nach zu verbessern, und wenn solches auch nicht vollkommen geschiehet, so bekommen sie doch wenigstens einen Antrieb dadurch besser zu werden. Ich habe beobachtet, daß in solchen Häusern, wo Ordnung und Friede herrschet, alles was einen lebendigen Athem hat, die Katzen nicht ausgenommen, sich nach der allgemein herrschenden Regel richtet, und selten davon abweichet.

Ob man den Katzen gleich nicht wohl eine sonderliche Erziehung geben kann, so sollen doch griechische Mönche auf der Insul Cypern deren welche angewöhnet haben, Schlangen von denen diese Insul beschwert war, zu iagen, zu fangen, und umzubringen. *)

Des Geruchs bedienen sich die Katzen sehr wenig, um vermittelst desselben ihre Beute zu entdecken; es fehlet ihnen aber dem ungeachtet nicht daran, und sie riechen etwas so gar noch stärker in die Weite als in der Nähe, dann sie werden von dem Geruch des Katzenkrauts von einem Ende eines Gartens bis zum andern gelocket; sie riechen auch die Milch, den Raam,

und

*) S. Dappers Beschreibung der Inseln des Archipelagus, 518.

und hauptsächlich das Fleisch sehr weit; und doch suchen sie ein Stuck Fleisch das man ihnen auf die Erde wirft, ganz unruhig, und finden es so zu reden, nur im Finstern.

Mit vierzehen oder achtzehen Monaten, sind sie vollkommen ausgewachsen; sie können auch schon ehe sie noch ein Jahr alt sind, wiederum ihres gleichens zeugen, und sich ihre ganze Lebenszeit durch mit einander begatten, welche sich höchstens auf neun bis zehen Jahre erstrecket. Sie sind sehr dauerhaft und lebhaft, und haben mehrere Nerven und Strammigkeit als andere Thiere die länger leben.

Vermög der Würkung der heimlichen und unauflöslichen Uebereinstimmung die man bei allen Werken der Natur bemerket, befindet sich zwischen der Einrichtung und Beschaffenheit der Zähne einer Katze, und dem grausamen Vergnügen welches dieses Thier daran empfindet, wenn es seine Beute martert, eine merkliche Gleichförmigkeit. Ihre Zähne sind übel gesetzt, sie zermalmet ihre Speisen nicht, sondern zertheilet selbige nur durch das Zerreißen. Alles dieses hat sie mit dem Tieger gemein.

Sie hat einen ganz leisen Schlaf, wie solches nicht anderst seyn kann. Dann ein iedes Thier welches nichts nüzliches vornimmt, und nur vom Raub lebet, ist allezeit unruhig und voller Bewegung.

Der Katzenpelz ist sehr trocken, und reinlich; ihre Haare werden leicht electrisch, und man siehet im Dunkeln Funken aus ihnen gehen, wenn man sie streichelt.

Die wilde Katze hat fast in allen Himmelsstrichen ein grau braunes Haar, sie ist wenig von der Haus-

Katze unterschieden, und vermischet sich mit ihr. Es giebt viele Thiere die der wilden Katze gleich sehen, und man giebt ihnen auch ihren Namen. Es giebt einige die man Muscuskatzen nennet, weil sie einen sehr angenehmen Geruch haben.

Es soll in Indien wilde fliegende Katzen geben. Auf dem Vorgebürg der guten Hofnung sind die Katzen schieferfärbig, und wahrscheinlicher Weise kommen davon diejenigen her, so man Carthäuserkazen nennet.

Angora in Syrien, Chorasan in Persien, und fast ganz Spanien bringen die schönsten Katzen hervor. Herr von Buffon bemerket, daß überhaupts alle Spanische Katzen, so wohl in Absicht auf die Farben als in Ansehung der Bildung die allerschönsten sind.

In der Provinz Pe-chi-ly in China giebt es Katzen mit langen Haaren und hängenden Ohren.

Dieses sind beiläufig die verschiedenen Arten der Katzen. Man findet vermuthlich deswegen nicht so viele besondere Arten bei den Katzen wie bei den Hunden, weil die letztern stärkere Hausthiere, dem Menschen mehr zugethan, und seinen Unordnungen mehr ergeben sind, und weil sie mehr von den willkührlichen Einfällen der Menschen abhängen, und auch eine sorgfältigere Wart und Pflege von ihnen bekommen.

Die Katz ist so begierig auf ihre Freyheit, daß, wenn man welche in eine Falle sperret worinn sich Mäuse befinden, selbige nicht die mindeste Aufmerksamkeit auf die Mäuse verwenden, sondern blos auf Mittel sich in Freyheit zu setzen, bedacht seyn wird.

Boyle erzählet, wiewohl ich ihm keinen Glauben geben kann, daß sich zu London ein Ratze mit einer Katz gepaaret hätte, und Junge davon entstanden

wären,

wären, die von der Katz und dem Ratzen eine Aehnlichkeit gehabt hätten.

Ein anderer aber viel zuverlässigerer und durch die Erfahrung bestätigter Umstand ist dieser, daß der Hauch, die Blicke, und das Gehirn einer Katze ansteckend sind.

Die wilden Thiere.

Dem ersten Anblick nach scheinet dem Glück der wilden Thiere wenig zu fehlen, sie sind keine Schlachtopfer unserer willkührlichen Einfälle, sie sind der Tyrannei nicht unterworfen, die wir gegen die Hausthiere ausüben; sie sind frei, aber diese Freyheit kommt ihnen öfters theuer zu stehen. Weder ihre Stärke noch ihre Geschwindigkeit und List kann sie der Macht der Menschen entziehen, welche sie mit dem grösten Eifer bis in ihre tiefesten Höhlen verfolgen. Ihre Lebensart gleichet fast der Lebensart aufrührerischer Unterthanen welche bei der Annäherung ihres Herrns in die wüstesten Gegenden fliehen. Dieser hartnäckige Krieg vermindert nach und nach ihr Geschlecht sehr merklich; alle Augenblicke ihres einzelnen Daseyns sind von der Furcht gleichsam gezählet; das wilde Thier lebet nicht nur in einem traurigen und einsamen Zustand, sondern muß noch zur Vermehrung seines Unglücks gewissermassen dem Tageslicht entsagen, nur unter dem Schatten der Nacht kann es für seinen Unterhalt Sorge tragen; diejenigen Thiere die nur blos von Pflanzen leben, und die ihrer Eigenschaften wegen ein ruhiges und ungekränktes Leben genießen sollten, sind der allermehresten Gefahr blos gestellet; das Gras welches sie freßen, ist gewissermaßen mit Blut

bemalet; der Wolf springt aus seiner Höhle, und frist den furchtsamen Hirschen; und die Wälder sind Schauplätze des Mordens und der Verheerung. Alle fleischfräßige Gattungen der Thiere greifen einander gegenseitig an oder werden angefallen, leben in einem beständigen Mistrauen, und begeben sich niemals in eine dauerhafte Verbindung miteinander. Wenn sich ein Wolf mit einem andern vereiniget, so ist diese Vereinigung nur von einer kurzen Dauer, sie gründet sich blos auf den Eigennuz und endiget sich fast iederzeit mit einem blutigen Kampf über der Theilung der Beute. Die wilden Pferde und Biber sind verträglicher und leben in Einigkeit untereinander, allein bei den häufigen Verfolgungen so sie von Menschen und andern Feinden ausstehen, fliehen sie wohin sie nur können; die Furcht zerstreuet sie, und sie finden einander niemals mehr wieder *) oder wenn sie auch wiederum zusammen treffen, so stehen sie doch alle Augenblicke in Gefahr abermals aufs neue zerstreuet zu werden.

Die erstern sind also des Vergnügens der Freundschaft beraubet, und die letztern müssen noch nebst diesem Verlust die Beschwerlichkeiten erdulden, sich beständig einander zu verlassen, und wiederum zu suchen.

Es sind demnach die wilden Thiere, auch im physicalischen Verstand betrachtet, bei weitem nicht so glücklich wie die Hausthiere, zumal wenn die letztern von uns wohl gehalten werden, und wenigstens beiläufig der Ordnung der Natur gemäß leben können. Hingegen leben aber die wilden Thiere in vollkommener

Frei-

*) Eben dieses begegnet auch den Vigognes oder rothen Americanischen Schaafen, den Hirschen, Gemsen, und den Haasen und Kanninichen, die ausser diesem sich nicht von einander trennen, sondern ruhig miteinander leben würden.

heit, und dieses einige Gut ist wichtig genug den Verlust vieler andern Vortheile zu ersetzen.

Der Einfluß der Himmelsgegend wird bei den Hausthieren sehr wenigen Eindruck machen, wirket aber um desto nachdrücklicher auf die wilden Thiere. In den übertriebenen Himmelsstrichen ist alles übertrieben, sagt Herr von Buffon. Der Wolf ist in Europa nur mittelmässig grausam, in sehr hizigen und ausserordentlich kalten Himmelsstrichen aber ist er entsezlich grimmig. Der Einfluß des Himmelsstriches ist bei den Pflanzen so wohl als bei den Thieren zu bemerken, der Mensch muß aber beide wie auch sich selbst, denn er ist von diesem allgemeinen Gesez keinesweges ausgenommen, durch die Erziehung gelinder machen und verbessern.

Der Hirsch. Cervus. *)

Dieses so sanftmüthige und ruhige Thier, welches durch seine Gegenwart die Wälder zieret, würde ohne die Liebe und die Menschen daselbst einen stillen und glücklichen Aufenthalt haben. Wir werden in der Folge sehen, wie schädlich ihm öfters die Liebe zu seyn pfleget. Seitdem aber die Menschen die Jagd wie den Krieg zu einer Kunst gemacht haben, so sind ihm selbige noch weit fürchterlicher als die Liebe.

Die Helden haben den Hirschen zu ihrem Zeitvertreib erwählet, wenn sie keine Feinde zu bestreiten hatten. Seine Stärke, Geschwindigkeit, sein edler und wohlgestalter Wuchs (T. 1.) sein prächtiger Gang,

*) Man wird in dem ganzen übrigen Theil dieses Werkes wie hier, iederzeit den lateinischen Namen eines ieden Thieres mit beigesezet finden.

und sein schönes Geweih, das ihm iährlich erneuert auf seinem Kopf wächset, hat ihm einen Vorzug erworben, den er mit Grund verabscheuet.

Ein Fürst welcher beständig der Beschwerlichkeit unterworfen ist, sich in der Hoheit und Größe seines Standes zu zeigen, und ohne Unterlaß mit Schmeichlern und überlästigen Personen umringet ist, empfindet die wahre Freyheit, und den Genuß der um ihn befindlichen Gegenstände und der ganzen Natur, nirgend als auf der Jagd; es ist aber auch nicht zu laugnen, daß dieses Vergnügen viel sanfter und angenehmer seyn würde, wenn es mit wenigern Geräusch vollzogen werden könnte.

Wenn mit der Zeit einmal der barbarische Gebrauch Krieg zu führen abgestellet werden könnte *) so würde man iunge Leute, nur lediglich um sie in der Stärke und dem Muth zu üben, zur Kriegskunst anhalten; vieleicht würde alsdann auch die Jagd mit wenigerer Gefahr und Grausamkeit gehalten werden.

Die Hirschiagd wird ohne Waffen gehalten, erfodert aber eine große Zubereitung, und eine königliche Rüstung, viele unterlegte Hunde und Pferde, und sehr viele Piqueurs ꝛc. **) Der Jäger oder der Anführer

*) Der Abt S. Pierre und nach ihm Herr Rousseau haben die Möglichkeit eines dieser beiden Männer so würdigen Vorschlages bewiesen.

**) Die Piqueurs sind im Sold stehende Jäger welche dem Wild und Hunden zu Pferd nachfolgen, und die leztern auf die Spur bringen, wenn sie selbige verlohren haben. Personen die gut sprechen, sagen heut zu Tage Piqueux anstatt Piqueurs. Ich glaube aber nicht, daß diese Aussprache lang gewöhnlich bleiben werde.

führer der Jagd *) muß das Alter und Geschlecht beurtheilen, er muß genau erkennen und unterscheiden, ob der Hirsch den er mit dem Leithund **) bestättiget hat, ***) ein Spießhirsch ****) ein Gabelhirsch *****) ein junger Hirsch von zehen Enden ******) ein Zeh-

 ner

*) Der Oberiäger ist ein Kronbedienter, unter dem alle königliche Jagdbediente stehen, und wurde vor diesem Oberforstmeister genannt.

**) Limier, ein Hund den man ordentlich unter den Jagdhunden aussuchet, und den Hirsch, das Rehe, das Schwein, ꝛc. zu bestätigen, abrichtet.

***) Detourner le cerf, heist rings um dem Ort wo der Hirsch hineingegangen ist, herum gehen, und sich versichern, daß er nicht wieder heraus ist.

****) Daguet, ein junger Hirsch der noch Spieße Dagues träget. Spieße sind das erste Gehörn eines Hirsches, das er im Anfange seines zweiten Jahres bekommt, daguer heist auch, wenn sich der Hirsch mit der Hindin begattet, das Hirschkalb Faon führet sechs Monat lang diesen Namen, und wird nachhero ein Schmalthier (Hére) bis es sein zweites Jahr erreichet hat. Weil sein Haar diese ganze Zeit über fleckig ist, so sagt man von ihm, daß er die Livree träget. Mit sechs Monaten sproßen ihm an dem Stirnbein zwei Beulen hervor, die man Buckeln (Bosses oder Bossets) wenn sie länger werden, Kronen, (Couronnes) und endlich Spieße (Dagues) und zu allerlezt Holz oder das Geweih nennet.

*****) Jeune cerf, ein Hirsch in seinem dritten vierten, oder fünften Jahr.

******) Cerf de dix cors jeunement, ein Hirsch der im sechsten Jahr seines Alters ist, man benennet ihn nach zehen Enden, ungeachtet er in diesem Alter öfters zwölf oder vierzehen Zacken hat. Ein jeder Stamm des Geweihes heist eine Stange (perche) beide zusammgenommen oder das ganze Gehörn, wird das Geweih (Meraia) und die beiden untersten Ende des Geweihes die Rose (meule) genannt. Das allerstärkst besezte Geweih trägt nicht mehr als achtzehen bis zwanzig Zacken oder Ende.

ner *) oder ein iagdbarer Hirsch **) ist. Die vornehmsten Merkmaale wodurch man diese Kenntniß erlangt, sind die Spur ***) und die Loosung. ****)

Wenn der Hirsch merket, daß ihn die Hunde verfolgen, so lauft er ganz athemlos, und man muß ihn manchmal lange Zeit auffsprengen. *****) Wenn er endlich anfängt gänzlich entkräftet zu werden, so brauchet er unterschiedliche schlaue Ränke, ******) wenn er endlich, nachdem er vergebens über Mauern, Gräben, Bäche und Moräste gesezet, von Mattigkeit und Furcht alle seine Kräfte verlohren hat, unterliegen muß, und den Augenblick vor sich siehet, da ihn die Hunde zerreissen werden, so stößt er die kläglichsten Töne aus. Selbst in diesen lezten Augenblicken, suchet er noch sein Leben zu vertheidigen, und verlezet oft die Hunde, ia selbst die

*) Cerf de dix cors, ein Hirsch im siebenten Jahr.

**) Vieux cerf, ein Hirsch welcher sein siebentes Jahr zuruck geleget hat.

***) Pieds die Spur, ist der Eindruck des Fußes des Hirschens in die Erde.

****) Fumées die Loosung, der Koth des Hirsches.

*****) Man sagt im französischen laisser courre anstatt courir, un cerf, heist, ihn mit dem Hunde auffsprengen.

******) Die vornehmste List des Hirsches besteht darinnen, daß er die Spur untereinander zu vermengen suchet, in welcher Absicht er einen Weg öfters hin und her gehet, um dadurch die Hunde irrig zu machen, oder er suchet andere Hirschen auf, um sich unter ihnen zu vermengen, und einen andern auf seiner Spur an seiner Statt zuruck zu lassen. Dieses listige Verfahren hat la Fontaine in einer seiner Fabeln vortreflich schön ausgedrucket L. X. Fab. I.

die Jäger mit seinem Geweyh. *) Man hauet ihm alsdann die Hessen ab, damit er stürzet, und giebt ihm nachgehends den Genickfang mit dem Hirschfänger; man kündiget darauf seinen Tod mit Blasen ꝛc. an.

Dieses ist seine lezte Ehrenbezeigung die ihm erwiesen wird, sagt la Fontaine L. X. Fab. I.

Der Prinz von Conty hat in seinem Thiergarten auf der Adams-Insul einen zahm gemachten Hirschen, wenn er den Frauenzimmern ein Vergnügen erzeigen will, so läst er ihn von einem Leithund anfallen. Der Hirsch, anstatt zu fliehen, nimmt vielmehr bei den Damen seine Zuflucht, weinet, bittet um Gnade, und erhält solche.

Wenn ein von den Jägern verfolgter Hirsch beständig gerad vor sich liefe, so würde man ihn unmöglich einhohlen können, allein die Liebe zum Wald als seinem Geburtsort beweget ihn, tausend Umwege darinnen zu nehmen, und daß er sich darinnen zu verbergen sucht, und sich nicht eher ein wenig davon entfernet, als wenn er dem ihm dräuenden Tod beinahe nirgend mehr zu entfliehen weiß.

Wenn es auf den Winter zugehet, so versammlen sich die Hirschen Truppweiß, und ziehen sich in ihre Stände, welche sie an solchen Orten haben, die mit Bäumen und Gesträuch am dicksten bedecket sind, sie

suchen

*) Man siehet in dem Dominicanerkloster zu Ryßel ein sehr schönes Grabmal, von weißen Marmor welches dem Herrn Grafen von Melün zum Angedenken errichtet worden, welcher im Jahr 1724 von einem Hirschen durch einem Schlag mit dem Lauf zu Chantilli ums Leben kam, wo er mit dem Herzog von Orleans iagte.

Die Errichtung dieses Grabmals zog noch ein anderes ähnliches Unglück nach sich, indem Herr du Mont königlicher Bildhauer, welcher daran arbeitete, von seinem Gerüst herunter stürzte, und an diesem Fall sein Leben einbüste.

suchen alsdann ihre Nahrung, oder wie man sagt, die Weide in den umliegenden Gegenden anzunehmen, und legen sich nachhero einer auf den andern nieder, damit sie einander gegenseitig mit ihrem Hauch erwärmen.

Man sollte kaum glauben, daß der entsezlichen äusserlichen Verschiedenheit zwischen dem Rind und dem Hirschen ungeachtet, diese beiden Thiere innerlich vollkommen einerlei Bau und Einrichtung haben, wenn solches Herr Daubenton nicht bewiesen hätte.

Die Hirschen werfen im Frühling ab, und sondern sich alsdann von einander, oder entfernen sich wenigstens ein wenig von einander, besonders die Alten, denen die Gesellschaft allgemach anfängt verdrüßlich zu werden, sie ziehen sich in ihre schönen Waldgegenden, nämlich in die Oberhölzer und Gehäue, wo das Holz licht stehet, und bleiben daselbst den ganzen Sommer, zu erwarten, bis ihr Geweih wieder wächst. Um diese Zeit gehen sie mit niederhangenden Kopf, um ihr Geweih nicht an den Aesten zu beschädigen, welches sehr empfindlich ist, so lang es noch nicht sein völliges Wachsthum erlanget hat.

Das Geweih der ältesten Hirsche, ist gegen der Mitte des Maimonats nur noch zur Hälfte gewachsen, und erreichet erstlich gegen das Ende des Julius seine völlige Länge und Härte. Der jüngsten Hirsche Geweih wird später abgeworfen, und wächst auch wiederum später.

Dieses Wachsthum welches die Natur auf dem Kopf des Hirschens bewirket, ist ein wahres Wunder, es ist solches kein eigentliches Horn, sondern vielmehr ein wirkliches Holz, an welches sich so gar bisweilen der Epheu gehänget hat, und daran fortgewachsen ist,

wie

wie solches Aristoteles, Theophrastus und Plinius erzählen.

Der Verfasser einer neuen Abhandlung von der Jägerei *) hat sich geirret, wenn er saget, daß die Hirschen dadurch, daß sie ihr Geweih einige Tage lang nach einander wider gewisse Bäume reiben, selbiges mit dem Saft der aus diesen Bäumen fließt, färben, und also ihr Geweih, wenn sie es an Rothbuchen und Birken reiben, braun, und wenn sie selbiges an Eichen oder Zitterpappeln reiben, schwarz werde. Herr von Buffon sezet diesem ohne Grund behaupteten Vorgeben eine entscheidende Erfahrung entgegen; da nämlich zahme Hirschen in eingeschlossenen Orten, wo sich kein Baum befande, eben dergleichen gefärbtes Holz oder Geweih, wie die andern Hirschen in den Wäldern bekommen hatten.

Die Zeit der Brunst ist bei den Hirschen eine Zeit der Wuth und Raserei; die Liebe ist ihnen vielfältig eben so gefährlich und schädlich, wie solche öfters dem Menschen zu seyn pfleget, allein sie quälet die Hirschen nicht länger als nur alle Jahre einmal, vierzehen oder zwanzig Tage lang.

Die alten Hirschen empfinden die Brunst am ersten, auch die alten Hirschkühe, sie tretten in selbige vor Ende des Augusts, und sie verläst sie nicht eher als gegen den zwanzigsten September, die jungen Hirsche fangen die Brunst später an, und endigen sie auch später, so daß sie in allem bis zu Ende des Octobers dauert.

Wenn einmal die Brunstzeit vorhanden ist, so haben die Hirschen keine Ruhe mehr, sie schlafen und essen

*) Nouveau Traité de la Venerie, Paris 1750. p. 27.

essen nicht mehr; sie verliehren durch die Ausdünstung ihre Feiste (Venaison) welche einen starken und widrigen Geruch von sich giebet, und gehen einig und allein den Thieren nach, öfters finden sich zween oder mehrere Hirschen bei einem Thier ein, in welchem Fall sie noch um dasselbe kämpfen. Sie geben das Zeichen zum Streit mit einem heftigen und erschrecklichen Geschrey; darauf stossen sie einander mit dem Geweih und den Enden so heftig, daß sie einander oft tödlich verlezen; der Ueberwinder verliehret keinen Augenblick seines Sieges zu geniessen, einige Tage nachher aber verläst er das Thier, das er sich erkämpfet hat, und gehet weiter um eben dergleichen gefährliche Begebenheiten wie die erste anderswo aufzusuchen.

Nach der Brunst sind sie dermassen abgemattet, und erschöpfet, daß es ihnen viele Mühe kostet, sich zu erhohlen, zumal wenn sie keine gute und überflüssige Nahrung finden, welche zum Unglück um diese Zeit, nämlich zu Ende des Octobers anfängt seltener zu werden; ihr Geblüt oder Schweiß ist alsdann so elend und erschöpft, daß ihnen unter der Haut Würmer wachsen.

Die ganze Lebenszeit des Hirschens bestehet in einer beständigen Abwechslung von den stärksten Entgegensezungen, und ob man schon glauben sollte, daß dergleichen öfters sehr schnelle Abwechslungen von einem Zustand zu dem andern seine Gesundheit schwächen sollten, so dienen sie selbiger vielmehr zur Stärkung, und wenn der Hirsch schon weniger Ruhe als die andern Thiere hat, so besizet er hingegen mehr Muth und Geschmeidigkeit. Wir können daraus schliessen, daß die gemächlichste und bequemste Lebensart keinesweges die gesundeste seye.

Der

Der Hirsch wächst fünf oder sechs Jahr, und kann also fünf und dreisig bis zwei und vierzig Jahre oder ein wenig länger leben. Allein Jahrhunderte lang lebt er nicht, wie man vor Zeiten geglaubet hat. Diese lächerliche Meinung herrschte zur Zeit des Aristoteles, er fieng an sie zu bestreiten, denn ein groser Mann läst sich keinesweges von der Menge hinreissen, wenn solche vom Irrthum eingenommen ist. Das Ansehen dieses Weltweisen hätte allein schon hinlänglich seyn sollen dieses Vorurtheil auszurotten, wenn es gleich noch so stark eingewurzelt war. Man brachte aber dem ungeachtet unter König Carl VI. von Frankreich diese Fabel wiederum auf die Bahn. „ Dieser Fürst hatte „ in dem Wald von Senlis einen Hirschen gefangen, „ welcher ein Halsband mit der Umschrift, Caesar hoc „ me donavit, Caesar hat mich hiemit beschenket, „ um hatte, und man hat lieber diesem Thier ein tausendjähriges Leben zuschreiben, und dieses Halsband „ von einem Römischen Kaiser herleiten wollen, als „ daß man zugestehen wollte, daß dieser Hirsch aus „ Deutschland gekommen seyn konnte, wo die Kaiser „ zu allen Zeiten den lateinischen Namen Caesar ge„ führet haben.

Wenn wir nicht öfters unbillige und grausame Herren wären, so wäre es dem Hirschen zu wünschen, daß er sich uns ein wenig mehr näherte, er würde bei uns eine Zuflucht wider viele Uebel die ihn beschweren, finden, *) allein vielleicht käme ihm solches eben so theuer zu stehen, wie dem Pferd, welches sich an ihn rächen wollte, **) und in diesem Falle thut er wohl am be-

sten

*) In America giebt es schon zahme Hirschen, wie ich in der Folge melden werde.

**) La Fontaine Lib. IV. Fab. XIII. Ich habe diese Fabel schon bei dem Pferd angeführet.

sten, wenn er uns vermeidet, und in den Wäldern bleibet, so viel Beschwerlichkeiten er auch darinnen ertragen muß.

Die Hindinnen welche gegen dem Monat October zu beschlagen worden sind, setzen im Mai, sie gehen acht Monate und einige Tage trächtig, sie setzen ordentlich nur ein Kalb (Faon) selten zwei; sie sind sehr besorgt ihr Kalb der Verfolgung der Hunde zu entziehen, und biethen sich den Hunden selbst dar, und lassen sich von ihnen jagen, um sie von dem Kalb zu entfernen, worauf sie sich wiederum zu demselben begeben. „Sie „ lehren ihren unverständigen Jungen sich vor dem „ laut des Bellens der Hunde, und bei der mindesten „ Gefahr zu hüten; ja man sagt so gar, daß sie selbi„ ge manchmal mit dem Lauf stossen, damit sie sich ruhig halten.

Es giebt Hindinnen die niemals fruchtbar werden, man nennet sie im Französischen Bréhaignes. Man sollte sie aber nach meiner Meinung, vielmehr unfruchtbare Hindinnen, und die so nicht mehr trächtig werden Bréhaignes nennen.

Im Winter sammlen sich die Hindinnen, die Schmalthiere die Spießhirsche, und die jungen Hirsche in Heerden, welche desto zahlreicher sind, je strenger die Witterung ist. Im Frühjahr vertheilen sie sich, und die Thiere suchen verborgene Orte, um zu setzen.

Der Hirsch scheinet ein gutes Gesicht, einen scharfen Geruch, und ein vortreffliches Gehör zu haben. Wenn er horchen will, erhebt er den Kopf, richtet die Ohren mit vieler Aufmerksamkeit in die Höhe, und höret alsdann sehr weit. Er ist von einer ziemlich ungeo-

gekünstelten Gemüthsart, und doch neugierig und listig; wenn man ihm pfeift, oder von weitem ruft, so bleibt er so gleich stehen, und siehet Wagen, Vieh, und Menschen steif, und mit einer Art von Verwunderung an, und wenn sie weder Gewehr noch Hunde bei sich haben, so sezet er seinen Weg getrost fort. Er scheinet auch die Schalmei oder Flöte der Schäfer gerne zu hören, und die Jäger bedienen sich bisweilen dieses Mittels den Hirsch sicher zu machen. Ueberhaupt fürchtet er den Menschen viel weniger als die Hunde, und wird nicht eher mistrauisch und listig, als nach dem Maaß wie er ist beunruhiget worden.

Die Hirschen lassen sich gerne zahm machen, sie scheinen so gar ein Verlangen zu haben, in unserer Gesellschaft zu leben. Ihr leichter und schneller Lauf hat eine gewisse reiche Privatperson auf den Gedanken gebracht, einen Hirschen zu satteln. Das Thier war so zahm, daß es sich willig satteln und zäumen ließe, aber so bald man auffizen wollte, legte es sich zur Erde nieder, und ließ sich schlechterdings nicht bewegen, den Reuter zu tragen.

Man sagt daß ein vornehmer Herr an dem Hof Ludwig des XIV. ein Gespann von sechs Hirschen vor einem Wagen hatte zusammen richten lassen, ich glaube aber schwerlich, daß es ihm damit werde gelungen seyn.

Der Hirsch frist im Frühling die Knöpfe und Sproßen der Bäume, und im Winter ihre Rinde, er frißt gerne den Rocken, und suchet dieses Futter auch am stärksten unter den Körnern aus, gleichwie er unter den Bäumen am liebsten den Faulbaum oder die Triebe der ersten Sproßen auswählet.

Das Hirschkalb ist sehr gut, das Wildprät von der Hindin und dem Spießhirsch ist nicht gänzlich schlimm, aber das Hirschwildprät hat allezeit einen starken und widrigen Geschmack. Das nützlichste von diesem Thier ist seine Haut, welche die Weißgerber in Alaun einweichen, und sein Geweihe, woraus man Handgriffe zu Messern machet, und welches in der Arzneikunst auf unterschiedliche Art unter dem Namen des Hirschhorns angewendet wird.

Man findet in der ganzen Welt Hirschen, und es giebt sehr wenig verschiedene Arten unter ihnen, und wenn sich ia bisweilen einiger Unterschied zeiget, so bestehet solcher öfters nur blos in der Gestalt und Farbe des Geweihes oder in der Farbe der Haare. Es giebt ganz weiße Hirschen; ich habe deren zwei in dem Wald zu Senlis gesehen, und man findet ihrer auch einige in dem Thierhaus zu Chantilly.

Diese Art weißer Hirschen ist sehr alt, und schon bei den Griechen und Römern bekannt gewesen. Es giebt aber auch noch andere Verschiedenheiten bei dem Hirschen, wie z. E. bei dem Damhirsch, und diese Verschiedenheiten zeigen sich nicht nur allein an der Haarfarbe sondern auch an der Gestalt. Dergleichen sind die kleinen braunen Hirschen so man die Corsischen Hirschen nennet, wie auch ein deutscher Hirsch, der daselbst der Brandhirsch, und in Frankreich der Ardennische Hirsch (Cerf des Ardennes) genennet wird, er ist größer und hat eine viel dunklere braune Farbe als der gemeine Hirsch, er hat lange Haare über den Schultern und unter dem Hals, wodurch er eine Aehnlichkeit mit dem Pferd und Bock erhält, und daher sind die aus dem Griechischen zusammengesezten Na-

men Hippelaphe oder Tregelaphe entstanden. An den Ufern des Gangesflußes siehet man ein Thier so Axis heißet, welches zu Ende dieses Bandes beschrieben werden soll, und dem Geschlecht des Hirschens sehr nahe kömmt.

In dem Königreich Siam sind die Hirschen so gemein, daß man deren alle Jahre mehr als hundert und funfzig tausend erleget.

Die Americaner halten ganze Heerden von Hirschen und Hindinnen, die sie des Tages über sich in den Wäldern nähren lassen, und zu Nachts in ihre Ställe zuruck kehren. Man machet von der Milch dieser Hirschkühe Käße.

Einige Reisende melden, daß man in China und Batavia sehr kleine Hirschen antrift, die aber so wild sind, daß sie eher ihr Leben verliehren, als sie sich zahm machen lassen. Man fässet die Füße dieser kleinen Hirschen in Gold ein; sie sind nicht grösser als eine Schwanenfeder.

Man erzählet, daß man bei einem Hirschen in Grönland *) sechzig Pfund Feiste zwischen der Haut und dem Fleisch gefunden. Herr Anderßon ein berühmter Engelländischer Naturkündiger hat beobachtet, daß bei allen Thieren aus sehr kalten Landen das Fett in dieser Lage sich befindet, wodurch selbiges bei ihnen die innerliche Hitze zusamm hält, und verhindert, daß die Kälte nicht eindringen kann.

Wenn die Tartarn die Hirschen herbei locken wollen, so ziehen sie eine Einschließung in welche sie unterschiedliche Köpfe von Hindinnen vertheilen, sie machen darauf das Geschrei der Hindinnen nach, und

*) Die Hirschen aus diesem Lande haben kein Geweih.

verbergen sich dabei hinter die Aeste. Die grösten Hirschen laufen bei diesem Geschrei herbei, und so bald sie die Köpfe der Hindinnen sehen, so springen sie auf selbige zu, da inzwischen die Jäger zum Vorschein kommen, sie umgeben, und tödten. *)

Ungeachtet der Hirsch von einer furchtsamen Art ist, so besizet er doch auch Muth wenn er nur einen einigen Feind vor sich hat, und ihn nichts an seiner Vertheidigung hindert. „ Ein Indisches Compagnie-
„ schif brachte vor einiger Zeit unterschiedliche India-
„ nische Thiere, und unter andern auch zwei Tieger
„ mit, die für den Herzog von Cumberland bestim-
„ met waren. Dieser Fürst wollte gerne sehen, wie
„ diese Thiere ihre Beute iagen, und setzte zu dem
„ Ende einen dieser Tieger in einem Wald aus, wo-
„ rinnen er mit Tüchern eine sehr weitläuftige Ein-
„ schließung machen ließe. Man ließ einen Hirschen
„ hinein, der Tieger gieng gleich auf ihn loß, und
„ wollte ihn an der Seite anfallen, allein der Hirsch
„ vertheidigte sich mit seinem Geweih so wohl, daß
„ er den Tieger zum weichen brachte; er hielte einen
„ zweiten Angrif auf gleiche Art aus, und bei dem
„ dritten, schleuderte er ihn mit seinem Geweih nicht
„ nur eine gute Länge weit fort, sondern lief ihm so
„ gar nach, und verfolgte ihn. Der Tieger ließ von
„ ihm ab, und flüchtete sich in den Wald.

„ Damit er seine Wuth stillen konnte, gab man
„ ihm einen Damhirschen. Die beiden Indianer,
„ denen er zur Aufsicht übergeben war, warfen ihm,
„ während daß er sich über den Damhirschen machte,
„ eine Art einer Müze über den Kopf, und nachdem

„ sie

*) Diese Jagdlist hat die Unbequemlichkeit bei sich, daß man sie nur blos während der Brunstzeit ausüben kann.

„ sie sich solchergestalt dieses Thieres bemeistert hatten,
„ legten sie ihm die Ketten wiederum um, und führ-
„ ten es in seinen Stall. Der Herzog von Cumber-
„ land ließ dem Hirschen, der sich so tapfer vertheidi-
„ get hatte, ein breites silbernes Halsband machen,
„ worauf die ganze Begebenheit dieses Kampfes ein-
„ gegraben war, und gab ihm seine Freiheit.„ *)

Wenn die Americanischen Hirschen von den Jägern verwundet sind, so suchen sie ein Kraut, welches die Negres Atahielt nennen, so eine Art von Poley ist, und heilen sich damit. Sie bedienen sich dieser Pflanze häufiger als des Dictams, dessen Kraft die von den Pfeilen verursachten Wunden zu heilen, die Menschen, wie Plinius meldet, von den Hirschen sollen gelernet haben. Diese Eigenschaft des Dictams, wie auch die so man ihm zuschreibet, daß er den Frauen zu einer geschwinden Geburt verhelfe, scheinen alte irrige Meinungen zu seyn. Noch ein anderes Vorurtheil, das sich von eben dieser Zeit herschreibet, und noch bei den Türken und Arabern im Schwung gehet, bestehet darinnen, daß sie, wenn ihnen ein Hirsch oder Haaß begegnet, solches für eine üble Vorbedeutung ansehen.

Der P. Vaniere redet von dem Hirschen mehr als ein Poet als wie ein Naturkundiger, inzwischen haben zwei ungegründete Meinungen, daß sich erstlich der Hirsch ausserordentlich schäme, wenn ihm sein Geweih abfällt, und sodann daß er ausserordentlich lang lebe, bei ihm zwei Gedanken erreget, wovon der erste sehr anmuthig ist.

*) Journ. Encyc. Juillet. 1764 sec. pars. p. 167.

„Der Hirsch, sagt er, soll der gemeinen Mei-
„ nung nach, so bald als er im Anfang des Früh-
„ iahres die Ehrenzeichen seiner ästigen Stirne ver-
„ lohren hat, sich in das Innerste der Wälder verber-
„ gen, und sich scheuen, irgend iemand vor Augen
„ zu kommen. So wie ein Frauenzimmer die eine
„ Sclavin ihres Anzugs und Puzes ist, sich nicht
„ eher öffentlich zu zeigen unterstehet, bis sie vorhero
„ auf ihrem Kopf ein lächerliches Gebäude von Lein-
„ wand, das eben so hoch als das Geweih eines al-
„ ten Hirsches ist, aufgeführet hat. Kaum ist die-
„ ses so sehr gewünschte Geweih wiederum gewach-
„ sen, so gehet dieses stolze Thier wiederum hervor,
„ betrachtet sich in allen Bächen, und verlanget be-
„ wundert zu werden. Inzwischen ist seine Gestalt
„ nicht das einige, was ihm Vergnügen erreget; der An-
„ blick des Jägers zu Pferd, der Waffen selbst, die
„ ihn durchbohren sollen, und vielleicht auch der Schall
„ der Jagdhörner, dienen ihm zum Zeitvertreib und
„ zur Ermunterung. Wie man ihn denn auch zu sol-
„ cher Zeit, wenn man ihm Neze spannet, um ihn
„ zu fangen und in einen Thiergarten zu bringen,
„ ganz leicht dahin führen kann.

„Wenn man aber einen Thiergarten vermehren
„ will, so wird es besser seyn, Hirschkälber daselbst an-
„ zusezen, welche, da sie den ungeheuren weiten Um-
„ fang der Wälder noch nicht haben kennen lernen,
„ die kleine Einschließung in der sie erzogen worden
„ sind, für die ganze Welt halten werden. Denn
„ das beste Mittel glücklich zu leben, ist unstreitig
„ dieses, wenn man weiter nichts kennet als nur das,
„ was man besizet.

„Weil die Hirschen einige Jahrhunderte lang
„ leben, durchlauchtiger Lamignon, so würde ich ei-
„ nem iungen Hirschen ein Halsband geben, worauf
„ folgende Worte eingegraben wären: Ich habe mein
„ Leben in dem glücklichen Jahrhundert angetret-
„ ten, in welchem Lamignon die Klugheit eines
„ Gesezgebers mit dem Muth eines Helden verei-
„ nigte, die Ungeheuer so aus Cevennes hervor
„ kommen, vertilgte, und die Fackel der Kezerei,
„ die sich sonst über ganz Frankreich ausgebreitet
„ haben würde, verlöschte.„

Wenn ich an der Stelle des Vanier gewesen wäre, so würde ich einen Hirschen nicht so reden haben lassen — — und überdieses waren die armen Einwohner in der Landschaft Cevennes mehr arme Schaafe die übel angeführet wurden, als Ungeheuer.

Der Damhirsch. Dama.

Obschon der Damhirsch und der Hirsch zwei solche Gattungen sind, die einander sehr nahe kommen, so vermischen sie sich doch niemals mit einander, und ziehen auch keine Mittelart zwischen beiden. Sie scheinen einander so gar zu fliehen, indem man da wo sich viele Hirschen befinden, sehr wenig Damhirsche antrift. Die leztern sind viel zärtlicher und schwächer, und sind auch nicht den nemlichen Abwechslungen wie die Hirschen ausgesezet. Ihr Wildprät hat auch einen angenehmern und feinern Geschmack. Ihr Geweih ist nicht rund wie das Hirschgeweih sondern breit und platt.

Hirschen findet man in allen Himmelsgegenden, aber die Damhirsche trift man nur in gemässigten

Himmelsgegenden an; man findet dergleichen weder in Rußland, noch in Schweden, noch in andern Nordischen Ländern.

Der Damhirsch ist kein ganz wildes Thier, und scheinet mehr ein Hausthier, als der Hirsch zu seyn, ist auch weit mehren Abänderungen unterworfen. Ausser den gemeinen und den weißen Damhirschen, sind ihrer noch sehr viele andere bekannt, die stark voneinander unterschieden sind.

Alle Damhirsche werfen ihr Gehörn ab wie der Hirsch, sie verliehren solches aber später, und brauchen fast eben die Zeit zum Wiederaufsezen ihrer Kolben, ihre Brunst eräuget sich auch vierzehen Tage oder drei Wochen später als bei den Hirschen. Sie kämpfen gleichfals für ihre Thiere oder Hindinnen, aber ihre Kämpfe sind zwar muthig, doch nicht leicht tödlich. Sie sind geneigt in zahlreicher Menge beisammen zu wohnen, allein sie erreichen diesen Endzweck nicht anders als durch Kämpfe. — — Die Gesellschaft ist unstreitig eine sehr schöne und angenehme Sache, allein sie kommt den Menschen wie den Damhirschen theuer zu stehen. Die Damhirsche versammeln sich an dem Ort ihres Aufenthalts, denn sie entfernen sich nicht weit, und nur so viel als es nöthig ist, damit sie ihre Nahrung finden, sie machen zween Haufen ohngefähr von gleicher Anzahl aus, und greifen einander einige Tage nach einander ordentlich und muthig an, bis die stärksten die Oberhand erhalten, und in Ruhe das Recht genießen, allenthalben die beste Weide auszusuchen, da sodann die andern gezwungen sind, anderswo zu sehen, wo sie etwas finden. Daraus entstehet insgemein die Folge, daß die leztern eine schwächere

chere Art hervor bringen, und daß denen die sich der Oberhand einmal bemeistert haben, allezeit der Vorzug bleibet. Man siehet zwei solche Haufen (hardes) in dem Wald von Bologne bei Paris.

Weil die Damhirsche fast eine ähnliche Natur mit des Hirschen seiner haben, so sind sie den leztern auch in ihren Neigungen gleich, und sie wenden einerlei Ränke und List an, um sich der Verfolgung der Jäger und Hunde zu entziehen. Der Damhirsch prosset viel näher ab, als der Hirsch, und dieses machet, daß das iunge Holz welches von dem Zahne eines Damhirschen zerbissen, weit schwerer wieder treibt, als das was von Hirschen zerbissen worden. Das Wild von den Damhirschen trägt acht Monat wie die Hindinn, und sezet auch eben so ordentlicherweiß nur ein Kalb oder zwei, sehr selten aber drei. Dieses Thier fängt von zwei Jahren an zu zeugen, bleibet bis in das sechzehende Jahr fruchtbar und stirbt im zwanzigsten Jahr. Die Naturkenner welche die Lebensdauer nach der Zeit wie lange die Jungen getragen werden, berechnen, irren sich, denn die Hindinn trägt nicht länger als das Wild von dem Damhirschen, und doch lebt der Hirsch bei vierzig Jahre, der Damhirsch aber wird nicht älter als zwanzig oder zwei und zwanzig Jahre.

Ihre Haare haben eine anmuthige Farbe. Ein iedes Haar über dem Leib hat eine weiße Wurzel, und schwarze Spitzen, und der übrige Theil ist fahl; die Haare unter dem Bauch und innerhalb zwischen den Schenkeln sind ganz weiß. Die iungen Damhirsche haben ein graues Haar, das mit weißen Flecken durchsprenget ist.

Der Verfasser des Wörterbuchs von den Thieren (Dictionnaire des animaux) füget seiner Beschreibung von dem Damhirschen den Umstand mit bei, daß der Schwanz desselben eben so lang wie bei einer Kuh seye. Es ist möglich, daß es eine Art Damhirschen giebt, die einen so langen Schwanz hat, aber bei unsern Damhirschen in Frankreich ist er kürzer.

Man hat beobachtet, daß das Hirn und Gekröße von einem Damhirsch eine niedliche Speiße ist.

In Africa sind diese Thiere sehr gemein, sie versammeln sich bei den Wasserquellen und saufen daselbst. Die Schwarzen stellen sich in einen Hinterhalt, und töden sehr viele mit ihren Pfeilen.

Vaniere, welcher alle Gegenstände die er abhandelt, angenehm vorträget, redet von der Gemsenjagd, einer Art Thiere die den Damhirschen sehr nahe kommen, folgendermassen: „Wenn dieses Thier verfolget wird, so springt es auf den Gipfel eines Berges der mit lauter Abgründen umgeben ist, und wendet sich in einem Augenblick, wie eine von einer starken Hand geworfene Schleuder, mit der schnellesten Behendigkeit, um sich selbst herum; die Hunde erstaunen über diesen Anblick, und erfüllen die Luft mit einem entsezlichen Gebell, da sie sehen, daß ihnen ihre Beute nicht nur entwischet ist, sondern ihrer noch über dieses spottet; die Gemse wird dadurch veranlasset, auf die andere Seite des Berges zu fliehen. Lasset eure Hunde immerhin in Erstaunen und Wuth gerathen, wovon ienes so unnüzlich als dieses ist, und spannet vielmehr in aller Geschwindigkeit unten am Berg auf der andern Seite, wo die Gemse herunter kommen muß, Neze.

Das Rehe. Capreolus.

Wenn der Mensch einmal mit der Zeit so würde, wie er seyn sollte, so würde dadurch so wohl sein eigenes Glück, als der Thiere ihres vollkommen werden. Wenn er von allen nichtswürdigen oder knechtischen Verbindungen frey wäre, die ihn an diesem oder jenem Ort vor einen andern anfesseln, so würde er seinen Aufenthalt nur auf anmuthigen Hügeln und weiten Ebenen nehmen *) er würde auf diesen leztern hie und da Lustwälder anlegen, selbige würden mit kleinen bedeckten Lauben in einer nicht allzuweiten Entfernung voneinander durchschnitten seyn, wodurch zugleich die Winde und die Sonne die Erde nicht allzusehr austrocknen könnten. Unfruchtbare und gebirgigte Gegenden würde er mit Wäldern einfassen, die mit breiten Gräben umgeben wären, über diese Gräben müste man von einer Entfernung zur andern, kleine Brücken zum hinüber gehen schlagen, diese Brücken könnte man mit Stangen verwahren, welche das rothe Wildprät zuruck hielten, und zwängen in dem Wald zu bleiben. Diese Verzäunung würde wenige Kosten erfodern, und gewiß eben so anmuthig, als eine kostbare und düstere Mauer sehen.

Um die Unordnung und den Streit unter den verschiedenen Arten der Thiere zu vermeiden, müste man in einem Wald nur blos Hirschen, in einem andern lau-

ter

*) Es wird wenig Erdreich geben, das nicht einigermassen angebauet werden könnte, und man sollte von allem Nuzen ziehen; allein es giebt doch viel Land, das man wenigstens nicht bewohnen kann, wie z. E. die Thäler zwischen Hügeln, und die Mitternächtigen Gebirggegenden, wie auch die tiefen Thäler, Moräste und andere ungesunde und unangenehme Orte.

ter Rehe, und so weiter setzen, wobei man zugleich darauf zu sehen hätte, daß ein iedes Thiergeschlecht, in einen solchen Wald käme, dessen Gegend und Erdreich so beschaffen wäre, wie es ihm am nüzlichsten ist. In den Wäldern der Hirschen müsten Oberhölzer stehen.*) Dieienigen Wälder welche mit Damhirschen und Rehen vermehret werden sollten, müsten mit halbwüchsigen Oberholz besetzet seyn ꝛc. Allein alles dieses setzet eine ganze andere Lage und Verfassung zum Grund, als dieienige ist, worinnen sich der Mensch gegenwärtig befindet.

Das Reh ist zwar viel kleiner als der Hirsch, hat aber viel mehr Stolz und Muth als dieser. Wenn es mit einem iungen Hirschen kämpfet, so bringt es selbigen zum weichen.**) Es hat eine angenehme und edle Gestalt, und viel Lebhaftigkeit. Sein Kleid ist beständig sauber, es wälzet sich niemals in einem Prudel, und es gefällt ihm nur in den erhabensten trockenen Landen, wo die Luft am reinsten ist. Es ist dieses Thier viel schwerer zu jagen als der Damhirsch, es fliehet mit Schnelligkeit und Standhaftigkeit; es wartet nicht so lang, seine List anzuwenden, bis ihm die Kräfte fehlen, und wenn es durch einige Wiedergänge

und

*) Die recht ausgewachsenen Oberhölzer (hautes futaies) sind Bäume die ihre völlige Grösse erlanget haben; das halbwüchsige Oberholz (demi futaie) sind 50. bis 60. Jährige Bäume; die Schlaghölzer bestehen aus solchen Bäumen, die an alten Stöcken wiederum hervor gewachsen sind. . . Wenn man also allezeit in iedem Wald entweder recht ausgewachsene Oberhölzer für die Hirschen, oder halbwüchsige Oberhölzer für die Damhirschen und Rehe haben wollte, so müste man die den Damhirschen angewiesene Wälder in vier, und die, welche für die Hirschen bestimmet wären, in sechs Theile abtheilen.

**) Nouveau traité de la Vènerie, Paris 1750.

und entgegen gesezte Bewegungen die Spur wohl verwirret hat, so drücket es sich mit dem Bauch auf die Erde, und läst die Hunde die es schon weit weg zu seyn glauben, dicht vor sich vorbei gehen, da selbige denn immer weiter vorlaufen, und das Reh nicht eher finden, als bis sie seine Spur wiederum bemerken.

Anstatt daß es sich in Heerden begeben sollte, wie es der Hirsch im Winter und der Damhirsch zu allen Zeiten thut, lebt das Reh wie ein Hausvater ruhig mit seinen Jungen und seiner Rücke, die er niemals verläst. Die Rücke setzet gemeiniglich zwei Kitzlein, ein Böcklein und ein Rücklein. Diese jungen Thiere bekommen von ihrer zartesten Jugend an eine so starke Neigung gegeneinander, daß sie sich niemals verlassen. Die ganze Familie bleibet in dieser Vertraulichkeit bis zur folgenden Zeugung beisammen, alsdann sondern sie sich von dem gemeinen Stamm ab, und fangen selbst eine neue Familie an.

Die Brunstzeit des Rehes dauert vom Ende des Octobers an, bis in die Mitte des Novembers, und die ganze übrige Zeit des Jahres, lebet der Rehbock mit seiner Rücke, blos freundschäftlich, dieweil die Rücke einmal zu seiner Gesellschaft gewöhnet ist. Die Rücke setzt ihre Jungen im fünften Monat. Diese und viele andere Aehnlichkeiten, so das Reh mit der Ziege hat, beweisen, daß es der Ziegenart näher kommt, und sich von der Hirschart entfernet.

Das Kitzlein folgt seiner Mutter, so bald es acht oder zehen Tage alt ist, wiewohl es in diesem Alter noch sehr schwach ist, und es werden ihrer viele von dem Wolf oder den Hunden aufgerieben, ungeachtet ihre Mütter die zärtlichste Sorgfalt für sie tragen, und sich

selbst

selbst ihren Feinden entgegen stellen, und für sie jagen lassen.

Dieses Thier liebet die Hügel oder die über den Gebirgen erhabenen Ebenen; sie halten sich gerne in jungen lichten Gehäu, die einen schlechten Boden haben, auf, wo sie viele Faulbäume, und Brombeer finden. Das Reh bekommt in seinem zweyten Jahr sein Gehörn, zu welcher Zeit es auch tüchtig ist, seines gleichens zu zeugen. Wenn es sein fünftes Jahr erreichet, und folglich zum viertenmal gesetzet hat, so ist der Stamm seines Gehörns mit fünf Enden auf jeder Seite besetzet.

Das Wachsthum des iungen Rehes geschiehet sehr schleinig, wie denn auch dieses Thier nicht länger als zwölf bis funfzehen Jahre lebet. Man könnte ohne Zweifel nach etlichen Zeugungen ganz zahme Rehe bekommen, aber die von der ersten Zeugung bleiben wild, wenn man sie noch so iung fängt, und verwunden manchmal die Personen so mit ihnen umgehen. Die Rehe schreien nicht so stark wie die Hirschen. Ihre Jungen haben eine kleine kurze und klägliche Stimme mi, mi. Wenn man diesen Ton nachmachet, so locket man die Mutter herbey und erleget sie. — — Solchergestalt fällt sie als ein Schlachtopfer der Zärtlichkeit gegen ihre Jungen, deren Stimme sie zu hören glaubet, in die Neze des Todes. — — Es gehöret viel sogenannter Muth dazu, dergleichen Ränke anzuwenden.

Im Winter halten sich die Rehe in den dichtbüschigsten Gehäuen auf; im Sommer gehen sie aber heraus, und beziehen lichtere Gehäue, die sie selten, und nur wenn sie der Durst nöthiget, verlassen; für ordent-

lich

lich begnügen sie sich mit dem Tau, der auf den Blättern, die sie prossen, sich befindet.

Die Rehböcke so über zwei Jahre alt sind, und im Französischen vieux Brocards alte Stücke heissen, sind nicht gut zu essen; aber die Rücken von diesem Alter haben noch ein zartes und niedliches Fleisch. Die braunen Rehe werden höher geschäzet als die rothen; die besten Rehe sind dieienigen, so man aus trockenen und erhabenen Landen bekommt, die mit nackigten Hügeln, und Saat und Brachfeldern durchschnitten, und nicht allzusehr mit Waldung bedecket sind.

In Europa giebt es viel mehr Hirschen als Rehe, und die leztern fangen so gar an daselbst etwas selten zu werden. Man trift hingegen derselben desto mehrere in America an.

Die braunen Rehe haben hinten einen weisen Flecken, und sind kleiner als die rothen. Die Rehe aus Brasilien nennet man Cujuacuapara oder Cujuacaete. Die aus Luisiana sind kleiner als die unsrigen, haben aber die nemliche Farbe. Sie gehen Heerdenweiß miteinander, und die Jäger in selbigem Land gebrauchen folgende List, um sie zu erlegen. Einer von ihnen bedecket sich mit einer Rehhaut, hält den Kopf derselben in die Höhe, und kriechet auf allen vieren. Er begiebt sich in das Gesträuch, stecket den Kopf aussen heraus, und stellet sich als wenn er prossete. Die andern Rehe so ihn sehen, lassen sich von der Aehnlichkeit hintergehen, und nähern sich ihm, andere Jäger stehen inzwischen neben ihm, und schiessen sie ohne Mühe.

Der

Der Haas. Lepus.

Wenn die Natur zwischen den Ursachen der Erzeugung und Hervorbringung der Geschöpfe und zwischen denen, wodurch sie zerstöhret werden, nicht ein so vollkommenes Gleichgewicht hielte, so würden manche Geschlechter, wenn sie ihrer Fruchtbarkeit uneingeschränkt überlassen blieben, die ganze Oberfläche des Erdbodens mit ihrer Art bedecken. Ganze Myriaden *) Heuschrecken, und grosse Heere von Ra[illegible]n und Hamstern würden entweder wechselsweiß, oder wohl gar zugleich miteinander die Ernden, und ohne Zweifel den Menschen selbst zu Grunde richten. Allein diejenige Allmachtshand welche die Wuth der Wellen zähmet, ertheilet allen Geschlechten ihren Schuz, und verhindert durch fruchtbare Ursachen, dergleichen bald vorüber gehende Austrettungen und Ueberflüße der Natur. Die Haasen und Kaninichen können hievon zum Beispiel dienen; wenn diese Thiere sich schlechterdings gänzlich allein überlassen wären, so würden sie sich nach und nach vermindern, und endlich in sehr geringer Anzahl sich noch erhalten. Die Haasen vermehren sich in unsern Himmelsgegenden aus keiner andern Ursache so stark, als weil der Mensch so zu reden mitten zwischen diese Thierart, und die Natur gestellet ist. **) Er hält die Raubvögel, und die fleischfräsigen

*) Myrias ist ein griechisches Wort, und zeiget die Zahl von 10000 an. Wenn man von den Sandkörnern oder andern Dingen die sich nicht zählen lassen, saget, daß es derselben Myriaden weiß gäbe, so muß man darunter verstehen, daß ihre Anzahl so groß seye, daß zehen tausend derselben wie sonst eine einzelne Einheit betrachtet werden können.

**) Man kann dieses auch von einigen andern Thiergeschlechten sagen, die unter des Menschen Schuz stehen.

sigen Thiere an, und schliesset, so wie es seinem Vergnügen oder seiner Bedürfniß gemäß ist, in ungeheuer weite Thiergärten, und in sorgfältig verwahrte Ebenen so viel einzelne Stücke derselben als ihm gefällig ist, ein.

Wir haben demnach diese grose Menge Haasen, welche unsere Felder vermehren und verwüsten, ausser den andern Physicalischen Ursachen, zum Theil unserm Fleiß und Sorgfalt zuzuschreiben. Es ist bekannt, daß man in einem ganz kleinen zum Vergnügen der Jagd unterhaltenen Gehege, drei bis vier hundert Haasen in einem einzigen Klopfiagen tödet, ohne daß solches der Vermehrung des folgenden Jahres Schaden zu thun scheinet.

Der Haaß ist fast das ganze Jahr durch in der Hitze, am stärksten aber in den Monaten Jenner, Feber, und Merz, und die Häsinnen lassen die Rammler zu aller Zeit zu. Ihre innere Einrichtung ist so beschaffen, daß sie auch wenn sie schon trächtig sind, nochmals trächtig werden können, welches man eine Ueberbefruchtung oder Hervorbringung einer neuen Leibesfrucht zu der ersten, nennet; und sie seßen solchergestalt oft in sehr kurzer Zeit nach einander mehrere Junge. Sie tragen nur dreisig Tage, und sezen jedesmal drei oder vier Junge, welche so bald sie auf die Welt kommen, die Augen offen haben, und wenn sie zwanzig Tage lang an ihrer Mutter gesauget haben, selbige verlassen, und ihrer nicht mehr benöthiget sind.

Die Unterscheidungszeichen des Geschlechtes sind an dem Rammler und der Häsin sehr schwer zu erkennen; daher man denn auch fälschlich geurtheilet hat, daß diese Thiere Zwitter wären.

Die Körner, Früchte, und Pflanzen, besonders diejenigen deren Saft milchig ist, dienen ihnen zur Nahrung; im Winter nagen sie die Baumrinden ab, nur die Erlen und Linden bleiben von ihnen unberührt.

Sie schlafen oder ruhen vielmehr mit offenen Augen dem ganzen Tag über im Lager, welches in einer ganz seichten Höhlung bestehet, wo sie sich zwischen zwei Erdschollen verbergen. Sie bauen es im Winter so, daß sie die Mittagssonne wohl empfinden, und im Sommer machen sie sich ein neues Lager, das sie so einzurichten wissen, daß sie die Kühle der Nordwinde empfinden. Die jungen Haasen bauen ihr Lager sechzig oder achtzig Schritt weit voneinander, und bringen den Tag in der Einsamkeit zu, gegen Abend versammlen sie sich, prossen, pflegen der Liebe, und spielen miteinander bis zu Anbruch des Tages; allein das mindeste Geräusch stöhret ihre Spiele bei Nacht und ihre Ruhe des Tages.

Un souffle, une ombre, un rien, tout leur donne la fiévre. L. II. Fab. IV.

Ein Hauch, ein Schatten, ein Nichts, alles kann ihnen ein Fieber verursachen.

Wenn sie aber die Gefahr vorüber zu seyn glauben, so kommen sie geschwind wiederum zusammen. Dieses öfters betrübt ausfallende Zutrauen ist eine Haupteigenschaft eines ieden furchtsamen und unvorsichtigen Thieres.

Die Haasen haben ein schwaches Gesicht, aber ein desto feineres Gehör, und lange Ohren, (Löffel) deren sie sich im Laufen anstatt eines Steuerruders bedienen. Wenn man sie verfolget, so suchen sie zu erst einen Berg zu erreichen, weil sie viel kürzere Vorderpfoten als Hin-

ter-

terpfoten haben, und es ihnen also viel leichter fällt Berg an, als Berg unter zu laufen.

Die Dauer ihres Lebens erstrecket sich auf sieben oder höchstens acht Jahre, weil sie ihr ganzes Wachsthum fast in zwölf oder funfzehen Monaten erhalten. Man höret ihre Stimme niemals, ausser wenn man sie mit Gewalt angreifet; es ist selbiges kein scharfes Geschrei, sondern eine ziemlich starke Stimme, deren Klang dem Laut der Menschenstimme fast gleich ist.

Man machet sie leicht zahm, aber sie können nicht eher als erst nach etlichen Zeugungen zu vollkommenen Hausthieren gemachet werden; weil sie ein gutes Gehör haben, gerne auf ihren hintern Pfoten sizen, und sich der Vorderpfoten als Arme bedienen, so hat man einige abgerichtet, die Trommel zu schlagen, und nach dem Tact Bewegungen zu machen. Sie hören die Music gerne, wie solches folgende Historie, wenn sie wahr ist, beweiset:

Zwei Priester sassen an dem Rand eines Waldes beisammen, und unterhielten sich in einem Gespräch; der eine fieng inzwischen einmal, da ihr Gespräch still wurde, an, einen Kirchengesang mit abwechselnden Stimmen zu singen, ein Haaß der solches gerne hörte, kam aus dem Wald, und sezte sich ganz nahe zu ihnen, lief aber wiederum fort, so bald der Priester aufhörte zu singen. Der Priester fieng einige Zeit nachher wiederum an zu singen, und der Haaß kam gleichfals wieder und hörte ihm nochmals zu.

Ungeachtet der Haaß wenn er verfolget wird, den Kopf stark niederdrucket und sich öfters wendet, *) wo-

*) Wenn er gerade fortlauft, so ist es ein Beweis, daß er fremd ist, und nur im Vorbeigehen dahin gekommen, um Häsinnen daselbst aufzusuchen, und daß er wieder zuruck nach seinem Geburtsort laufet.

durch die Hunde Gelegenheit bekommen ihn abzuschneiden und einzuhohlen, so wendet er doch schlaue Ränke an, um sich aus der Gefahr zu ziehen. „ Ich habe, „ sagt du Fouillour, einen Haasen so boshaft gesehen, „ daß, so bald er das Waldhorn hörte, er aus seinem „ Lager aufstunde, und wenn er auch eine Viertelmeile davon gewesen wäre, nach einem Teiche lief, darinnen fortschwamm, und sich in der Mitte desselben „ wiederum auf den Binsen setzte, ohne im geringsten „ von den Hunden gejaget zu werden. Ich habe einen „ Haasen wohl zwo Stunden vor den Hunden laufen „ gesehen, welcher nachdem er lang genug gelaufen „ war, einen andern auftrieb, und sich in sein Lager „ setzte. Ich habe andere gesehen, die zween oder drei „ Teiche durchschwammen, wovon der kleinste achtzig „ Schritte breit war. Ich habe andere gesehen, die, „ nachdem sie wohl zwo Stunden gelaufen, unter der „ Thür einer Schaafhürde wegkrochen, und sich unter das Vieh setzten. Ich habe welche gesehen, die, „ wenn die Hunde sie iagten, sich unter eine Heerde „ Schaafe begaben, welche durch die Felder gieng, „ und sie nicht verlassen wollten. Ich habe andere gesehen, die sich in die Erde verbargen, wenn sie die „ Windspiele höreten. Ich habe andere gesehen, die „ auf der einen Seite der Hecke hinliefen, und auf der „ andern wieder zuruck kehreten, so daß nur die Dicke „ der Hecke zwischen ihnen und den Hunden war. Ich „ habe andere gesehen, die, wenn sie eine halbe Stunde gelaufen, auf eine alte Mauer sechs Fuß hoch „ stiegen, und sich in eine mit Epheu bedeckte Lücke von „ Holzwerk sezten. Ich habe andere gesehen, die durch „ einen Fluß schwammen, welcher acht Schritte breit „ seyn konnte, und in einer Länge von zwei hundert

„ Schrit-

„ Schritten wohl mehr als zwanzigmal vor mir hin-
„ über und herüber giengen.

Das Weibchen von dem Haasen ist viel schwächer, zärtlicher und empfindlicher gegen die Eindrücke der Luft als das Männchen, ungeachtet jenes viel grösser ist; die Häsin fürchtet auch den Thau und besonders unflätige Gegenden mehr als der Haaß.

Es giebt nirgend keine wirklich guten Haasen als auf den Gebirgen, wo wilder Quendel wächset, oder auf erhabenen Ebenen die mit Körnern und Weinstöcken *) bedecket sind, solche Haasen die sich in Morästen und Thälern aufhalten, sich nur von groben Kräutern nähren, und keine andere Luft in sich hauchen, als eine solche die mit vielen dicken Feuchtigkeiten beschweret ist, die haben einen platten und unschmackhaften Geschmack. Dieser Eindruck der Himmelsgegend hat in die Menschen einen eben so starken Einfluß wie auf die Thiere. Welch wunderbarer Unterschied der Sitten und Eigenschaften, ist nicht zwischen den Einwohnern in Holland, und denen in Languedoc zu bemerken!

Das Geschlecht der Haasen, ist wie ich schon erinnert habe, fast allenthalben ausgebreitet, aber es hat viele verschiedene Arten unter sich, wie alle andere, wegen der verschiedenen Erdreiche und Himmelsstriche. Die Inseln im Archipelago waren vor diesem mit diesen Thieren häufig angefüllet, besonders Delos **) heut

*) Die alten Haasen von solchen Gegenden sind zwar nicht so zart wie die iungen Haasen und die Häsinnen, geben ihnen aber in Ansehung des Geruchs dieser Pflanze, welche den Geschmack und Geruch befriediget, nichts nach.

**) Man siehet auf dieser vor diesem so berühmten Insul nichts mehr als einige verderbte Ueberbleibsel von dem Tempel des Apollo.

zu Tag Schile, so von den alten Griechen Lagia genennet wurde, weil man so ausserordentlich viele Haasen daselbst antrafe. Die Haasen in Lappland sind zehen Monat lang des Jahres über weiß, und nehmen nur in den zwei heissesten Sommermonaten ihre fahle Farbe wieder an.

Man bemerket überhaupts, daß die Haasen in kalten Ländern stärker werden, und häufiger setzen, als in Morgen- und Mittagsländern, und die Kaninichen hingegen in diesen letzten Ländern viel besser fortkommen, als in den Nordischen Gegenden.

Die grösten Feinde der Haasen, die selbige am stärksten zu befürchten haben, sind die Uhu *) (Duc) die Fisch-Aer oder der Meeradler, (la Buse) **) der Adler, der Fuchs, der Wolf, der Hund und der Mensch.

Das Gesez Moses und Mahomeds verbieten den Gebrauch des Haasenwildprâts. Die Griechen und Römer denen man nichts verbote, assen solches häufig, und befanden es sehr gut. Martialis giebt dem Haasen den Vorzug unter allen vierfüßigen Thieren, ***) sein Fleisch ist sehr zart, und mit keinem Fett vermengt. Es giebt keine fetten Haasen, auser denen die man in Häusern erziehet, und diese haben iederzeit einen übeln Geschmack. Ich werde zu Ende der Abhandlung von den Kaninichen einige Mittel vorschlagen, sie feister und besser zu machen.

Ge-

*) Eine Art einer Nachteule, ein sehr fürchterlicher Raubvegel, es giebt deren dreierlei Arten, die gröste, die mittlere und die kleine.

**) Die Fisch-Aer so im französischen auch Lanier oder Bondrée genennet wird, ist einer der grösten Raubvögel.

***) Inter quadrupedes gloria prima Lepus.

Gelernte Jäger sehen einen Haasen schon von weitem im Lager liegen, nicht als ob sie ihn wirklich erkennen könnten, sondern sie bemerken einen kleinen Dampf, eine Kugel von Dünsten, die beständig aus seinem Körper aufsteigen, und woran sie ein sicheres Kennzeichen haben, daß sie einen Haasen antreffen.

Man muß die Vorsicht gebrauchen, wenn man auf ihn zugehet, daß man ein wenig schräg gehet, und ihn nur von der Seite ansiehet, damit er glauben könne, daß man nicht nach ihn sondern anderswo zugehen wolle, denn er ist so weit als er nur sehen kann, auf alle unsere Tritte sehr aufmerksam, die Natur hat ihn alles das gelehret, was er von uns zu befürchten hat.

Der Haas und das Kaninichen sind die einigen Thiere die Haare im Mund haben.

Das Kaninichen. Cuniculus, oder Lepus Hispanicus.

Den Menschen keinen Schaden zufügen, auch so gar ihnen Nuzen verschaffen, ist noch lang nicht hinlänglich, eine Erkenntlichkeit deswegen von ihnen zu erlangen. — — Gut, wird man einwenden, das Kaninichen thut den Menschen zwar keinen Schaden, es ist ihnen so gar sehr nüzlich, aber nicht eher als nach seinem Tod; soll man dieses Thier, damit es sich über keine üble Begegnung zu beschweren habe, nicht töden, sondern es sich vermehren, und unsere Wälder und Ebenen verwüsten lassen! Dieses verlange ich keinesweges; ich weis gar wohl, daß wir leben müssen, und daß das Fleisch der Kaninichen, weil es einen guten Geschmack hat, auf unsere Tafeln gesezet werden

muß. Allein ich wollte nur wünschen, daß dieses Thier gleichwie der Haaß, und alles Rothwildprät, wie ich in dem Artickel von der Ziege gesaget habe, bei uns eine so angenehme als sichere Zuflucht fände; daß sie vor dem Marder, dem Iltiß, vor den Hunden und Raubvögeln sicher wären, die sie grausamer Weise zerfleischen und fressen; daß wir sie in sehr geraumige Verzäunungen einschlössen, in welcher sie den Verlust ihrer Freiheit gar nicht bemerketen, und daß wir sie, nachdem sie eine Zeitlang die Ergözlichkeiten, einer angenehmen, reichlichen, und bequemen Lebensart, ohne untermischte Furcht und Schrecken genossen hätten, eines schnellen und wenig schmerzhaften Todes sterben liessen.

Das Kaninichen kommt dem Haasen in allen Stücken gleich, und doch vermischen sie sich nicht miteinander. Die Natur sondert solche Gattungen die einander sehr nahe kommen, nur durch eine sehr schwache Schattierung von einander ab; eine iede Gattung aber bleibet mit Ehrerbietigkeit, in den von der Natur ihr vorgeschriebenen Gränzen. Nur in dem häußlichen Zustand geschehen in diesem Punct bisweilen einige Unordnungen.*) So bringen Z. E. das Pferd und der Esel, das Maulthier, und der Stier mit der Stute, die Lastthiere hervor, die doch bei weitem nicht so viele Aehnlichkeit, wie der Haaß und das Kaninichen miteinander haben. Es wäre möglich, daß auch die Haasen mit den Kaninichen-Häsinen, und so umgewandt sich paareten, wenn man sie zusammen gewöhnete, und eini-

*) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die wilden Thiere von verschiedenen Gattungen sich in den Wüsten gleichfals bisweilen vermengen, weun sie sehr hizig sind, und ihres gleichens zur Begattung nicht finden.

einige Zeugungen durch an einem Ort eingeschlossen hielte. Allein es würde, wie ich nochmals sage, doch nicht eher dazu kommen, als bis sie vorhero durch einen alten häußlichen Zustand gewissermassen ausgeartet hätten. Herr von Buffon hat deswegen unterschiedliche Versuche angestellet, die ihm aber nicht gelungen sind, und er ziehet daraus den Schluß, daß es nicht an dem seye, daß, wie einige Jäger vorgeben, die Rammler unter den Haasen den Weibchen unter den Kaninichen im Wald nachlaufen, und selbige bespringen.

Die Fruchtbarkeit des Kaninichens ist noch grösser, als der Haasen ihre, das Kaninichenweibchen bringet oft sieben bis acht Junge auf einmal; es kann wie die Haasen überfruchtet werden, es geschiehet solches aber selten, indem es sich nicht leicht ehe es geworfen hat, mehr von dem Männchen belaufen läst. Die grössere Anzahl der Kaninichen gegen den Haasen ihrer Menge gerechnet, rühret nicht davon her, daß iene viel häufigere und mehrere Junge hervor bringen, sondern weil sie sich vor ihren mehresten Feinden, durch solche Löcher wohin sie nicht eindringen können, in Sicherheit sezen. Bloß der Iltiß, der Marder, der Feldraß (putois) und das Wiesel können hinein kommen. Und da sie ihre Jungen in diesen unterirrdischen Schuzorten erziehen, so leiden sie auch nichts von der Strenge der Luft, welche vielen jungen Haasen den Tod verursachet.

Der Haaß hat viel weniger Naturtrieb und Schlauigkeit als das Kaninichen, denn er könnte wie dieses die Erde umwühlen, und sich einen Schuzort machen, pfleget solches aber niemals zu thun. Die Hauskaninichen geben sich selten die Mühe, die Erde

umzuwühlen, weil sie wissen, daß sie nicht Ursache haben, sich in Sicherheit zu sezen. Alle wilde Kaninichen sind grau; die Hauskaninichen aber sind zum Theil weiß, andere schwarz, und wiederum andere von vermischter Farbe; eine Art derselben so ein blau silberfarbes Haar hat, und man das Reiche (le riche) nennet, ist vorzüglich schön; ein zahmes Kaninichenweibchen wird fast bei iedem Wurf wenigstens eines oder zwei graue Junge bringen, wenn schon weder Vater noch Mutter diese Farbe gehabt haben, und wenn sie beide grau sind, so sind insgemein ihre Jungen alle grau. Man könnte in einem solchen Kaninichengehäge, wie ich es gleich in der Folge vorschlagen werde, alle graue Kaninichen die daselbst zur Welt kommen, töden, ehe sie noch im Stand wären sich zu begatten, oder selbige in ein anderes Gehäge versezen, um zu sehen, ob man auf solche Art nicht nach einigen Zeugungen diese angebohrne Farbe gänzlich ausrotten könnte.

Diese Thiere können in einem Alter von fünf oder sechs Monaten zeugen und werfen, und wenn sie etwas über das Jahr alt sind, so hören sie auf zu wachsen, wie sie dann auch nicht länger als acht oder neun Jahr leben. Man versichert daß ein iedes Kaninichen einem einzigen Weibchen beständig getreu bleibet. Das Weibchen erweitert einige Tage vorhero, ehe es iunget, ihr Lager, und bauet darinnen für ihre zukünftigen Jungen eine Aushöhlung. Es reißet sich unter dem Bauch Haare aus, und bereitet davon ein Bett für sie. Ich habe einem Kaninichenweibchen bei dieser Verrichtung zugesehen, die aller Vermuthung nach für schmerzhaft gehalten werden sollte, und gleichwohl schien es ihr ein Vergnügen zu seyn, so sehr weiß die

mütterliche Liebe die Beschwerlichkeit selbst angenehm zu machen.

Wenn die Mutter von ihren Jungen weggehet, um ihre Nahrung zu suchen, so verstopfet sie den Eingang ihres Lagers, damit das Männchen nicht hinein kommen und sie erwürgen könne; die Männchen lieben ihre Jungen nicht eher als bis sie ohngefähr zwanzig Tage alt sind, und sie sich wiederum aufs neue mit ihren Weibchen vergnüget haben. Das Weibchen führt sie dem Männchen alsdann zu, das sie liebkoset, und nach und nach gewöhnet, aus dem Loch heraus zu kriechen, und sich bei dem geringsten Geräusch so gleich wiederum darinnen zu verbergen.

Ein Edelmann aus Bourgogne hat dem Herrn von Buffon eine Beschreibung von einem zahlreichen Kaninichengehäge gemachet, welches er nur mit einem einigen Männchen und Weibchen angefangen, und sich unter andern folgendergestalt davon ausgedrucket:

„ Die Vaterschaft wird bei diesen Thieren sehr in Ehren gehalten. Ich schließe solches aus der grossen „ Ehrerbiethung welche alle meine Kaninichen gegen „ ihren ersten Vater gehabt haben, den ich wegen „ seiner Weiße leichtlich erkennen konnte, und welcher „ das einzige Männchen ist, das ich von dieser Farbe „ behalten habe. Die Familie mochte sich noch so sehr „ vermehren; so waren doch diejenigen welche auch „ ihrer Seits Väter wurden, stets unter ihm. So „ bald sie sich bissen, es mochte nun um die Weibchen seyn, oder weil sie einander das Freßen streitig „ machten, so eilte der Grosvater, wenn er das Lärmen hörte, aus aller seiner Macht hinzu, und so „ bald man ihn wahrnahm, war alles wieder in Ord-

„ nung

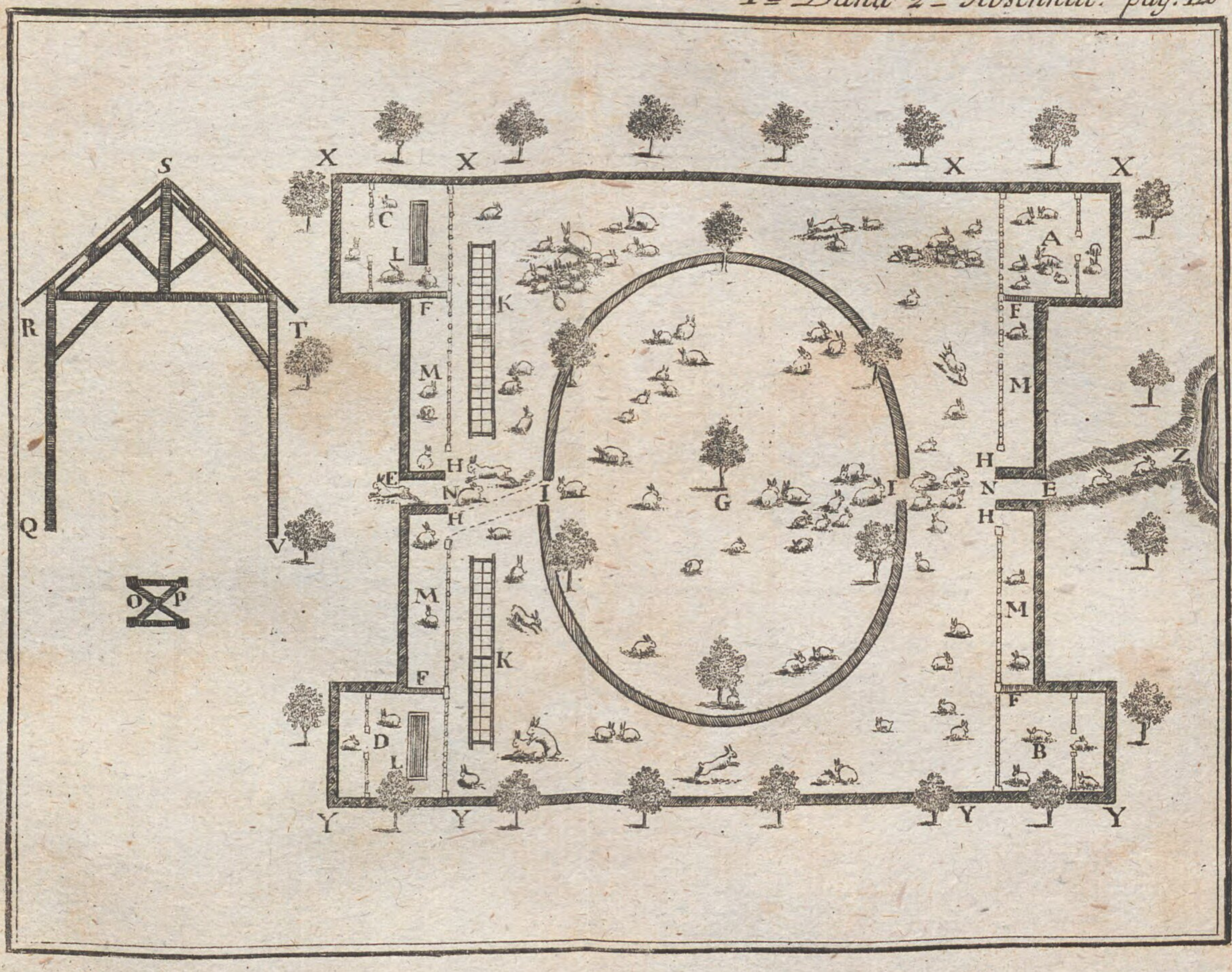
„ nung; ertappete er einige im Kampf, so brachte er
„ sie wieder auseinander, und gab auf der Stelle
„ gleich ein Beispiel der Bestrafung. Ein anderer
„ Beweis von seiner Herrschaft über alle seine Nach-
„ kommen, war auch folgendes: Ich hatte sie gewöh-
„ net, daß sie alle zusammen auf einen Pfeifenschall
„ einkommen musten; Wenn ich nun diese Losung
„ gab, und sie auch noch so weit entfernet waren, so
„ sahe ich, daß sich der Großvater an ihre Spize stell-
„ te, und ob er gleich zuerst kam, sie doch insgesamt
„ erst einzeln vorbei ziehen ließ, und nur zulezt hinein
„ gieng. — — Ich fütterte sie mit Waizenkleien,
„ Heue und vielen Wachholdern. *) Sie fraßen
„ alle die Beeren, die Blätter, und die Rinde davon,
„ und ließen nichts als das Holz übrig. Diese Füt-
„ terung gab ihnen einen guten Geschmack nnd ihr
„ Fleisch war auch so gut, als der wilden Kaninichen
„ ihres. „

Alle Personen die an den Ergözlichkeiten des Landlebens, und dem Nuzen den man daraus ziehen kann, ein Vergnügen finden, sollten dergleichen Gehäge halten; man könnte alsdann die wilden Kaninichen ausrotten, die in den Wäldern und anstoßenden Feldern vielen Schaden thun.

Ich weis nicht, wie dies hier gemeldte Gehäge beschaffen und eingerichtet gewesen; ich will aber eines dergleichen beschreiben, das man meiner Meinung nach in kurzer Zeit zu Stande bringen könnte, und welches so wohl das Aug vergnügen, als auch einen ziemlich einträglichen Nuzen verschafen könnte.

Die

*) Man kann ihnen auch Haber, Thymian ꝛc. geben.



Gründriß eines Kaninichen Gehäges.

"
"
"

Die grosse Einschliessung A B C D bestehet aus einer ohngefähr drei Schuh hohen Mauer, auf welcher ein vier Schuh hohes Gitter *) stehet; an den vier Winkeln dieser Einschließung, befinden sich vier kleinere, zwei gegen Mittag A B. und zwei andere gegen Norden C D.

Alle Kaninichen liegen miteinander in den grossen Hütten M M. auf ein wenig Stroh, das man ihnen von Zeit zu Zeit auffrischen muß. Innerhalb muß dieses Gehäg mit viereckigten Erdsteinen (carreaux de terre) oder mit glatten Steinen gepflastert seyn, man reiniget solches alle Morgen, wenn die Sonne aufgehet von dem Unrath des vorigen Tages, und schüttet geschnittenes Stroh darüber, man öfnet alsdann die eisernen Gitter, worinnen die Kanninichen eingeschlossen waren, denn die Hütten M. M. müssen alle vornen und oben Licht haben. Sie sind nur mit zwei grossen Dächern Q R S T V bedecket, die auf funfzehen Schuh hohen Pfählen stehen, und wovon der Regen über die Linien X Y. abläuft. Die mit K bezeichneten Figuren sind Raufen die man hin und wieder tragen kann, deren Profil bei den Buchstaben O P abgezeichnet ist; die Kaninichen stellen sich auf die beiden Seiten derselben, wenn sie freßen. Man nimmt die Raufen des Morgens heraus um sie zu reinigen, leget sie darauf einige Augenblicke auf die Hütten, und

stellet

*) Man kann dieses Gitter braun oder Baumrindenfärbig anstreichen, weil 1) die braune Farbe weniger kostet als die grüne, und wenn man altes Holz das grün angestrichen gewesen, verbrennet, das Feuer sehr subtile Theilchen davon heraus treibet, welche die so sich dabei wärmen, töden oder ihnen wenigstens höchst ungesund sind, und 2) unsere hell grüne Farbe der schönen grünen Farbe der Blätter und Pflanzen nicht gleich kommt.

stellet sie nachgehends wiederum an ihren Ort bis zum folgenden Morgen. Die zwei Hütten gegen Morgen werden nur im Winter, und die beiden andern im Sommer besezet. Von den kleinen Einschließungen A B die man gegen Mittag angeleget hat, wird die eine im Winter mit trächtigen oder säugenden Häsinnen besezet, die man alle einzeln mit kleinen eisernen Gittern voneinander absondert, und die andere wird mit solchen Kaninichen besezet, die man bald abstechen will, und mit Kleye und Wachholder ꝛc. füttert; man läst sie alle beisammen in einer Hütte liegen. Die beiden andern Einfaßungen C. D. dienen im Sommer zu eben dem Gebrauch, wie die zwei erstgemeldten im Winter.

Die Eyförmige Umzäunung G. bestehet aus einem Wasen der mit einer drei Schuh hohen Mauer umgeben ist, worauf aber kein Gitter stehet, weil solches unnüzlich seyn würde. Man muß daselbst Höhen und Tiefen anbringen, dergleichen Ungleichheit des Erdbodens ahmet der Natur nach und ist dem kleinen Wildprät angenehm. Diese Verzäunung muß auch innerhalb mit einigen Bäumen und unten mit dürren Dornen besezet seyn. Man öfnet des Tages zweimal die Thüren I. I. und läst solche iedesmal zwei bis drei Stunden lang offen stehen, und dadurch die Kaninichen in die Waseneinfaßung gehen, damit sie sich darinnen erlustigen können. Wenn man selbige wiederum hat heraus gehen lassen, so läst man dargegen wiederum nach und nach die eingesperrten oder sogenannten Cläußner (Reclus) hinein; man hat hiezu zwei Neze welche von der Spize H bis I zusammen hangen. Wenn man solche geleget hat, so öfnet man die Thüren F, und iagt die Kaninichen gegen den Wasen.

Man

Man schließt darauf die Thüren zu, und nimmt die Neze weg, um den übrigen die Freiheit zu lassen in der äusserlichen Verzäunung herum laufen zu können, und leget sodann die Neze wieder, um die versperrten herein zu bringen, wie man sie geleget hat, um sie heraus zu bringen, welches sich sehr leicht thun lässet.

Man könnte ein eben solches Gehäge für Haasen halten, oder auch Haasen und Kaninichen zugleich darinnen zu erhalten, wodurch man vielleicht nach einigen Zeugungen eine Mittelgattung erhalten würde.

Von der Pfüze oder dem Becken Z gehet ein kleiner hohler Weg bis zur Thüre E, wenn man einige Kaninichen töden will, so kann man sie alle nacheinander durch die Thüre E heraus, und auf das welches man will, einen Hund lassen. Das Kaninichen wird, weil es verfolgt wird, sich in das Wasser stürzen, und der Hund kann es daraus fangen. L L sind die Raufen oder Freßtröge der verschlossenen Kaninichen.

Je geräumiger ein Gehäge seyn wird, desto besser wird es den Haasen und hauptsächlich den Kaninichen gefallen. Es ist auch mehr Nuzen davon zu ziehen, wenn man ein grosses Gehäge hält, in welchen tausend Kaninichen bequemen Raum haben, als bei einem kleinen, welches aufzubauen eben so viel kostet, und doch nur eine kleine Anzahl dieser Thiere fassen kann. Vaniere ist der Meinung, da er von einem gemeinem Gehäge redet, wo die Kaninichen auf allen Seiten löcher graben, und das freie Feld zu gewinnen suchen, daß die Mauer womit es umgeben ist, die wenigstens sechs Schuh hoch seyn solle, eben so tief als hoch seyn müße. Allein dieses verursachet schwere Kosten, und verhindert nicht, daß die Kaninichen nicht in

die

die Länge entweder durch den Grund, oder unter selbigen weg durchwühlen sollten.

„Man kann, sagt er, die Kaninichen auf eine „ anmuthigere Art einschließen, nämlich mit einem „ mit Wasser angefüllten Graben, *) man genieffet da„ durch zwei reizende Anblicke zugleich, man kann vier„ füsige Thiere und Fische iede einzeln, und fast auch „ zugleich springen und hüpfen sehen, und über dieses „ zu eben der Zeit da man in dem Gehäge schiesset, „ auch zugleich ein Nez in die Gräben werfen.

„ Wenn man die Kaninichen die ganze Nacht „ durch unter freien Himmel stehen liesse, so würde „ man sie den Anfällen der Raubvögel blos stellen. „ Man muß sie deswegen zu Abends einsperren, **) „ ein hiezu abgerichteter Hund muß die trägen Kani„ nichen antreiben, und machen, daß sie sich ohne Ver„ zug in ihre Ställe begeben. ***) So bald er mit „ seinem Gebell seine Ankunft zu erkennen giebet, so „ werden alle Kaninichen den Kopf und die Ohren in „ die Höhe richten, sich auf ihre hintern Pfoten sezen, „ mit den Augen suchen, wo der Hund herkommt, und „ sodann wiederum auf ihre vordern Pfoten fallen, „ heftig

*) Vaniere scheinet zu vergeßen, daß sich das Wasser insgemein an tiefen Orten befindet, und hingegen die Gehäge viel besser auf Anhöhen angeleget sind. Ausser diesem schließet das Wasser die Kaninichen nur im Sommer ein, dann im Winter würden sie über das Eis weggehen, und sich in den Wald begeben.

**) In langen Tagen darf man sie nur von zehn Uhr Abends bis um drei Uhr des Morgens einsperren.

***) Es würde unnöthig seyn, einen solchen Lermen in dem von mir entworfenen Gehäge zu machen, da ein Kind, ohne die mindeste Mühe alle Kaninichen in den Stall treiben könnte.

„ heftig in die Erde schlagen, und eilig in ihre Ställe
„ laufen, die Mütter welche für ihre Jungen sehr be-
„ sorget sind, werden solche dabei noch stärker zur
„ Flucht antreiben. „

Ich finde hier in dem Vaniere die wizige Fabel von den Kaninichen, welche ein Flintenschuß auseinander geiaget hat, und die gleich darauf wieder zusammen kommen, und sich der Gefahr aufs neue abermals aussezen.

Ferrea quae lepori subitam dat fistula mortem
Terrificum pyrio cum pulvere foeta sonorem
Edidit, auditum trepidat grex omnis ad ictum:
Sed mox cum sonitu pavor evanescit in auras;
Strata quae gaudentes ludunt per corpora, nostri
Consimiles quorum blandos mors dira Sodales
Ex oculis in Brusta rapit; tristisque sepulchri
Immemorem tamen exigimus per gaudia vitam.

Als kleine bleierne Kugeln mit einem dem Donner gleichen Getöße aus einer schmalen und engen Röhre heraus fuhren, und unter einer Heerde Kaninichen, den Schrecken und Tod ausbreiteten, so begaben sich alle die so dem tödlichen Schuß glücklich entronnen waren, mit schnellester Eilfertigkeit in ihre unterirrdischen Wohnungen. Allein die

Furcht dauerte nicht länger als das Getöß; sie kamen augenblicklich wiederum zum Vorschein, und sezten sich ganz munter der Gefahr wiederum neuerdings aus. Gleich wie wir unsere Nächsten und Anverwandten sterben sehen, und des Tages darauf so vergnügt leben, als ob wir den Tod niemals zu befürchten hätten.

Fontanie hat diese Fabel noch schöner vorgetragen, ich will sie hier mit beifügen, damit meine Leser selbsten davon urtheilen können.

A l'heure de l'affut, soit lorsque la lumière
Précipite ses traits dans l'humide sejour
Soit lorsque le soleil rentre dans sa carrière,
Et que n'etant plus nuit il n'est pas encore jour;
Au bord de quelque bois sur un arbre je grimpe,
Et, nouveau Jupiter, du haut de cet Olympe,
Je foudroie à discretion
Vn Lupin qui n'y pensoit guere
Je vois fuir aussi-tôt toute là nation.
Des Lapins qui sur la bruyère,
L'oeil éveillé, l'oreille au guet,
S'egayoient & de thym parfumoient leur banquet;
Le bruit du coup fait que la bande
S'en va chercher sa sûreté
Dans la souterreine cité:
Mais le danger s'oublie & cette peur si grande
S'evanouit, bientôt je revois les Lapins

Plus

Plus gais qu'auparavant revenir ſous mes mains.
Ne reconnoit-on pas en cela les humains?
Diſperſés par quelque orage
A peine ils touchent le port
Qu'ils vont hazarder encor
Même vent, même naufrage.
L. X. Fab. XV.

Ich kletterte in der Stunde des Anſtandes, wann die Sonne entweder ihre Strahlen in die feuchte Wohnung ſenket, oder wenn ſie ihre Laufbahn wiederum aufs neue betritt, und es nicht mehr Nacht doch auch noch nicht gänzlich Tag iſt, an einer Waldſpize auf einem Baum, und donnerte, als ein zweiter Jupiter nach meinem Gutdünken, meinen Keil auf ein Kaninichen, welches ſich deſſen nicht im mindeſten verſehen hatte. Auf einmal begab ſich dieſe ganze Kaninichen Nation in die Flucht. Sie hatten ſich vorhero mit munterm Aug und wachſamen Ohr auf dem Heidekraut erluſtiget, und ihr Gaſtmahl mit Thymian wohlriechend gemacht, nunmehro aber machte der Schall des Schußes, daß die ganze Heerde eilfertigſt in ihren unterirrdiſchen Höhlen Schuz und Zuflucht ſuchte. Allein in kurzem war die Gefahr vergeßen, und dieſe auſſerordentliche Furcht verſchwunden, und es ſtunde wenige Zeit an, ſo ſahe ich die Kaninichen wieder munter und luſtig unter mir herum laufen. Iſt dieſes nicht das Bild der Menſchen? Kaum haben ſie, nach ausgeſtandenen Sturm, und wenn ſie dadurch hie und da zerſtreuet worden ſind, den Haven erreichet, ſo

sieht man sie augenblicklich wiederum den nemlichen Wind und Schifbruch wagen.

In den benachbarten Landen an dem See Baikal in der Tartarey findet man ein Thier, welches dem Kaninichen ähnlich ist, alle Arten und Gewohnheiten desselben an sich hat, und nur durch einen sehr langen Schwanz von selbigem sich unterscheidet. Es ist in selbigem Land unter dem Namen Tolai bekannt.

Das Tapeti welches man in Brasilien findet, scheinet eine Ausartung von dem Haasen oder Kaninichen zu seyn. Herr von Buffon hält dieses Thier für das nämliche, welches Fernandes Cicli nennet.

Die fleischfräßigen Thiere.

Bey gewissen Thieren erfordert es die Nothwendigkeit, daß sie sich von Fleisch und Blut nähren; die Gestalt und Beschaffenheit ihres Magens und ihrer Eingeweide, beweiset, daß es die Natur so haben will. Sie hat eine unendliche Anzahl von Thieren von allen Geschlechtern hervorgebracht, weil ihre Fruchtbarkeit gleichfalls unendlich ist; sie erlaubt ihnen, sich unter einander aufzureiben, weil solches ihrem allgemeinem Entwurf gemäß ist, wovon sie sich nicht entfernen kann, allein sie wollte auch ohne Zweifel, daß eine zweite und verständige Ursache, wie z. E. der Mensch, diesen Theil ihres Entwurfs linderte und mäßigte, der Mensch sollte alle einzelne Geschöpfe der Natur in Ordnung bringen, einem ieden seinen gehörigen Plaz anweisen, die einen vermehren, andere in ihrer Vermehrung einschränken, nur solche Thiere zusammen stellen und ordnen, die einander keinen Schaden

zufügen

zufügen können: und mit einem Wort zwischen den friedsamen und Fleischfräßigen Thieren eine Gränzlinie ziehen, und dafür Sorge tragen, daß die lezten solche niemals überschreiten. — — Er sollte sie mit todten Körpern ernähren, an statt ihnen zu erlauben lebendige Körper zu fressen, und nur so viele von denselben unterhalten als nöthig ist, wenn keine einige Frucht der Natur verlohren gehen solle, denn sie sind alle schön, und die mehresten sind dem Menschen so gar nüzlich.

Es könnte sich die Ordnung die wir unter den Thieren einzuführen hätten, weder bis auf die Insecten, die uns nicht nur ihrer häufigen Anzahl und unendlichen Vermehrung sondern auch ihrer Kleinigkeit wegen entwischen, noch bis auf die Fische erstrecken, die wir im Schoos des Meeres nicht regieren können. Wir müssen uns aber hiebei damit trösten, daß man allen dem was unmöglich ist, überhaupts entsagen muß, und über dieses auch eine iede dieser beiden Naturen von der unsrigen so verschieden und entfernet ist, daß wir, wenn die einzeln Insecten oder Fische von andern ihres gleichens oder von uns verschlungen werden, solches mehrestentheils nicht bemerken, und wenn wir solches auch bemerken, oder selbst die Werkzeuge dazu sind, so werden wir doch weder durch die Vergiessung des Blutes, noch durch die Kennzeichen des Schmerzens, gerühret, wenn diese leztere schon denen ähnlich sind, die wir selbst von uns geben, wenn wir leiden. So wird es uns zum Exempel wenig rühren, wenn wir das Meer mit Myriaden von Heringen und Mackrelen bedecket sehen, deren ein Theil den Hunger der Nordischen See-Ungeheuer gestillet hat, und der übrige Theil zu unserer Sättigung bestimmet ist. Ueber dieses werden diese Thiere gleich in dem Augenblick, da man sie aus dem

Wasser ziehet, ohnmächtig und tod, daß sie also wenig leiden.

Da uns die Herrschaft über die Luft gleichfals wenigstens bis zu einen gewissen Grad übergeben worden ist, so sollten wir die Vögel so wohl als die vierfüßigen Thiere beherrschen, und die mehresten Raubvögel,*) die Sperlinge nicht ausgenommen, vertilgen. Allein so lang wir selbst gegeneinander in einem beständigen Misverständniß und Krieg leben, so werden wir schwerlich die Gattungen so uns untergeordnet sind, in gehörige Ordnung bringen können.

Der Wolf. Lupus.

Dieses Thier wird von den Menschen auf allen Seiten so verfolget, daß es sich in das Innerste der Wälder verbergen muß; weil er unbehend, plump, und verzagt ist, so entgehen die mehresten Thiere seiner Verfolgung; die Noth flöset ihm manchmal List und Ränke ein, wenn ihm solche aber nicht gelingen, so stirbt er vor Hunger und Wuth. Wäre es nicht besser, wenn eine so unglückliche Gattung gänzlich verlöschete?

Der Wolf scheinet dem ersten Anblick nach dem Hund zu gleichen, allein er hat nur die Masque desselben an sich, wenn ich so reden darf, und ihre Eigenschaften

*) Der Rab ist eines dieser schädlichen Thiere. Er reiniget freilich unsere Felder von den Schnecken. Allein warum sind wir nicht auf die Vermehrung der Kiebize, so viel als möglich bedacht? sie würden uns eben diesen Dienst leisten, und nicht so viel Schaden thun wie die Raben. Man könnte freilich auch noch sagen, daß der Rab dadurch nüzlich wäre, daß er die toden Körper frist. — — Warum graben wir solche aber nicht ein? Sie würden auf solche Art unsere Felder fruchtbar machen, und die Luft nicht mehr anstecken.

schaften sind beiderseits einander gänzlich entgegen gesezet.

Er hat wie der Hund einen feinen Geruch, er nähert sich bei Nacht, bewohnten Orten, suchet in die Schäferenen und Hünerhäuser einzuschleichen, und erwürget mit Wuth alles was er findet; wenn er nur einer Beute benöthiget ist, so wird er tausend umbringen, wenn er so viel anträfe, da ihn sein gefräßiger Trieb veranlasset, sich dieses gräslichen Mittels zu bedienen, um dadurch zu verhindern, daß ihm keine einige Beute entwischen könne.

Wenn ein Wolf verwundet wird, und Blut verliehret, so locket dieser angenehme Geruch die benachbarten Wölfe und oftmals seine Brüder, herbei, die ihn verfolgen, anfallen, und fressen. Es ist also das Sprüchwort falsch, daß kein Wolf einen andern Wolf freße. Sondern sie fressen wirklich einander. Sie sind überhaupts vollkommen ein Sinnbild der Boshaften, die, wenn sie zuerst die Guten und Schwachen verschlungen haben, sich endlich untereinander selbst aufzehren.

Ein Hauptunterschied zwischen dem Hund, auch so gar dem wilden Hund und dem Wolf, und der wie alle andere zum Vortheil des erstern ausschlägt, ist dieser, daß der Wolf alle Arten der Gesellschaft und des Umgangs hasset, und sich nicht einmal zu seines Gleichen geselle; wenn er sich auf eine kurze Zeit mit einigen andern Wölfen vereiniget, so geschiehet solches blos in der Absicht um sie zu Mitschuldigen einiger Mordthaten zu machen, die er allein nicht vollbringen kann. Wenn sie ihre Beute mit Murren und Brummen getheilet haben, so gehen sie allerseits

mit einem finstern Ansehen wiederum zuruck, und die Reue scheinet ihnen auf dem Fuß nachzufolgen.

Die ältesten Wölfinnen fangen zu Ende des Decembers, und die jüngere im Merz an hizig zu werden. Das Ranzen dauert nicht länger als zwölf oder funfzehen Tage, und sie sind ohngefähr drei und einen halben Monat lang trächtig, (Dicke) öfters gehen einem einzigen Weiblein viele Wölfe nach, und sie kämpfen um dem Besiz desselben, und es trägt sich vielfältig zu, daß sich die Ueberwundenen wider den Sieger, nachdem er die Frucht seines Sieges genossen hat, vereinigen, ihn zerreissen, und ihre Wuth in seinem Blute löschen. *)

So bald die Wölfinnen werfen (wölfen) wollen, so suchen sie im dicksten Wald einen dichtbewachsenen Ort, und machen daselbst ein Lager von Mooß, sie bringen bei iedem Wurf drei bis neun Junge, und werfen das Jahr nur einmal, einige Wochen lang ernähret die Wölfin ihre Jungen blos mit ihrer Milch; nachgehends bringt sie ihnen Hamster, Rebhüner und lebendiges Federvieh, die jungen Wölfe quälen und tödten solches gleichsam zum Zeitvertreib, und gewöhnen sich dadurch nach und nach zum Würgen und Morden; ihr Vater würde sie auffressen, wenn er sie gleich nach der Geburt fände, wenn sie aber etwas gröser werden, so liebkoset er sie, und bringt ihnen einen Theil von seiner Beute mit.

Bei dieser Gattung von Thieren bringt die Natur wie bei allen andern Gattungen mehrere Weiblein als Männlein hervor.

Die

*) Die Wölfe haben wie die Hunde eine beinerne Ruthe, die mit einer Wulst umgeben ist, welche aufschwillt.

Die iungen Wölfe, sind mit zwei Jahren tüchtig zu zeugen, und die iungen Wölfinnen sind um so viel mehr in diesem Alter zum trächtig werden geschickt, weil sie von einer noch frühzeitigern fruchtbaren Art sind. Sie erlangen ihr gänzliches Wachsthum mit zwei bis drei Jahren, und ihre Lebenszeit dauert funfzehen bis zwanzig Jahre.

Wenn diese Thiere zum Unglück für unser Geschlecht irgendwo einen menschlichen Körper gefunden oder ausgegraben haben, so wollen sie fast kein anderes Fleisch als Menschenfleisch mehr fressen, sie erwürgen Kinder und öfters ihre Mütter, aller Bemühungen ungeachtet welche die letztern anwenden um jene zu retten.

Einige Wölfe die in den Jahren 1765 und 1766 das Gevaudanische Gebiet verwüstet hatten, waren ohne Zweifel von dieser erstbemeldten grimmigen Art, die man aus diesem Grund Wehrwölfe (Loups garous) nennet, das ist solche vor denen man sich wehren muß. Man ist manchmal gezwungen, ein ganzes Land wider die Wölfe zu bewafnen, man nennet den Anführer der Jäger den Wolfsjäger, (grand Louvetier.) Man unterscheidet die Wölfe in iunge alte, und grosse alte Wölfe, man erkennet sie an den Spuhren und den Fährten.

Der Wolf läst, wenn er in einem Nez gefangen worden, oder in eine Grube gefallen ist, *) eben so wie

*) Diese Art den Wolf zufangen ist ganz leicht. Man gräbt gerade gegen der Oefnung einer Mauer, oder einer Hecke eine tiefe Grube, und leget ein Brett darüber welches nur auf der Seite wo der Wolf hinein gehen muß, und in der Mitte auf zwei Pfählen gestüzet, aber nicht daran fest gemachet ist, wenn also

ein zahmer Bär, mit dem man alles vornehmen kann, wenn er nur einmal in Ketten geleget worden, und einen Maulkorb um hat, den Menschen auf sich zu gehen, sich fesseln, fortführen, und so gar ums Leben bringen, ohne den mindesten Widerstand zu thun.*) Man kann den Wolf auch selbst zum Werkzeug seines Todes machen, sagt Vaniere, da er ausserordentlich gefrässig ist, weil ihn der Hunger beständig plaget, so stecket man in ein Stück Luder das man an einem Wald hinwirft, etliche Angeln. Wenn der Wolf kommt, und dieses Luder mit seiner gewöhnlichen Gierigkeit frißt, so zerreissen ihm die Angeln die Halsdrüssen, und sein Schlund der bis daher nur mit Schaafblut befeuchtet worden ist, wird nunmehro mit seinem eigenem Blut benetzet. Er stirbt, ohne daß ihm weder der Storch**) noch ein anderes mehr mitleidiges als kluges Thier retten kann; und was das aller verdrüßlichste für ihm ist, wenn er solches zu empfinden fähig wäre, so freuet sich alles was um ihm ist, über seinem Tod.

Es giebt ausser Engeland wenig Länder, wo man keine Wölfe antrift; und sie sind nur deswegen auf dieser Insul so sparsam zu finden, weil die Waldungen ebenfals daselbst nicht sehr häufig sind; es wäre aber un-

der Wolf über die Mitte hinaus kommt, so schlägt das Brett über, und fällt mit samt ihm in die Grube hinunter. Um ihn auf diese gefährliche Brücke zu locken, so hängt man in die von der Mauer oder Hecke verschlossene Verzäunung ein Viertel Luder.

*) Geßner erzählet, daß eine Frau, ein Wolf, und ein Fuchs nach und nach in eine solche Wolfsgrube gefallen, und daß weder der Wolf noch der Fuchs der Frau das mindeste Leid zugefüget haben.

**) Liv. III. Fab. IX.

unstreitig viel besser, wenn man sich bemühen müste, diese grausamen Thiere auszurotten, als wenn man wie in England Mangel am Holz leidet, welchen Mangel wir in Frankreich vielleicht auch in kurzer Zeit zu besorgen haben.

In den Nordischen Ländern trift man ganz weisse, und in andern Ländern ganz schwarze Wölfe an. Ihre gewöhnliche Farbe ist fast fahl. Einige sind gelb, und diese sind von sehr wilder Art, und kommen unsern Wohnungen niemahls nahe.

Einige Wölfe, die ordentlich nur vom Luder leben, heist man Loups-matins (Schaafshund-Wölfe) und andere hingegen Loups-levriers (Windhund-Wölfe.) Die Naturkenner theilen diese Thiere noch in unterschiedliche Classe ein, als Z. E. in den vergoldeten Wolf (Loup doré) den Tiegerwolf (Loup Tigre) und den Luchswolf (Loup Cervier oder Lynx.) Von diesen beiden letztern werde ich aber bei anderer Gelegenheit handeln.

Der vergoldete Wolf oder Chacal *) ist mit dem Jacard oder Adive einerlei Thier. Der erste ist nur wild und der andere zahm. Herr von Buffon meldet, daß er in einigen französischen Chronicken gelesen habe, daß zur Zeit Carls IX. viele Frauenzimmer am Hof anstatt der kleinen Hunde Adives gehalten haben.

Die viele Mühe, so man auf diese Adives gewandt hatte, die ohne Zweifel seit vielen Zeugungen zahme Hausthiere waren, hatten ihnen vermuthlich ihre Fehler und Unarten abgewöhnet, denn man hätte sonst einen sehr verderbten Geschmack besizen müssen,

wenn

*) Man nennet ihn auch den gelben Hund, weil er diese Farbe hat.

wenn man sie hätte leiden und gerne haben können, im Fall sie noch einige von ihren natürlichen Unarten an sich gehabt hätten, die folgendermassen geschildert werden: „Die Chacal gehen beständig zu zwanzig, „ dreyßig, bis vierzig Heerdenweiß miteinander; sie „ freßen alles was ihnen aufstößt. Sie durchwüh„ len die Gräber, und begleiten alle ihre Verwüstun„ gen mit einem kläglichen und beständig fort anhal„ tenden Geschrey. Sie sind die Raben unter den „ vierfüßigen Thieren; das allerunreineste und noch „ so sehr angesteckte Fleisch ist ihnen nicht eckelhaft. Der „ Chacal vereiniget mit der Unverschämtheit des Hun„ des, die Niederträchtigkeit des Wolfs; und da er „ an dieser beyden Thiere ihrer Natur Antheil nimmt, „ so scheinet er blos ein verhaßtes Wesen zu seyn, wel„ ches von allen den übeln Eigenschaften des Wolfes „ und des Hundes zusammgesezet ist.„ Dieses Thier siehet auch der Hyäne sehr ähnlich, und befindet sich wie diese in dem Mitternächtigen Theil der alten Welt.

Es giebt auch ein Chacal von kleiner Art, welches Herr von Buffon für das Panzerthier des Aristoteles hält.

In Persien zähmet man die Wölfe und lernet ihnen eine Art eines Tanzes. Ein gut abgerichteter Wolf kostet in diesem Land bey fünfhundert Thaler. *)

Vaniere drucket das Unglück eines von dem Wolf geraubten Schaafes also aus: Ein Schäfer, sagt er, soll

*) Herr Banart erzählet von einem iungen Wolf, den er so zahm gemacht hatte, daß er ihn so gar bei sich schlaffen ließ. In einer Nacht leckte er ihm lange Zeit das Bein, endlich merkte er Blut, und bieß ihn; dieses beweiset, daß dieses Thier durch viele Zeugungen zu dem Umgang mit Menschen und der Mäßigkeit gewöhnet werden müsse, bis es seine Blutgierigkeit verliehret.

soll weder ein junger unvorsichtiger Mensch der seine Heerde vernachlässiget, noch ein schwächlicher alter Mann seyn, der nicht mehr im Stand ist, sich auf seinem Schäferstock aufrecht zu halten, und also auch nicht beständig wachen und sich auf allen Seiten umsehen kann, ob der Wolf ihn nicht zu überraschen suche*) dann dieses Thier wird durch den Hunger scharfsinnig und verschlagen, lauert den Zeitpunct ab, da ihn der Schäfer nicht bemerken kann; raubt ein Schaaf, trägt solches in seinem Rachen fort, und wenn er von der Heerde ein wenig entfernet ist, so treibet er es mit Beißen, und Schlagen mit seinem Schwanz vor sich her. Vergebens wendet alsdann das unglückliche Schäfchen seine Augen zu seinem unvorsichtigen Hirten zuruck, und blecket ihn kläglich an, da er selbiges nicht mehr hören kann.

La Fontaine erzählet, daß ein Wolf über seine Grausamkeit nachgedacht, und sich fast entschlossen habe derselben zu entsagen, und lieber zu sterben, da er aber gesehen, wie ein Schäfer ein Schaaf an den Bratspieß gestecket habe, so wären ihm seiner Meynung nach, durch diesen Anblick seine Zweifel gehoben worden. Er zeiget sich hiebey nicht nur als einen Weltweißen der die Natur wohl kennet, sondern auch als einen Poeten der sie noch verschönert. Wir müssen wenigstens eingestehen, daß, wenn anders unsere Beispiele auf die Thiere, und auch selbst auf dieienigen die uns gleichsam nur im Vorbeigehen sehen, einen Einfluß haben, wir sie im hohen Grad berechtigen, grausam ohne Noth, das heist, unbillig zu seyn.

Der

*) Man muß aber auch zugestehen, daß ein so beständig anhaltendes Wachen nur bei einem Wald und zu der Zeit nöthig ist, da die Hunde, anstatt zu wachen, an ihres Herrn Seite schlafen.

Der Fuchs. Vulpes.

Es ist ein grosses Unglück, wenn man deswegen, weil man oft betrogen worden, selbst zum Schelm wird; aber doch pflegt diese üble Eigenschaft nicht so gar unbeugsam zu seyn, als die wenn man zum Schelm gebohren ist; dann die erstere Eigenschaft ist nur ein zufälliges Laster, welches man durch ernsthafte Ueberlegungen und kluge Rathschläge verbessern kann, da hingegen die leztere der Natur des Thieres gleichsam anhänget, und eingepräget ist. — — Ich weis nicht, ob es wirklich Menschen giebt, welche diese entsezliche Eigenschaft gleich mit der Geburt auf die Welt bringen, und ich will lieber daran zweifeln; hingegen kann man um desto weniger in Zweifel ziehen, daß diese Eigenschaft von dem Fuchs unzertrennlich und ihm angebohren seye. Es könnten aber so wohl die Menschen als die Füchse nach und nach durch die Erziehung verbessert werden.

Der Fuchs ist schlau, und folglich nothwendig auch boshaft und niederträchtig. — — La Fontaine hat dieses Thier wohl gekannt, und vortreflich schön abzuschildern gewust. — — Mit welcher kriechenden Schmeicheley redet er nicht den Raben an, da er den Käß den selbiger in seinem Schnabel hält, zu erhaschen suchet, und nennet ihn, Mein Herr von Rab Phoenix unter den Einwohnern dieses Waldes. *) Mit welcher lächerlichen Art gehet er nicht von dem Storch weg, der um sich wegen der dünnen Suppe die er ihm vorgesezet hatte, zu rächen, ihn nüchtern wiederum fortschickte; da er ihn zu anderer Zeit auf ein Mittagmahl zu sich geladen, und ihm ein Gehäck

in

*) Lib. I. Fab. II.

in einer engen Bouteille vorsezte, so gieng er mit gebeugten Kopf und hängenden Ohren seines Weges, so beschämt wie ein Fuchs dem man sein Huhn wiederum abgenommen hat. *) Wenn er groß prahlen will, da ihm entweder die Trauben, die er nicht erlangen kann, noch nicht zeitig genug sind, **) oder da ihm der Hahn, dem er den Frieden ankündet, zugleich die Ankunft zweier Windspiele meldet, die mit schnellen Springen auf ihm zueilen ***) so wickelt er sich allezeit mit der schlechten Art eines Böszewichts der eben erst seine Strafe ausgestanden hat, loß; wenn er die Erziehung des Wolfes rühmet, um ihn dadurch zu bewegen, den Namen des Pferdes zu lesen ****) oder dem Ziegenbock den Vorschlag machet, in einen Brunnen hinunter zu steigen, und sich dabei vorbehält, ihn darinnen stecken zu lassen, so leuchtet aus allen diesen Umständen eine schwarze Bosheit hervor, die fast allezeit mit der Schlauigkeit verknüpfet ist. Wenn er aber, um sein Leben zu retten, sich mit andern schädlichen Thieren an einen Galgen hänget, so ist solches eine so niederträchtige List, die einem mehr Ehrliebenden und rechtschaffenern Thier gar nicht im Sinn kommen würde. *****)

Der Fuchs ist schlauer als der Wolf, er wendet nicht so viele Leibeskräften und Bemühungen, und Nachforschungen wie dieser an, um seine Nahrung zu finden, brauchet aber mehr List und Klugheit; daher ihm auch alles besser gelinget. Er machet den Anfang damit, daß er sich eine unterirrdische Wohnung aufschläget,

*) Ibid. F. XVIII.
**) Lib. III. F. XI.
***) Lib. II. F. XV.
****) Lib. XII. F. XVII.
*****) L. XII. F. XXIII.

schläget, wo er sich und die Seinigen in Sicherheit sezet. Er machet seinen Bau am äussersten des Gehölzes in einem verborgenen und versteckten Ort. Von da aus höret er das Krähen der Hähne in den nahgelegenen Dörfern, und von dieser Stimme geleitet und angelockt, schleicht er zu Nachts ganz stille um die Hünerhöfe herum. Kann er in ein Hünerhaus hinein kommen, so erwürgt er alles was er findet, und trägt eines nach dem andern in sein Loch, wenn es nicht zu weit entfernet ist, oder er versteckt sie in den Sand, in Mooß, oder in ein mit Kornbedecktes Feld, und kommt sodann nach seiner Gelegenheit sie zu hohlen. Er iaget am liebsten im freien Feld, weil er daselbst am wenigsten befürchtet gesehen zu werden, oder in Neze zu fallen. Die Kloben und die kleinen Lustgebüsche müssen ihm auch bisweilen seine Küche mit Vorrath anfüllen, er kommt den Vogelstellern zuvor, und besichtiget ihre Schlingen sehr früh, und nimmt die Schnepfen und Krammetsvögel, welche sich darinnen gefangen haben, aus. Seine Geschicklichkeit gehet so weit, daß er so gar die Vögel erhaschet, welche längst an den Hecken wegfliegen. Wenn er diese Jagd anstellen will, so legt er sich mit flachem Bauch nieder, und strecket seine hintern Läufte hinaus, welche Stellung er mit der Katze gemein hat. Der erste Vogel welcher ihn siehet, machet ein entsezliches Geschrei, welches man leicht erkennet, darauf fliegen alle Vögel in der Nähe herbei, und beschimpfen ihren Feind, denn wenn sie ihn einmal bemerket haben, so ist er ihnen nicht mehr fürchterlich, er begiebt sich sodann wiederum in seine Höhle, und die Vögel verfolgen ihn mit Spottgeschrei bis er in seinen Bau hinein gekrochen ist.

Dieses gefräßige und schädliche Thier frißt die iungen Kaninichen und die iungen Haasen, es erwischt auch bisweilen die alten Haasen im Lager. Wenn er eine Wachtel oder ein Rebhun über ihren Eyern findet, so frißt er die Mutter und ihre zukünftigen Kinder. Er überfällt die Wespen und die wilden Bienen, sie vertheidigen sich zwar, hängen sich an seine Haut, die sehr dick ist, und stechen ihn so sehr als sie nur können, allein er leget sich auf den Rucken, und erdrücket sie, und fängt den Angrif so oft wiederum vom neuen an, daß er sie endlich nöthiget, ihm das Feld zu räumen, alsdann scharret er das Honig heraus, welches er ungemein gern frißt, und verzehret es, oder träget es in seinen Bau.

Wenn man ihn iagen will, so läst man seinen Bau, zu Abends wenn er heraus gegangen ist, verrammeln. Des Morgens früh erwartet man ihn daselbst. So bald er sich zeiget, so läst man die Hunde auf ihn loß, er nimmt etliche Umschweife, und suchet ein bis zweimal wieder in seinen Bau zu kommen, wenn er aber siehet, daß ihm der Eingang gänzlich versperret ist, so nimmt er gerad vorwärts die Flucht. Alsdann läst man die Jagdhunde auf ihn los, die ihn einhohlen und erwürgen, wenn man ihn nicht lieber mit einem Flintenschuß töden will.

Man kann auch, an statt den Bau zu verrammeln, die Dachshunde mit den krummen Beinen hinein schlupfen lassen, und man bekommt auf solche Art öfters den Vater, die Mutter, und die Jungen.

Der Fuchs ist ein eben so grosser Feind von der Sclaverei wie der Wolf, er müste dann sehr iung gefangen worden seyn; sonst stirbt er vor Hunger und

Verdruß. Wenn man einen Fuchs mit einer Henne, oder einen Wolf mit einem Schaaf in einem engen Ort einsperret, so wird man des andern Tages die Henne und das Schaaf noch unverlezet finden.

Die Füchse werden zur Winterszeit läufig, und im Aprilmonat trift man schon iunge Füchse an. Die Füchsin wirft des Jahres nur ein einzigesmal, und bringt wenigstens drei und höchstens vier Junge zur Welt.

Die Stimme des Fuchses hat verschiedene sehr kenntliche Töne. Er klaffet, er bellet, und giebt einen traurigen und durchdringenden Laut von sich, der dem Geschrey des Pfaues gleichet. *) Er giebt auch ein klägliches Geschrey von sich das von seinem Schmerzen zeiget, erhebt solches aber nie als wenn ihm ein Glied zerschmettert wird. Er läst sich wie der Wolf zu tod prügeln und umbringen, ohne kläglich zu thun, wehret sich aber stets muthig dabey.

Sein Haar fällt ihm aus, und verneuert sich wieder, wenn er iung oder im Sommer gefangen wird; seine Farbe ist nach Beschaffenheit der Länder in denen er sich aufhält, sehr verschieden. Es giebt in Frankreich rothe und grau silberfarbe Füchse, die leztern werden in Burgund kohlschwarze Füchse (Renards charbonniers) genannt, weil sie schwärzere Füße als die andern haben. In den Nordländern trift man deren graue, blaue, schwarze, weiße, weiße mit fahlen Pfoten, weiße mit einem schwarzen Kopf ꝛc. an. Diese vielen Verschiedenheiten beweisen, daß diese Gattung von Thieren, fast in den mehresten Weltgegenden

*) Er läffet seine Stimme nur im Winter hören, im Sommer ist er fast stumm.

genden ausgebreitet ist, und daß sie vermög der allgemeinen Ordnung der Natur, die Farbe eines ieden dieser Himmelsstriche angenommen hat. Sie befinden sich in kalten und gemässigten Ländern in der grössesten Menge.

Man kann auch selbst die iungen Füchse nicht wohl recht zahm machen, und sie haben überdieses einen unerträglichen Gestank. Herr Daubenton glaubt, daß sich dieser empfindliche Geruch bei den zahm gemachten Füchsen, nach einigen Zeugungen durch gutes Futter, so wie auch ihre wilde Art verliehren würde. Er hält es auch für möglich, sie mit den Hunden begatten zu können, wie solches vor diesem mit den Lacedämonischen Hunden nach dem Zeugniß des Aristoteles *) geschehen seyn solle. Und es ist solches um so viel wahrscheinlicher weil so viele Aehnlichkeit zwischen dem Hund und dem Fuchsen Statt findet.

Man kann das Thier Jsatis den Kreuzfuchs (vulpes crucigera) und den Vielfraß, (le glouton gulo) als die zwei nähesten Arten des Fuchses betrachten. So wie das Chacalthier viel ähnliches von dem Hund und Wolf hat, so kommt auch die Jsatis dem Chacal und Fuchs viel gleich. Das Haar dieses Thieres ist im Sommer blau, und im Winter weiß, es hat auch im Sommer über den Schultern ein braunes Kreuz, wovon es seinen lateinischen Namen bekommen. Wenn der Winter annahet, so verliehret sich dieses Kreuz, weil sich die Jsatis zu dieser Zeit haaret; es hält sich dieses Thier in den allerkältesten Nördischen Ländern der alten und neuen Welt auf. — — Der Vielfraß der seinen Namen von seiner ausserordentlichen Gefräßigkeit

*) Laconici Canes ex Vulpe & Cane generantur. De animal. Lib. VIII. Cap. XXVII.

fräßigkeit hat, ist ohngefähr so plump und verkürzt wie der Dachs, aber länger, man findet ihn in den Nordischen Gegenden in Europa und Asien. Er ist auch in Canada unter dem Namen Carcajou anzutreffen, und befindet sich also in den zwei Welttheilen. Einige Reisende haben ihn den Berghund (Chien de montagne) und andere den vierfüßigen Geyer (Vautour des quadrupedes) genennet, bisweilen hat man ihn auch für die Hyäne gehalten, weil er so stark und grausam wie selbige ist. Er greift die größten Thiere an und frißt sie. Er kann aber seine Beute nicht anders erlangen, als wenn er sie überraschet. Den Bieber allein kann er im Lauf einhohlen. Er ist so dumm als gefräßig, zwei Eigenschaften die einander zu statten kommen. Seine Haut giebt ein sehr schönes Pelzwerk.

Vaniere nimmt, da er von den Mitteln die Füchse und Wölfe zu vertilgen redet, Gelegenheit, von der Jagd zu reden; er räth jungen Leuten diese Uebung als ein Mittel an, wodurch man so viel als möglich einem Theil derjenigen Uebel die sie sich durch ihre weichliche Erziehung verursachen, unfehlbar vorbeugen oder abhelfen könnte. Er betrachtet die Jagd als die Schule des Heldenmuths, und urtheilet in so ferne auch ganz richtig.

Der Dachs. Meles, Melis, Taxus.

Der Dachs (Blaireau oder Taisson) gleichet dem Hund an der Schnauze, und dem Hausratzen an den Ohren; er hat keinen Schwanz, seine Beine sind so kurz daß sein Bauch auf der Erden aufzuliegen

scheinet,

scheinet, seine Haare sind rauh wie die Schweinsborsten, das Haar auf dem Kopf ist mit wechselsweißen schwarzen und weißen Striefen untermenget. Diese beyden Farben vermengen sich über seinem Rucken und machen solchen fast grau, daher ihm die Franzosen den gemeinen Namen Grisart beygeleget haben, sein Haar unter dem Bauch ist fast schwarz, anstatt daß solches bey andern Thieren bleicher als das auf dem Rucken zu seyn pfleget. Diese besondere Gestalt und ein kleines Säckchen das er unter dem Hintern hat, unterscheiden ihn auch selbst von denienigen Gattungen die ihm am allernähesten kommen.

Der Dachs schläft in seinem Bau die ganze Nacht durch und noch einen Theil des Tages. Er lebt betrübt weil er sehr träg ist, er fliehet die Gesellschaft auch so gar von seines Gleichens, und begiebt sich niemal aus seinem düstern Aufenthalt ausser wenn er seine Nahrung suchet, die wie des Fuchses seine aus kleinem Wildprät, Honig, Trauben ꝛc. bestehet; er ist aber mässiger als der Fuchs, und frißt öfters nichts als Pflanzen. Die Härte und vortheilhafte Gestalt seiner vordern Pfoten machen, daß es ihm leichter als einem andern Thier fällt, ein tiefes Lager in der Erde zu graben; er wirft den Schutt des gemachten Loches mit vieler Stärke zwischen seinen hintern Füßen durch; weil es dem Fuchs mühsamer fällt als ihm, die Erde auszuhöhlen, so findet er Mittel, ihn, wenn er seine Arbeit vollendet hat, zu beunruhigen, und nöthiget ihn, daß er ihm seine Wohnung abtretten muß.

Man trift heut zu Tage viel weniger Dachsen als vor diesem an, und es scheinet diese Art ins Abnehmen gerathen zu wollen; wenn man sie iung fängt, so kann

man sie leicht zahm machen. Das Weiblein wirft zur Sommerszeit, und bringt gemeiniglich drei oder vier Junge auf einmal zur Welt. Kurz vor der Heckzeit raufet die Dache Gras aus, machet daraus ein Gebund, und richtet davon ein bequemes Lager zu, worauf sie ihre Jungen leget. Dieses Thier ist sehr gefräßig. Es vertheidiget sich auf eine ganz besondere Art wider die Hunde, es leget sich nemlich auf dem Rucken, und krazet die Hunde mit allen vier Pfoten zugleich, und beißet sie.

Du Fouilloux unterscheidet die Dachse in zwei Classen; nämlich in die Schweinsdachse, mit einer Schweinsschnauze (Porchins) und in die Hundsdachse mit einer Hundsschnauze. (Chenins) Dem Herrn von Buffon ist nur die lezte Gattung bekannt, die auch wahrscheinlicher Weise gegenwärtig nur die einige ist, so man findet.

Auf dem Vorgebirge der guten Hofnung giebt es ein Thier welches dem Dachs viel gleichet, und nach dem Zeugniß des P. Labat das allerstinkendste Thier unter der Sonnen ist. Diesen Gestank hat ihm die Natur so gar als Vertheidigungswaffen beygeleget, denn wenn es verfolget wird, so stößet es einen Hauch voll so entsezlichen Gestank aus, daß es dadurch seinen Feind zu Boden wirft, und von sich entfernet. Ein anderes Thier, das man in Louisiane findet, und welches das stinkende Thier (bête puante) heißet, vertheidiget sich fast eben so, indem es einem ieden welches es verfolget, oder ihm drohet, seinen Harn in das Gesicht sprizet. Dieses stinkende Thier kann wohl kein anders als das Mouffette seyn, von welchem ich bei anderer Gelegenheit handeln werde.

Der Raton, der Coati, und der Agouti.

Diese drei Thiere findet man nur in der neuen Welt, und sind einander ihren Gewohnheiten und Eigenschaften, die beiden ersten aber auch der Gestalt nach gleich. Den Agouti kann man mit einem Haasen in Ansehung der Größe des Körpers vergleichen, und in der Gestalt und dem Gang kommt er dem Meerschwein gleich. Er hat ein glattes Haar und keinen Schwanz. Der Raton und der Coati hingegen haben ein langes und dickes Haar. Ihren Gewohnheiten und andern Aehnlichkeiten nach nähern sie sich dem Hund, dem Fuchs, und dem Maki. Sie sind fast vierhändig, indem die Zehen an ihren Füßen solche Gelenke wie wir an unsern Händen haben. Der Raton weichet sein Freßen gerne in Wasser ein. Er frißt so wohl Fleisch als Früchte.

Der Coati kann seinen Rüssel auf alle Seiten bewegen. Dieses Thier ist wilder als der Raton, und nähret sich blos von Fleisch uud Blut. Bisweilen fällt es ihm ein, seinen Schwanz wenigstens einen gewissen Theil desselben zu freßen, und er thut sich dadurch keinen Schaden, Herr von Buffon hält dafür, daß, weil die lezten Wirbelknochen seines Schwanzes von den Sinnen und dem Mittelpunct der Empfindung sehr weit entfernet sind, diese Empfindung eben dadurch sehr schwach werde. Die Makis und einige Affen mit langen Schwänzen, fressen das Ende ihres Schwanzes gleichfals.

Dem Aguti ist das Grunzen nebst der Gefräßigkeit des Schweines, und einige Eigenschaften des Fuchses eigen. Er frißt Früchte, und hat ein gutes Fleisch,

welches man wie ein Spanferkel zurichtet. An den Vorderpfoten finden sich vier Zehen, die Hinterfüße aber haben nur drei Zehen. Wenn man dieses Thier jung fängt, so kann man es leicht zahm machen. Das Weibchen bereitet ihren Jungen ein Lager zu, es wirft jährlich zwei oder dreimal, und zur Zeit nicht mehr als zwei Junge.

In Guiana giebt es ein Thier das ein wenig kleiner als der Agouti ist, diesem leztern aber übrigens in allen Stücken gleich kommt, und man hat ihm auch einen fast ähnlichen Namen gegeben, und es Akouchi genennet.

Der Fischotter. Lutra, Lytra, Lutris, oder Lutrix.

Ungeachtet die Fische ohnehin schon unglücklich genug sind, da sie nothwendig *) iederzeit wiedereinander streiten müssen, so hat sie die Natur noch über dieses unterschiedlichen Vögeln und andern Landthieren zur Beute bestimmet. Allein weil den Fischen von der Natur eine ausserordentliche Fruchtbarkeit beigeleget werden muste, so musten selbige auch, damit sie sich nicht übermäßig vermehreten, so wohl andern Thieren als selbst denen von ihrer eigenen Gattung zugleich zur Nahrung bestimmt werden; diese grosse Fruchtbarkeit aber war ihnen deswegen nöthig, weil das Wasser als das allerschwächeste Element, vermög der einmal festgesezten Ordnung, eine grose Menge solcher Wesen hervor bringet, die aus schlappen, und so wenig zusammen

*) Ich sage nothwendig, weil sie fast kein anderes Mittel zu ihrer Unterhaltung vor sich haben, als sich untereinander aufzureiben.

men hängenden Theilen, wie die Theile des Wassers selbst sind, bestehen; und vermög dieser nämlichen Ordnung der Natur, musten diese Geschöpfe wegen ihrer Fruchtbarkeit *) andern vollkommenern und eben deswegen in geringerer Anzahl vorhandenen Thieren welche die Erde und die Luft hervorbringen, zu einer so reichlichen als in ihren Mägen wohl zu verdauenden Nahrung dienen.

Der Fischotter ist von dem Bieber seinem Feind, der ihn aus seiner Nachbarschaft iaget, vielfältig und unter andern auch durch die Häute an den vier Pfoten unterschieden, da hingegen der Bieber nur an den beiden Vorderpfoten Häutchen hat. Er schwimmt leicht unter dem Wasser, muß aber von Zeit zu Zeit wiederum auf die Oberfläche zuruck kommen, um Luft zu schöpfen: daß er die Luft nicht missen kann, erhellet daraus, daß man ihn, wenn er bei Verfolgung eines Fisches in ein Fischerreuß geräth, ertränkt findet, und daraus bemerket, daß er nicht Zeit genug gehabt, alle die weidenen Ruthen des Fischerreusses entzwei zu beissen, um heraus zu kommen.

Dieses Thier das man seines vielen Schadens wegen den es unter den Fischen anstiftet, beständig verfolgen sollte, ist ohngefähr von der Grösse eines Dachses, er hat noch kürzere Pfoten wie der Dachs, einen glatten Kopf, sehr breite Schnauze, und auf ieder

*) Die Natur bringet diejenigen Körper, deren Geweb am wenigsten vermischet oder zusamm gepresset ist, in der häufigsten Menge hervor; es scheinet als ob ihr solche wenigere Mühe als die andere kosteten, wie es denn auch wirklich dem also seyn muß; daher sehen wir viel mehr Fische, Muscheln und Insecten als vierfüßige Thiere und Vögel; und die Rohre findet man in häufigerer Menge als die Eichen, es giebt ungleich mehr Razen als Dachsen ꝛc.

Seite dicke Barthaare von weisser und brauner Farbe. Sein ganzer Körper ist mit diesen zweien Farben vermenget, die lezte aber sticht am stärksten hervor, weil seine braunen Haare viel länger und stärker als die andern sind. Sein Schwanz ist gleich von der Geburt an groß, unten spizig und mit Haaren bedeckt. Unter dem Hintern bemerket man eine Art eines kleinen Säckchens, woraus ein sehr stinkender Saft fliesset.

Das Geschlecht der Fischottern ist nicht sonderlich zahlreich, welches ein grosses Unglück seyn würde, doch findet man sie fast allenthalben.

In Canada findet man eine Art, die viel stärker als die erstbemeldte ist. Sie kann wohl von der Europäischen Mittagseite dahin gekommen seyn, Herr von **Buffon** schliesset nach sehr vielen Einsichtsvollen Urtheilen, daß dieses Thier dasienige seyn muß, welches **Aristoteles Latax** genennet, aber nicht beschrieben hat; er füget aber hinzu, daß wenn sich dieser Fischotter aus Canada nicht auch in dem Nordlichen Theil von Europa befände, selbiger auch nicht für des Aristoteles seinen Latax gehalten werden könnte; denn Canada konnte zu seiner Zeit wohl nicht bekannt seyn.

In **Brasilien** giebt es einen Fischotter so groß wie eine Kaze, welchen Thevet Saricovienne, und die Brasilianer Jyia oder Carigueibeju nennen. Einige Reisende heissen ihn Guathi, welcher Name aber nach des Herrn von **Buffon** Meinung mehr dem Coase einer von den vier Arten der **Mouffetten** zugehöret. Thevet meldet von der **Saricovienne** folgendes: „sie „ hält sich längst an dem Fluß Plata auf, sie kann „ beides in der Luft und im Wasser leben, ist so groß „ wie eine Katze, und ihre Haut ist grau und schwarz „ gemengt, und so fein wie Sammet. „

Man

Man nennet dieses Thier auch das leckerne Thier (bête friande) weil es entweder nicht alles was es findet, ohne Unterschied frißt, sondern nur sich von Seekrebsen (Crabes) und Fischen nähret, oder weil das Fleisch desselben niedlich zu essen ist.

In gemässigten Himmelsgegenden läst das Weibchen von dem Fischotter das Männchen im Winter zu, und hecket seine Jungen im Merz; es bringet iedesmal drei oder vier Junge.

Wenn der Fischotter weder Fische noch Frösche oder Wasserrazen findet, so beißt er die iungen Zweige ab, und frißt die Rinde von den Wasserbäumen, oder auch Gras. Er verkriechet sich in die Wurzeln der schwarzen Pappeln und der Weiden, und bisweilen in die in der Nähe befindlichen Felsrizen, in Flüsse, oder Moräste. Sein Lager ist beständig mit verfaulten Fischen angefüllet. Ungeachtet er ein dummes Ansehen hat, so fehlet es ihm doch nicht an Geschicklichkeit. Wenn er ins Wasser gehet, so machet er starke Bewegungen, um die Fische zu erschrecken und gegen das Ufer zu zu iagen, allwo er sie mit leichterer Mühe fangen kann.

In dem Journal etranger vom Monat Junius 1755. stehet eine schöne Abhandlung, wie man die Fischottern lebendig fangen und sie abrichten kann, Fische aus dem Wasser zu hohlen.

Der Fischotter gehet vor keinem einigen grossen Stein an dem Ufer vorüber ohne nicht darauf zu steigen, und einigen Koth daselbst zu hinterlassen, den man an den Fischgeräthen erkennet, die darunter vermenget sind. Man machet an einem dieser Steine eine

Zange

Zange fest, die so gemachet ist, daß sich der Fischotter darinnen fängt, ohne sich zu verwunden.

Wenn er noch iung ist, denn die Alten lassen sich nicht leicht zähmen, so schließet man ihn in einen etwas geraumigen Ort ein, und gewöhnet ihn nach und nach, nichts als Kräuter, Kohl, Brod, und einige Fischköpfe zu fressen. Endlich richtet man ihn zum Fisch hohlen ab, welches man ihm in kurzen beibringen kann.

Es ist eine sehr vergnügte Jagd, wenn man einen Fischotter in das Wasser läst, und siehet, wie selbiger nach einigen Minuten in seinem Rachen einen Fisch herbei bringet, und ihn seinem Herrn vor die Füße leget.

Jonston erzählet in seiner Thiergeschichte, daß die Schwedischen Koche, Fischottern halten, die sie, wenn sie Fische haben wollen, in die Gräben schicken.

Vaniere zeiget noch ein anderes Mittel an, diese Jagd auf eine vortheilhaftere Art anzustellen. Man spannet ein Nez das völlig so breit sein muß als der Ort ist, wo man fischen will; man läst darauf den Fischotter in einiger Entfernung in das Wasser. Der Anblick eines so fürchterlichen Feindes breitet unter den Fischen Furcht und Schrecken aus, und veranlaßet sie, dem mörderischen Rachen des Fischotters zu entfliehen, und sich in die vorstehenden Neze zu stürzen, wo sie ihren Tod eben so wohl finden.

Der Hausmarder. Foyna, Gainus oder Schismus.

Der Hausmarder, der Feldmarder, der Iltis, das wilde Wiesel, das gemeine Wiesel, und das Hermelin oder Roselet *) haben in Ansehung ihrer Gestalt und Eigenschaften viele Aehnlichkeit miteinander. Das Eichhorn ist in der äusserlichen Gestalt von den erstbemeldten Thieren durch nichts als durch die Ohren und den Schwanz unterschieden. Es hat auch alle Ränke iener Thiere, und eben so boshafte Neigungen wie dieselben.

Man nennet die Foynam den Hausmarder, weil dieses Thier den Feldmardern viel gleich kommt, und sich unsern Häußern nähert, oder wohl gar in selbigem zu unserm Unglück seine Wohnung aufschläget. Man kann auf gleiche Art den Feldmarder auch den wilden Marder nennen, weil er sich nur im Wald aufhält. Inzwischen sind aber diese beiden Gattungen keinesweges einerlei, und Herr von Buffon glaubt nicht einmal, daß sie sich vermischen können. Es scheinet auch überdieses, als ob die Natur sie selbst habe von einander absondern wollen, dann sie hat den Feldmarder ursprünglich in kalten Ländern, und den Hausmarder in warmen oder wenigstens in gemässigten Ländern entstehen lassen.

Der Hausmarder ist ohngefähr so lang wie eine Katze, aber nicht so hoch; weil er gar kurze Füße hat, er hat einen geschmeidigen Körper, und sein Schwanz ist

*) Einige methodische Eintheilungen rechnen diese Thiere zu dem Wurmartigen Geschlecht, (genus verminum) weil sie wirklich kriechen, sich verlängern, sich einschleichen, und zusamm ziehen können wie die Würmer.

ist fast so lang als sein Leib, und mit dicken seidenarti-
gen zwei Zoll langen Haaren bedecket. „ Der Haus-
„ marder hat eine sehr feine Gesichtsbildung, munte-
„ re Augen, einen leichten Sprung, biegsame Glied-
„ maßen, einen schlanken Körper, und sehr behende
„ Wendungen; er springt, oder thut vielmehr Säze,
„ als er geht. Er glättert die Mauren welche nicht
„ gut beworfen sind, sehr leicht hinauf, schleichet sich
„ in die Taubenschläge und Hünerhäußer, frißt die
„ Eyer, die Tauben und Hühner, tödet deren bis-
„ weilen eine grosse Menge, und schleppt sie seinen
„ Jungen zu. Er fängt auch Mäuse, Ratzen, Maul-
„ würfe und Vögel in ihren Nestern. „

Herr von Buffon hat einen Hausmarder aufge-
zogen, er hat sich von seiner Kette los gemachet, ist
aber doch zwei bis dreimal wieder gekommen, endlich
aber blieb er aus; er hat allezeit eine wilde Art behal-
ten, die sich erst bei seinen Jungen verliehren konnte.

Die Hausmarder sind eben so lang trächtig wie
die Katzen; die Jüngsten bringen nur drei oder vier
Junge, aber die Alten sechs bis sieben auf einmal zur
Welt. Es scheinet, daß sie jährlich mehr als einmal
hecken, dann sie haben vom Frühling bis im Herbst
Junge. Sie werfen in einer Scheuer, in dem Ritz
einer Mauer oder eines Felses, oder in einem Stamm
von einem Baum, wohin sie vorhero Mooß und alles
benöthigte zu einem bequemen Lager tragen.

Sie erhalten etwas nach einem Jahr ihr völliges
Wachsthum, und können also acht bis zehen Jahre
lang leben. Das Fell des Hausmarders wird nicht
so hoch geachtet, wie des Feldmarders seines. Man
rechnet dieses Thier zu der Classe der gemeinen Wiesel,
die man die Wild-enzenden nennet.

Der

Der Hausmarder hat wie der Feldmarder innerlich Bläschen die eine riechende Materie enthalten, welche fast derjenigen gleichet, die man in der Zibetkatze einem Africanischen Thier von dem ich anderswo reden werde, findet.

Der Feldmarder. Martes, Marta, oder Marterus.

Der gröste Unterschied zwischen dem Feld- und Hausmarder bestehet darinnen, daß die Kehle bei dem Feldmarder gelb, bei dem Hausmarder aber weiß ist; dann übrigens sind diese Thiere einander völlig gleich.

Obschon der Feldmarder ursprünglich aus Norden kommt, wo er sich allezeit ausserordentlich stark vermehret hat, so findet man doch ihrer auch welche in Burgund und in dem Wald bei Fontainebleau. Er suchet die tiefesten Einöden und hält sich im dickesten Wald auf; er vertilget viele Vögel, deren Nester er aufsuchet und ihre Eyer aussauget, er fängt auch Eichhörner, Hamster, Haselmäuße ꝛc. *) er frist auch Honig wie der Hausmarder und der Iltis.

Man hat dem Feldmarder ohne hinlänglichen Grund im lateinischen den Tannenmarder (Martes abietum) und den Hausmarder, den Buchmarder (Martes fagorum) **) genennet, weil man geglaubet,

*) Dieses ist eine Art von Murmelthieren, welche in der Folge vorkommen werden.

**) Weil der französische Name Fouine von dem Wort fau, welches die Buche heist, hergeleitet zu seyn scheinet, so haben einige Naturforscher sich gar zu knechtisch an das geringe Verhältniß des Namens mit der Sache gebunden, und daraus geschloßen, daß der Hausmarder sich nirgends als nur an solchen Orten wo es viele Buchen giebt, erhalten könne.

bet, daß der Feldmarder nur in solchen Wäldern sich aufhalte, wo es viele Tannen giebt, und der Hausmarder da zu finden wäre, wo man viele Buchen antrift; dann Herr Daubenton widerleget diesen alten Irrthum mit Erfahrungen.

Wenn der Feldmarder Hunde höret, die ihm nachsezen indem er sich noch auf der Erde befindet, so gehet er noch immer weiter fort, und fliehet nicht eher als bis sie ihm ganz nahe sind, da er erst auf den Stamm eines Baums springet, und sie von da vorüber laufen siehet.

Der Hausmarder hingegen suchet bei dem ersten Gebell in aller Geschwindigkeit sein Loch, und dieses hat vermuthlich im französischen den gemeinen aber nachdrücklichen Ausdruck fouiner veranlasset, welches anzeiget, daß man sich geschwind und ohne Geräusch zu entfernen suchet.

Der Feldmarder giebt sich die Mühe nicht, ein Lager für seine Jungen zu bauen; sondern er machet es wie der Fuchs, der sich die Wohnung des Dachses zueignet, und gehet in die Nester der Nachtvögel, der Fischaare, in hohle Bäume, oder in das Nest des Eichhorns, welches so künstlich wie die Vogelnester gebauet ist, und hecket seine Jungen darinnen aus. Sie kommen im Frühjahr zur Welt, und zwar nicht mehr als zwei oder drei auf einmal.

Man hat oft bemerket, daß die Vögel einen offenbahren Haß wider den Feldmarder und die andern fleischfräßigen Thiere, als wider den Wolf, den Fuchs, den Dachs, die Katzen. haben, sie folgen ihnen ziemlich weit nach, und erheben dabei ein kleines durchdringendes Geschrey; welches sie doch bei dem Anblick

eines

eines Hirschens, eines Rehes, Haasens ꝛc. keineswe-ges thun.

Man muß mit dem gemeinen Feldmarder den Zo-belmarder oder den Lithauischen Marder nicht vermen-gen, dessen Pelzwerk eine sehr schöne schwarze Farbe hat, und ungemein hoch geschäzet wird.

Der Pekan und der Vison, zwei Thiere aus Canada scheinen zu diesem Thiergeschlecht zu gehören, und zwar kommt der erste dem Feldmarder und der lezte dem Hausmarder gleich. Folglich kann man den Feld- und Hausmarder für zwei natürliche und einländische Thiere in beiden Welttheilen halten.

Der Iltis. Putorius.

Die Haare des Iltis sind mit schwarz und braun ver-mischet, einige Theile seines Kopfes sind weiß. Er hält sich, wie der Hausmarder, in Scheunen und Speichern und solchen Orten auf, wo nicht viel Men-schen hinkommen; er thut auch, wie iener, unter dem Federvieh großen Schaden, und richtet viel davon zu Grunde; er bekrieget auch die Kaninichen, schleichet in ihre Löcher und bringt sie um. Eine einzige Zucht von Iltissen kann das sämmtliche Geschlecht der Kani-nichen in einem ganzen Wald vertilgen, und man be-dienet sich auch manchmal dieses heftigen Mittels, um die Vermehrung derselben zu verhindern.

Auch darinnen ist der Iltis dem Hausmarder gleich, daß er im Winter die Bienen anfällt, und sie nöthiget, ihre Stöcke zu verlassen, und ihr Honig auffrißt.

Das Männchen hält sich fast beständig im Feld und in den Wäldern auf, ohne sich iedoch von bewohn-ten Orten allzuweit zu entfernen. Im Frühling wird

er läufig, zu dieser Zeit kommt er am stärksten in die Häuser, weil ihn das Weibchen dahin locket, welches ihren Aufenthalt gerne in einem Hause nimmt, um ihre Jungen daselbst bequem zu werfen; sie ist ohngefähr zwei Monat lang trächtig, und wirft drei, vier bis fünf Junge auf einmal.

Wenn man den Iltis quälet, so giebt er seinen Zorn durch ein Grunzen von einem tiefen Laut zu erkennen, welches er mit dem Feldmarder dem Hausmarder und dem Eichhorn gemein hat.

Das französische Wort Putois kommt von dem lateinischen putere, stinken, her. Der Iltis hat wie das wilde Wiesel, das gemeine Wiesel, der Dachs ꝛc. bei dem Hintern zwei Blasen, woraus ein stinkender Geruch gehet.

Weil in der Natur alle Zusammensezungen erschöpft sind, und die äussern Theile einander berühren, so müssen aus den belebten Körpern sehr feine und sehr rohe und strenge Körperchen ausdünsten, wodurch der gute oder üble Geruch entstehet; es bringet aber diese nemliche Ordnung der Natur es zugleich mit sich, daß ein Theil der Thiere mit einer solchergestalt eingerichteten Nasenhaut versehen ist, daß sie eben diesen Geruch für gut halten, welcher andern zuwider ist, und so auch in umgewandten Fall. Mithin empfinden diejenigen Thiere, die für uns einen widrigen Geruch haben, weder selbst, noch andere, deren Geruch so wie der ihrige eingerichtet ist, einen Gestank; und daher kann ihnen eine Rose so widrig im Geruch seyn, als uns die Ringelblume ist.

Man findet in den Nordländern wenige oder gar keine Iltiße, und in den Mittägigen Ländern sind sie

eben

eben so selten, sie scheinen also Thiere der gemässigten Länder zu seyn.

Das wilde Wiesel. Viverra, Furo, oder Furunculus.

Thiere, die sich stark vermehren, musten nothwendig viele Feinde haben, oder mit solchen Ursachen umgeben seyn, die zu ihrer Vertilgung abzielen. Daher entgehet das Kaninichen, welches allenthalben Feinde um sich siehet, der Gefahr sehr schwer; und aus dieser nemlichen Ursache ist der Mensch, welcher stärker und geschickter ist, als die andern Thiere, und sich vor ihrer Wuth sicher gesezet hat, seiner eigenen Wuth, und allen den wirklich empfindlichen oder versteckten Uebeln ausgesezet, die er mit so viel Angst und Sorgfalt zu seinen eigenen Untergang anwendet.

Das wilde Wiesel ist unter allen Feinden des Kaninichens der allergrausamste; dieses Thier ist stark und gefräßig, und ob schon das Kaninichen viermal grösser ist als ienes, so wird es doch von dem wilden Wiesel angefallen und erwürget.

Dieses Thier ist von Natur des Kaninichens Todfeind. Wenn man ein Kaninichen, sollte es auch ein todes seyn, einem iungen wilden Wiesel, so nie keines gesehen, vorhält, so machet sich dasselbe über das Kaninichen her, fasset es bei dem Hals, und sauget ihm das Blut aus.

Das wilde Wiesel und der Iltis haben viele Aehnlichkeit miteinander, sie sind aber deswegen doch nicht von einerlei Gattung; es unterscheidet sich ienes von diesem besonders dadurch, daß der in gemässigten Europäischen Ländern einheimische Iltis wild, wie der

Hausmarder ist, und das aus warmen Ländern ursprüngliche wilde Wiesel, nur in Frankreich und den benachbarten Orten als ein Hausthier fortkommen kann.

Man iaget die Kaninichen mit dem wilden Wiesel auf folgende Art. Man suchet alle Löcher eines Lagers, und bedecket ein jedes mit einem Sack oder Art von Schlingen. Darauf hebt man einen dieser Säcke auf und läst das wilde Wiesel hinein kriechen. So bald die Kaninichen ihren Feind sehen oder wittern, so entstehet Furcht und Schrecken unter ihnen; sie suchen sich zu retten, und laufen eiligst auf ihre gewöhnlichen Ausgänge zu, wo sie sich verstricken und gefangen werden. Wenn man das wilde Wiesel in die Kaninichenlöcher kriegen lässet, so muß man es knebeln, ausser diesem wird es ein Kaninichen anpacken, ihm das Blut aussaugen, und nach diesem grausamen Gastmahl in einen so tiefen Schlaf verfallen, dann es schläft von Natur viel, daß man es vor vier und zwanzig Stunden nicht wieder zu sehen bekommt, oder wohl gar völlig verliehret.

Das weibliche wilde Wiesel ist merklich kleiner, als das Männchen; es gehet diesem begierig nach, und man versichert, daß es ihr das Leben kostet, wenn es das Männchen nicht findet, daher sorget man auch dafür, daß sie so wenig als möglich von einander getrennet werden. Man erziehet sie in Tonnen und Küsten; wenn man sie nach und nach gewöhnete, sich in offenen Orten aufzuhalten, wo sie aber doch kleine Fächer hätten, sich dahin zu verstecken, so würden sie sich vielleicht endlich zu unserer gemässigten Himmelsgegend gewöhnen. Man füttert sie mit Kleyen, Brod, Milch ꝛc. Sie werfen des Jahrs zweimal. Die Weibchen sind sechs Wochen lang trächtig: einige fressen ihre Jungen, wenn sie solche kaum zur Welt gebracht haben, und

alsdann werden sie vom neuen läufig, und dreimal trächtig. Sie werfen gemeiniglich fünf oder sechs, und manchmal sieben, acht, und so gar neun Junge auf einmal.

In manchen Ländern bedienen sich die Kinder des wilden Wiesels, um die Vogelnester auszunehmen. Es fällt ihm leicht in die hohlen Bäume und durchlöcherten Mauern zu kommen, und es bringt die Vögel heraus.

Das gemeine Wiesel. Mustela.

Das gemeine Wiesel ist viel kleiner, als der Hausmarder, der Feldmarder, der Iltis, und das wilde Wiesel, aber in der Gestalt ist es ihnen gleich, und unterscheidet sich nur durch seine Haare, welche kürzer als iener Thiere ihre sind, wie auch durch die Farbe, die gelb und braun vermischt ist. Das untere Theil seiner Kehle und seines Bauches ist weiß.

In gemässigten und warmen Ländern, hauptsächlich in der Barbarey, wo man es Fert-el-steil nennet, ist es sehr gemein, in kalten Himmelsgegenden hingegen desto seltener.

Der Zisel oder Ziesel (Citillus) ist eine Art des gemeinen Wiesels, der dem sogenannten Hamsterrazen gleichet. Man findet den Ziesel in Ungarn, Oesterreich und in Pohlen, und nennet ihn Susel.

Rußland und Pohlen bringet noch ein anderes Thier von der Art des Ziesels hervor, dieses ist der Ziemni oder Zemni, oder der kleine Erdhund (petit Chien de terre) Canicula Subterranea, und noch ein anderes, welches Perouasca oder das umgürtete gemeine Wiesel (Belette à ceinture) Mustela praecincta,

cincta, heisset, weil es auf den weißlichen Haaren gelb rothe Queerstreife hat.

Der Tayra in Brasilien, welcher nach einer verderbten Aussprache Galera genennet wird, ist ein fast eben so grosses Thier, wie ein Kaninichen, und siehet dem Hausmarder und dem gemeinen Wiesel viel gleich; er ist mit braunen Haaren bedecket, deren einige etwas lang, andere aber kürzer sind. Herr Linnaeus hält dieses Thier für das Brasilianische schwarze gemeine Wiesel.

Einige unter den gemeinen Wieseln werden im Winter weiß, welches man auch an den rothen oder gelblichen Hermelinen bemerket, aber man kann sie auch alsdann noch unterscheiden, dann der Hermelin hat iederzeit eine schwarze Spize am Schwanz, und das gemeine Wiesel, auch das, welches im Winter weiß wird, hat iederzeit eine gelbe Spize am Schwanz.

Das gemeine Wiesel hält sich in Scheunen, Ställen, und besonders in Löchern in der Erde auf, es gehet den Tauben, Hühnern, Wachteln, Rebhühnern und ihren Eyern begierig nach. Es bringet die Razen um, ungeachtet solche viel grösser, als das gemeine Wiesel sind, wie auch die Mäuse und die Hamster ꝛc. Wenn es irgendwo einen guten Vorrath antrift, so gehet es nicht eher weg, als bis es alles aufgezehret hat. Bisweilen geschiehet es, daß das gemeine Wiesel zu dem Loch wo es irgendwo hinein geschlupfet ist, nicht mehr heraus schliefen kann, da man ihm den Rath geben kann.

Vous êtes maigre entrée, il faut maigre sortir.

La Fontaine L. III. Fab. XVII. *)

Wenn

*) Horaz druket sich eben so aus.

Macra cavum repetes arctum quem macra subisti.

Lib. I. Epist. VII.

Wenn du mager hinein gegangen bist, so must du wieder mager heraus gehen.

Wenn ein gemeines Wiesel des Nachts in ein Hühnerhaus kommen kann, so unterscheidet es daselbst so scharfsinnig, als richtig die Hahnen und die alten Hennen, und tödet nur die iungen Hennen, die es mit einem einzigen Biß in den Kopf umbringt, und sie hernach fort träget. Solchergestalt befreiet uns öfters das Alter vor einer Gefahr.

Das gemeine Wiesel bringt drei bis fünf Junge. Es hecket im Frühiahr auf einem Lager, das es ihme von Stoppeln, Stroh, Blättern und Gras bereitet hat. Die Jungen sind in kurzer Zeit im Stand, die Mutter auf der Jagd zu begleiten, die selbige im Sommer in einiger Entfernung von den Häusern, besonders an tiefen und niedrigen Orten anstellet. Dieses Thier fängt die Vögel auf eine so bewundernswürdige, als glückliche Art, es belauert selbige in einem Gebüsch, und machet von selbigem aus einen Sprung, wodurch es auf einmal seine Beute erhaschet. Es schläget bisweilen auch seine Wohnung in einer alten hohlen Weide auf, und hecket seine Jungen darinnen.

Der üble Geruch, den dieses Thier an sich hat, und der im Sommer noch stärker, als im Winter ist, vermehret sich noch mehr wenn es verfolget oder gereizet wird, dieses ist die einige Veranlassung wodurch es ein Geschrei von sich giebet, das, durch seinen wiedrigen und heischern Ton, die Heftigkeit des Zorns anzeiget, der es in Bewegung sezet.

Man fand einstmalen drei neugebohrne gemeine Wiesel in dem Aaß eines Wolfes, der fast ganz verfaulet war. Das Lager dieser Jungen war in selbigem von

den nemlichen Materien, wie auſſer diesem an andern Orten zubereitet. Dieser Umstand beweiſet, daß sie an dem Gestank ein Vergnügen finden.

Das Hermelin. Hermellanus.

Das Hermelin ist eine Art des gemeinen Wiesels, es ist ein wenig gröſſer als dieses, aber doch kleiner, als das wilde Wiesel, der Iltis, der Feldmarder und der Hausmarder. Es ist aber übrigens von diesen Thieren durch nichts als die Farben und länge der Haare unterschieden, des Hermelins sein Haar ist an dem Leib ohngefähr einen halben Zoll, und am Ende des Schwanzes drey Zoll lang. Man unterscheidet es von dem gemeinen Wiesel dadurch, daß es allezeit am Schwanz eine dunkelschwarze Spize, weiß eingefaßte Ohren, und unten weisse Pfoten hat.

Im Sommer ist dieses Thier roth oder gelb, und heisset alsdann Roselet; im Winter aber wird es über und über weiß, auſſer an der Spize des Schwanzes nicht; alsdann wird es das Hermelin genennet. Es hat eine schöne bleich weiße Haut, besonders in Norwegen, Rußland und Lappland. Dieses Thier nähret sich daselbst von kleinen grauen Eichhörnchen, von denen im folgenden Artikel wird geredet werden, und von einer Art Nordischer Razen. In gemäßigten Ländern ist dieses Thier selten, in warmen Gegenden aber gar nicht anzutreffen.

Das Hermelin ist ein kleines artiges Thier, hat lebhafte Augen, eine feine Gesichtsbildung, und seine Bewegungen geschehen mit solcher Geschwindigkeit, daß man sie mit den Augen gar nicht bemerken kann;

nur

nur ist es schade, daß so schöne Eigenschaften durch einen fast unerträglichen Gestank verderbet werden.

Man fieng im Merz, 1757, in Burgund ein weises gemeines Wiesel, welches im folgenden Sommer ein Roselet geworden war, oder eine braun röthliche Farbe bekommen hatte, weil es aber die Strenge der Winters-Kälte vom Jahr 1758 nicht empfande, indem man es an einem warmen Ort aufbehalten hatte, so bekam es seine weise Farbe nicht wieder. Man fütterte es mit Eyern und Fleisch, das Fleisch ließ es aber allemal vorher verfaulen, ehe es solches anrührte; man wollte es mit Honig füttern, aber es fraß solches nicht eher, als bis man ihm drei Tage lang kein Fleisch gegeben hatte, und starb daran.

Das Eichhorn, Sciurus.

Dieses kleine Thier ist sehr artig, T. I. behend und leicht. Es hat einen nervigten Körper, geschickte Glieder, eine wohlgebildete Gestalt, Augen voller Feuer, und zugleich einen schönen Schwanz, der wie ein Federbusch formiret ist, und ihm über den Kopf gehet, und zum Schatten dienet. Es hat unschuldige Gewohnheiten, und gute Neigungen; es ist weder fleischfräßig, noch schädlich; das einzige Uebel so es anstiftet, bestehet darinnen, daß es die Eyer frißt, wenn es welche findet. Es ist sehr reinlich und hat keinen widrigen Geruch.

Das Eichhorn ist nur halb wild, und kann auch nur halb unter die auf vier Füssen gehenden Thiere gezählet werden, indem es sich fast insgemein aufgerichtet befindet. In dieser Stellung bedienet es sich seiner Vor-

Vorderfüsse wie einer Hand, um etwas ins Maul zu stecken. Es hält sich stets in freier Luft auf, und gleichet wegen seiner Leichtigkeit den Vögeln. Es springet von einem Baum auf den andern, und durchlauft auf solche Art die Wälder. Weil es zu seiner Erfrischung sich mit dem Tau befriediget, so steiget es nicht leicht von den Bäumen herunter, wenn es nicht von heftigen Winden dazu gezwungen wird. Das Wasser scheuet es aus der Massen, gehet aber doch, wenn es seyn muß, bisweilen hinüber, da es sich alsdann einer Baumrinde anstatt des Schiffes, und seines Schwanzes als der Seegel und des Steuerruders bedienet. Es hat eine durchdringende Stimme, und wenn man es reizet, so machet es ein kleines mißvergnügtes Gemurmel. Es klimmet in einem Augenblick auf eine Buche, deren Rinde sehr glatt ist, es gehet Sprung weiß, und thut mehr Säze, als es gehet.

Das Eichhorn scheinet sich vor der Sonnenhize zu fürchten, es bleibt den Tag über in seiner Wohnung, woraus es sich nur des Nachts begiebt, um zu spielen, sich zu paaren und zu fressen. Es machet sein Lager über der Spaltung eines Baums, und bauet selbiges so fest und bequem, als es nöthig ist, damit es nebst seinen künftigen Jungen bequem darinnen leben könne. Das Weibchen wird im Frühjahr läufisch und bringt zu Ende des Mai oder im Anfang des Junius drei oder vier Junge.

Man isset bisweilen ihr Fleisch, welches ziemlich gut ist. Von den Schwanzhaaren verfertiget man Pinsel, aber ihre Haut giebt kein gutes Pelzwerk.

Der Palmist oder die Palmenraze welcher diesen Namen daher hat, weil er sich auf den Palmbäumen auf-

aufhält, ist eine dem Eichhorn sehr nahe kommende Art. Man trift ihn in den warmen Gegenden der alten Welt an. Auf seinem Rucken ist er mit einigen weißen länglichen Strichen gezeichnet, welches er mit den beiden folgenden Thieren gemein hat.

Das barbarische Eichhorn (Barbaresque) gleichet mehr dem Palmisten, als dem Erdeichhorn, und es hält sich nicht nur in eben dem Welttheil, sondern auch in der nämlichen Himmelsgegend auf, wo man den Palmisten findet.

Das Schweitzer-Eichhorn, oder Erdeichhorn (L'Ecureuil Suisse ou Ecureuil de terre) lagert sich zwischen die Wurzeln der Bäume wie der Hamster, und steigt nicht auf die Bäume. Man findet dieses Thier wie auch das Coqualin, von dem in der Folge gehandelt werden soll, in kalten und gemäßigten Gegenden der neuen Welt.

Das kleine graue (Petit-gris) oder graue Eichhorn (Ecureuil) ist ein artiges Thier mit einem sehr schönen Schwanz, der ganze obere Theil an seinem Körper ist grau. Die Leichtigkeit desselben und seine zierliche Gestalt sind bewundernswürdig. Es hält sich in den Mitternächtigen Gegenden der beiden Welttheile auf. Es ist etwas gröſſer, als das gemeine Eichhorn.

Das Polatouche so man auch das fliegende Eichhorn (Ecureuil volant) nennet, befindet sich wie das graue Eichhorn in dem Nordischen Theil von Europa und America. Wenn es springen will, so dehnet es seine Haut, die sehr weit ist, von ieder vordern Pfoten an bis zur hintern auf der nemlichen Seite solchergestalt aus, daß es fast das Ansehen hat, als wenn es zwei Flügel ausgebreitet hätte, und mit deren Hülfe

se mehr flöge, als språnge. Herr von Bouffon hat eines dergleichen gesehen, welches nicht mehr als zwei Unzen wog, und so schwer ist schon eine Fledermaus von der mittlern Gattung. Ein gemeines Eichhorn wiegt acht bis neun Unzen.

Die Ratze. Mus, Ratus.

Die Hausratze hat an iedem Kiefer zwei Schneidzähne, keine Hundszähne, und die Zehen mit Klauen besezet, der Schwanz ist nackig oder nur mit sehr wenigen Haaren besezet, der obere Theil und die Seiten des Leibes sind schwarz Aschfarb, und der untere Theil hat eine etwas hellere Aschfarbe.

Man nennet die Ratze nicht ohne Ursache den Vielfraß, denn sie frist alles ohne Unterschied, Körner, Früchte, Fleisch, Wolle, Zeuge, Hausgeräth, alles ist nach ihrem Geschmack; sie durchlöchert so gar das Holz und Mauerwerk und nistet sich daselbst ein, und schleppet ihren Vorrath hinein.

Diese Thiere vermehren sich häufig, besonders an solchen Orten, wo sie von dem, was sie am liebsten fressen einen reichlichen Vorrath finden, wie z. E. in Fleischbänken, Getraidböden, Scheuern ꝛc. Die Fallen, der Gift, und die Katzen verhindern ihre Vermehrung sehr wenig. Man bewundert bisweilen, daß sie oft an einem gewissen Ort auf einmal verschwunden zu seyn scheinen, und dieses zwar um so viel geschwinder, ie grösser die Anzahl derselben gewesen ist. Dieses rühret aber daher: wenn sie anfangen Mangel zu leiden, so machen sich die stärksten über die schwächeren her, bringen solche um, und erheben mit

vie-

vielem Geräusch einen grausamen Krieg widereinander, der sich nicht eher endiget, als bis sie fast alle vertil-get sind.

Die Razen sind eben so geil, als gefräßig, wenn sie sich miteinander belaufen, machen sie ein durchdrin-gendes Geschrey. Sie bringen jährlich etlichemal Junge, selten aber im Winter. Die Raze hecket ins-gemein fünf bis sechs Junge, die sie sorgfältig ver-wahret, und muthig auch selbst gegen die Kaze ver-theidiget, die sie, wenn sie nicht recht stark und im Kämpfen abgehärtet ist, zum Weichen bringt. Das gemeine Wiesel ist ein viel gefährlicherer Feind für die Raze, weil selbiges diese in ihrem eigenen Loch aufsu-chet, und ihr, wenn es sie verwundet hat, anstatt ab-zulassen, mit der grausamsten Wuth das Blut aus-sauget.

Herr **Morard** Doctor der Arztneikunst und der Facultät zu Paris, wie auch der königlichen Gesell-schaft der Wissenschaften Mitglied, hat beobachtet, daß die Razen, wenn sie alt werden, zumal die vom männlichen Geschlecht, dem Stein unterworfen sind, und daß sie überhaupts, wenn sie mit dem Stein nicht beschweret sind, im Alter kranke und verschworne Nieren bekommen. Herr **Morard** leitet die Ursache dieser Krankheit so wohl bei Razen, als bei Gelehrten von der sizenden Lebensart her, wodurch die Harngän-ge sich einziehen, wie auch von der Lage des Körpers, da man fast in einer Rundung sizet, oder zusamm ge-bogen ist.

Daß die Ratzen, entweder aus Trägheit, oder aus Furcht vor der Gefahr, das Tageslicht scheuen, und sich zu einer traurigen, unthätigen Lebensart, und

allen

allen daraus herfließenden Uebeln verdammen, ist weiter kein großes Unglück, wenn aber Menschen, die dazu geschaffen sind, die Natur zu bewundern, und die Producten derselben zu leiten und zu regieren, sich lebendig in den Staub ihrer Studierzimmer begraben, so kann ich ihnen solches unmöglich verzeihen. Wenn sie doch wenigstens mit dem Anbruch des Tages einen schönen, das heist, einen sehr langen Spaziergang vornähmen, oder einige Stunden in ihrem Garten arbeiteten, und den Tag wiederum so endigeten, so würde ich sie nicht für unglücklich halten, und sie würden nicht schwach und kränklich werden.

Die Razen gleichen ihrer sizenden und düstern Lebensart nach solchen Gelehrten, die sich beständig in ihr Zimmer einschließen, und ihrer trägen und gefräßigen Neigung wegen ienen Schindern, die das Volk auf die unbilligste Art aussaugen, und andern Räubern.

Sollten wohl dergleichen Thiere zugleich Muster der kindlichen Zärtlichkeit seyn? Sollte es wohl möglich seyn, daß diese Thiere, die sich selbst untereinander aufreiben, mit dem Alter ihrer Väter Mitleiden hätten? Ich wollte es fast glauben, und zwar aus folgendem Grund. Ein iedes Thier, auch das allerwildeste, ist von der Natur belehret worden, iederzeit seinen Vater zu lieben; es müste dann von der Geburt an gleich von ihm getrennet worden seyn, daß es ihn nicht mehr erkennet. *) Es ist also wohl möglich, daß wenn ein Raz sein ganzes Leben an einem Ort zugebracht, und seine Jungen, unter seinen Befehlen

friedl-

*) Man sehe in dem Artikel von den Kaninichen die Geschichte einer zahlreichen Kaninichenfamilie, bei welcher der Grosvater, so lang er lebte, sich in uneingeschränkten Ansehen erhielte.

friedlich zu leben, gewöhnet hat, diese für ihn Sorge tragen, wenn er hohen Alters wegen sich selbst nicht mehr helfen kann; so unglaublich solches auch zu seyn scheinet, so wird es doch durch folgende Erfahrung, die in dem Journal Encyclopedique, vom Monat Julius 1767 erzählet wird, bestätiget.

Herr Joseph Purdew, *) ein iunger so genau, als scharfsinniger Beobachter, schreibet an einen seiner Freunde nach London, den 12ten April, 1757 von Spiteade also:

„Ich las diesen Morgen in meinem Bett, und „ wurde plözlich von einem Gelärm unterbrochen, wel„ ches so lautete, als wie wenn die Razen hinter ei„ nen Verschlag klettern. Ich gab genau Achtung. „ Endlich sahe ich eine Ratze an dem Rand eines Loches „ hervor kommen; sie sahe sich auf allen Seiten um, „ und entfernte sich darauf wieder. Einem Augen„ blick hernach kam sie wiederum zum Vorschein. „ Sie schleppte eine andere Ratze die grösser war, „ und alt zu seyn schiene bei den Ohren; nachdem sie „ selbige an dem Loch hatte liegen lassen, kam noch eine „ andere iunge Ratze dazu, durchliefen alle beide das „ Zimmer, und sammleten Krumen von Zwieback,

die

*) Herr Purdew, ein Seeofficier, schreibt von einem Schif, das in dieser Rhede vor Anker lage; man kann schließen, daß er sich schon eingeschiffet hatte, weil er seiner Erzählung nach zu Abends Zwieback gegessen. Allein es ist hier nöthig anzumerken, daß er dazumal zu Schif gienge. Die Razen, die sich in einem Schif aufhalten, bleiben darinnen insgemein Zeitlebens, indem sie selten ein Mittel finden, vom Schif zu kommen, sie leben daselbst fast iederzeit wie in einer Familie beisammen, so daß die Achtung der Jungen gegen ihre Alten dadurch erhalten wird; und durch diesen Umstand erhält die folgende Erzähluns hauptsächlich erst ihre Wahrscheinlichkeit.

„ die bei dem Abendessen des vorigen Tages vom Tisch
„ gefallen waren. Sie brachten selbige darauf der
„ Raze, die an dem Loch lage. Diese Sorgfalt
„ brachte mich in eine ausserordentliche Verwunde-
„ rung, so daß ich noch genauer aufmerkte. Ich ur-
„ theilte, daß die Raze der die andern beyden zu
„ freßen gebracht hatten, blind seyn möchte, weil sie
„ den Zwieback, den man ihr brachte, nur durch das Ge-
„ fühl fande. Ich zweifelte nun auch nicht mehr,
„ daß die beyden Jungen Kinder der erstern Raze
„ seyn müsten, die ihren blinden Vater fleißig versor-
„ geten. — — Indem ich nun auf solche Art die
„ Natur bewunderte und meine Betrachtungen da-
„ rüber anstellte, so kam unser Oberchirurgus und
„ machte die Thüre meines Zimmers auf. Die bey-
„ den iungen Razen erhoben ein Geschrei, um den blin-
„ den von diesem Vorfall zu benachrichtigen, und un-
„ geachtet des Schreckens, welcher sie überfallen hatte,
„ wollten sie sich doch nicht eher retten, bis der Alte
„ vorher in Sicherheit ware. Nachdem er sich wie-
„ derum in sein Loch geflüchtet hatte, krochen sie ihm
„ auch nach, und dienten ihm gleichsam zum Nach-
„ zug. „

Die Razen, welche sich gegenwärtig in America vermehren, sind mit den Europäern dahin ans Land gekommen, ehe wir unsere Pflanzungen in diesem Welttheil anlegten, waren sie daselbst unbekannt. Zum Glück für die Einwohner daselbst haben sie einen Hauptfeind an einer Art einer Schlange gefunden, die sie lebendig verschlinget.

Es giebt noch ausser der gemeinen Raze, die Muscusraze, (Rat musqué) welche den um ihr befind-

lichen

lichen Orten einen Muscusgeruch mittheilet. Den Lemming, Lemmer, die Norwegische Ratze, oder den Pouch welcher eine Geißel der Nordischen Länder ist, wo sich dieses Thier bisweilen Myriadenweiß vermehret, allein diese gräßliche Menge gehet öfters in kurzer Zeit durch den Mangel der Lebensmittel, und den daraus entstehenden Krieg zu Grunde.

Die weißen Ratzen welche rothe Augen haben.

Die Nürnbergische Ratze, die so groß wie ein Hausmarder ist, fast ein solches Haar wie die Haasen, einen kurzen Schwanz, und anstatt der Ohren nur zwei Löcher hat.

Die Ungarischen Ratzen, die nicht viel grösser als die Mäuße sind, den gemeinen Wieseln gleichen, und eine in das grünliche fallende Farbe haben.

Die Indische Ratze, die ein weißes silberfarbes Haar hat, und so groß wie eine Katze ist.

Das Thier welches man in Deutschland den Hamster nennet, und nach der neuen lateinischen Sprache Cricetus heißet, ist auch eine Art einer Ratze, die sehr vielen Schaden verursachet. Sie bauet sich mit vieler Kunst wie die grosse Feldmaus (Mulot) unterirrdische Löcher. Sie hat die Eigenschaften des Siebenschläfers und des Murmelthiers nicht an sich, und erstarret auch nicht im Winter, und man hat es ohne Grund das Strasburgische Murmelthier genennet.

Das Aperea oder Cori aus Brasilien und Peru ist gleichfals noch ein Thier das der Ratze sehr ähnlich ist, es hat aber auch viele Eigenschaften von dem Kaninichen an sich.

Die Maus. Muſculus, Mus minor, Sorex.

Wenn uns die Maus nicht so viele Beschwerniß verursachete, so würden wir viel weniger Abscheu wider sie haben. Ihr lebhaftes und feines Ansehen, nebst ihren unschuldigen und sanften Gewohnheiten würde sie uns angenehm machen. Ihre Behendigkeit und kleine Gestalt sind die einzigen Vertheidigungsmittel die sie wider unzählige Feinde hat, die ihr beständig nachstreben und sie anfallen. Dergleichen sind alle Nachtvögel, die Katzen, die Hausmarder, die gemeinen Wiesel, und so gar die Ratzen. Wie viele Neze und Maschinen errichtet man nicht beständig zu ihrem Untergang! Man muß daraus den Schluß ziehen, daß dieses Geschlecht seine Erhaltung einzig und allein seiner ausserordentlich starken Vermehrung zu danken hat.

Die Mäuße hecken zu aller Jahreszeit, und jährlich öfters. Sie bringen gemeiniglich fünf oder sechs Junge auf einmal; in weniger als vierzehen Tagen sind dieselben bereits so stark und groß, daß sie sich zerstreuen, und ihre Nahrung selbst suchen können. Weil es mit ihrem Wachsthum so schnell zugehet, so ist also ihr Leben von sehr kurzer Dauer.

Dieses kleine Thier hält sich insgemein gerne bei dem Menschen auf, weil es sich von solchen Lebensmitteln nähret, die der Mensch für sich selbst zubereitet.

Die Maus hat mit der Ratze einerlei Naturtrieb, Temperament und Eigenschaften, sie unterscheidet sich durch nichts als durch ihre kleine Gestalt von iener, und daß ihre Gattung viel zahlreicher allgemeiner ausgebrei-

gebreitet und weniger kriegerisch ist. Die Noth treibt sie oft aus ihrem Loch, in welches sie sich bei dem geringsten Geräusch aus Furcht wiederum hinein begiebt. Die Ratze hingegen bleibt bisweilen standhaft stehen, und läst sich nicht allezeit ungerochen angreifen.

Die Ratze unterscheidet sich hauptsächlich von der Maus durch den Muth und das Mistrauen. Eine Ratze verliehret manchmal eher ihren Schwanz in dem Schlachtfeld, als sie weichet, und saget zu einer mit Mehl bestreuten Katz; es nüzet dir nichts daß du dich in Mehl verstellen willst, denn wenn du ein Sack wärest, so würde ich von dir wegbleiben. *) Die Maus aber ist furchtsam und zugleich zutraulich. Eine Katze die sie von weitem siehet, hält sie für ein gutes Thier, das sie näher sehen, und Bekanntschaft mit ihm machen möchte. Sie weis nicht, daß Leute die das mehreste Geschrei wie der Hahn machen, allezeit am wenigsten zu fürchten sind. **) Herr Abt Prevot nennet in seinen allgemeinen Reißen, ein Thier das etwas grösser als ein Eichhorn ist, sich von Eicheln und Nüßen nähret, und im Laufen mit dem Schwanz einen Schall von sich giebt, die Glockenmaus. (Souris à sonnettes.)

Die große Feldmaus oder der Hamster.
Mus agrestis, und die Campagnol.

Die grosse Feldmaus ist kleiner als die Ratze, und größer als die Maus. Sie unterscheidet sich von beiden dadurch, daß sie sich niemals in Gebäuden aufhält, und sich blos von Gewächsen nähret. Man

*) La Fontaine. L. III. Fab. XVIII.
*) L. VI. Fab. V.

muß sie hauptsächlich von den Feldern vertreiben, die man mit Haselnüßen, Eicheln, Buchekern, Erbsen ꝛc. besäet hat. Sie träget alles was sie bekommen kann, in ihre Vorrathskammer, und thut einer Saat allein mehr Schaden, als alle andere Thiere miteinander. Sie hält sich lieber an trockenen und hohen Gegenden auf als an tiefen und wässerigen Orten. Sie unterscheidet sich von der Ratze und der Maus nicht nur durch ihren Naturtrieb, sondern auch, durch die Farbe ihres Haares welches unten am Bauch weißlich und auf dem Rucken rothbraun aussiehet; sie hat schöne und hervorragende Augen. Sie umwühlet die Erde nicht, machet sich aber die Arbeit des Maulwurfs zu Nuze, richtet sich in seinem Lager ein, sezet sich darinnen fest, und veriaget den Maulwurf unbarmherziger Weise aus seiner väterlichen Bewohnung. *) Sie hält sich den ganzen Sommer durch in freyem Feld auf, wenn aber die Kälte herbei kommt, so ziehet sie sich in ihr Loch zurück, und nähret sich darinnen.

Es giebt noch eine andere Art der grossen Feldmaus, die man Campagnol nennet; sie unterscheidet sich von der vorigen durch eine kleinere Gestalt, einen grössern Kopf, und kürzern und mehr verstümmelten Schwanz. Dieser sind alle Orte anständig, und sie nimmt nicht so vielen Anstand in der Wahl ihres Aufenthalts, man findet sie auch so gar in tiefen Feldern. Sie scheint das Getraid andern Nahrungsmitteln vorzuziehen, im Julio naget sie die Stengel desselben ab, damit sie hernach die Aehren fressen kann. Zu Ende des Herbstes gehet sie in die neu besäten Felder, und verdirbt die folgende Ernde; im Winter nähret sie sich mit

*) Fontaine. L. VII. Fab. XVI.

mit Eicheln, Buchekern, Buchen ꝛc. wovon sie sich mit einem hinlänglichen Vorrath versehen hat.

Es giebt noch eine dritte Gattung von dieser Art, die sich seit einigen Jahren in den Gegenden um Paris herum stark vermehret hat. Man nennet sie die Waldraze (Rat de bois) die grosse Feldraze (gros Rat des champs) die wilde Raze (Rat sauvage-) Herr von Buffon nennet sie Surmulot. Diese Gattung ist viel grösser, boshafter, und gefräßiger als die beiden ersten.

Sie vermehren sich sämmtlich viel häufiger als die gemeinen Razen, und haben die Wölfe, Füchse, Feldmarder, Raubvögel, und sich selbst zu Feinden.

Man findet an den Ufern des Wolgaflusses in der Tartarey eine Raze, oder vielmehr ein Campagnol, welches in der Landessprache Souslik, das heist leckern, genennet wird, weil es mit der grösten Gierigkeit in die mit Salz beladene Schiffe springet.

Die Wassermaus. Mus aquaticus.

Die Wassermaus ist ohngefähr so lang wie eine Raze, und dicker, welches sie um so mehr zu seyn scheinet, weil ihr Haar nicht glatt anlieget, sondern borstig ist; ihre Gestalt ist gleichfals von der Raze ihrer unterschieden, dann sie hat eine kürzere und dickere Schnauze, die Ohren siehet man weniger, und der Schwanz ist nicht so lang; der obere Theil des Leibes ist braun und gelb vermischt, und unten am Bauch ist sie bleichgelb und Aschenfarbig. Sie entfernet sich nicht gerne von den Ufern der Flüsse, Bäche und Teiche. Sie lebet wie der Fischotter von Fischen, und frißt die kleinsten, und das Laich der grosen Fische; sie frißt auch

Frösche und bisweilen Wurzeln und Kräuter. Ungeachtet sie zwischen den Fußzehen nicht mit Häutchen versehen ist, so fällt ihr doch das Schwimmen leicht, sie kann lange Zeit unter dem Wasser aushalten, und was sie darinnen fängt, schleppet sie heraus, um es am Land zu verzehren. Sie vermeidet die grossen Flüsse und solche Ströme die stark befahren werden. Von den Hunden werden sie mit einer Art von Wuth aufgeiaget.

Ihr Fleisch schmeckt nicht ganz übel, und man ißt es manchmal wie das Fleisch des Fischotters.

Man findet dieses Thier welches sich in den Nordischen Gegenden in Europa aufhält, wie die mehresten andern Thiere dieser nämlichen Himmelsgegend in den Nordlichen America gleichfals, wo es aber verschiedene Farben hat. Es ist nur auf dem Rucken braun, der übrige Theil des Körpers ist weiß, ausser einigen fahlen Flecken. Der Kopf wie auch die Schnauze und das äussere Ende des Schwanzes sind gleichfals weiß.

Das Meerschweinchen. Cuniculus Indus. *)

Dieses Thier ist vielen Menschen gleich, deren ganzer Lebenslauf sich in die wenigen Worte einschliessen lässet, er war gebohren und starb. Das Meerschweinchen giebt schlechterdings keinen Nuzen und ist zu nichts zu gebrauchen, ihr Leben vergehet im abwechselnden Genuß der Liebe, des Futters und des Schlafes, „es scheint nur eine Maschine zu seyn, die blos zur

„ Fort-

*) Gesner hat diesem Thier, weil er bei den alten Naturkündigern keinen Namen davon gefunden, das Kaninichen genennet, und ihm den Beynamen des Indischen gegeben.

„ Fortpflanzung eingerichtet, und nur da ist, um eine
„ besondere Gattung von Thieren zu unterhalten.

Ungeachtet dieses kleine Thier aus den warmen Ländern ursprünglich zu uns gekommen ist, so lebt es dennoch bei uns und pflanzet sich fort; weil man die Natur mit Klugheit und Sorgfalt fast bilden kann wie man nur will. Mit wie vielen Thieren und Pflanzen haben wir hievon nicht bereits glückliche Versuche gemachet? Wenn wir dem Meerschweinchen Petersil und andere ihm anständige Lebensmittel geben, und sie in geraumigen, bequemen, und reinlichen Orten erziehen, wo sie bisweilen die Sonnenhize empfinden können, so werden sie nach und nach unsere Himmelsgegend gewohnen, und ihr Fleisch vieleicht seine Unschmakhaftigkeit verliehren, so daß solches unsern Tafeln zu einer neuen so angenehmen als überflüßig vorhandenen Speise dienen könnte. Ich sage mit gutem Bedacht, daß sie uns überflüßig zur Speise dienen könnten, dann ein paar Meerschweinchen die wohl gehalten werden, können iährlich bei tausend andere hervor bringen. Die Weibchen können in einem Alter von zween Monaten schon Junge werfen, sie saugen ihre Jungen vierzehen Tage lang, sie lassen das Männchen so gleich wieder zu, und werfen sechs Wochen nachher wiederum aufs neue; das erste und zweitemal werfen sie nur vier oder fünf, aber nach diesem wohl acht bis zehen Junge.

Der Igel. Erinaceus.

Die Wallfahrten, oder besser zu reden, die unnüzlichen Reisen sind iederzeit boshaften, oder solchen Personen die nichts zu thun haben, angenehm gewesen. Die leztern finden dabei einen Vorwand und

Deckmantel für ihren Müssiggang, und die erstern bekommen Gelegenheit zu allerhand Begebenheiten und Abentheuern, um ihre Betrügereien auszuüben. Auf solche Art reißten die Kaz und der Fuchs des la Fontaine miteinander. Boshafte, Räuber, und Betrüger reden nicht immer von ihren schändlichen Thaten. Die Kaz und der Fuchs unterhielten sich bisweilen von solchen Dingen die nicht zu ihrem Handwerk gehörten, kamen aber bald auf diese Materie wieder zuruk, wie man in folgender Fabel lieset.

Le chemin étant long et partant ennuyeux,
Pour l'accourcir ils disputerent,
(La dispute est d'un grand secours,
Sans elle on dormiroit toujours)
Nos pélerins s'égosilérent;
Ayant bien disputé, l'on parla du prochain,
Le Renard au Chat dit enfin
Tu prétens étre fort habile,
En sais tu tant que moi? — —

Der Weg war lang und zum Reissen verdrüßlich, um sich ihn zu verkürzen, fiengen sie an miteinander zu streiten, denn das Streiten leistet öfters gute Dienste, und man würde ohne selbiges in kurzem einschlafen, unsere Pilgrime schrien sich fast heischer, nachdem sie genug miteinander gestritten hatten, so redete man von dem Nächsten. Endlich sagte der Fuchs zur Kaze, du bist deiner Meinung nach sehr geschickt, verstehest du aber dergleichen Ränke wie ich?

Und darauf rühmet er sich, daß er tausend Kunstgriffe kenne, deren er sich nach und nach bediene. Die Kaz antwortete ihm mit einer siegenden Miene, ich be-

fize nur eine List, die aber so viel werth ist, als tausend andere. Gleich darauf kommt eine Koppel Hunde, die Kaz glettert auf einen Baum, und der Fuchs wird mit allen seinen vielen Ränken und Kunstgriffen, den Hunden zur Beute. Doch läst sich ein Einwurf der Kaz machen, wenn sie nämlich keinen Baum oder keine Mauer in der Nähe findet, wo sie hinauf springen kann, so wird sie ihr Leben ebenfals nicht lang vertheidigen können.

Das Vertheidigungsmittel des Igels ist viel sicherer, es befindet sich solches in ihm selbst, und er kann mit ienem Poetischen Weltweisen sagen: meine Tugend dienet mir zum Schild, oder, ich hülle mich in meine Tugend ein, Mea virtute me involvo. Horat. L. III. Od. XXIX. Diesen gründlichen Vortheil des Igels, den selbiger vor allen andern Thieren hat, druckten die Alten in einem Sprichwort also aus: Der Fuchs verübet viele Thaten, der Igel aber nur eine, die aber desto gröſſer ist, er vertheidiget sich ohne zu kämpfen, und verwundet, ohne anzugreifen.

Er borstet sich, steket seine Schnauze in seine hintern Pfoten, und bildet eine Kugel, die auf allen Seiten fürchterliche Stachel zeiget; er hat auch noch ein anderes Mittel seine Feinde von sich zu entfernen, wenn er nämlich aus Furcht sein Wasser lässet, welches sich über seine ganze Haut ausbreitet, und einen so widrigen Geruch von sich giebet, daß sie von ihm ablassen. Wenn aber ein Hund oder Fuchs Muth genug hat, diesen Gestank zu ertragen, und die Verlezung seiner Füsse und des Maules nicht achtet, so kann der Igel keinen längern Widerstand thun, und ist verlohren.

Das Männchen und Weibchen können sich nicht anders miteinander begatten, als wenn sie mit dem ganzen Körper entweder aufrecht oder liegend gegen einander gekehret sind, weil sie die Stacheln womit sie bedeket sind, verhindern, solches wie andere vierfüssige Thiere zu thun. Beide Geschlechter suchen einander im Frühling, und werfen im Anfang des Sommers. Sie bringen drei, vier, und bisweilen fünf Junge, die in der ersten Zeit weiß sind, und nachgehends die Farbe ihrer Alten bekommen: diese Farbe ist dunkelgrau. Man siehet anfänglich auf ihrer Haut nur den Keim ihrer Stacheln, die erst nach und nach wachsen.

Die Liebe zur Freiheit ist so zu reden die herrschende Neigung dieses Thieres. Wenn man ein Igelweibchen mit seinen Jungen in einem engen Ort, wie z. E. in einer Tonne einschliesset, so frißt sie solche auf, sie will sie lieber tod, als in diesem betrübten Zustand wissen, und sie schmachtet selbst aus, wenn man sie gleich mit Fleisch, Brod, Kleien und Früchten füttert.

Herr von Buffon hat unterschiedliche männliche und weibliche Igel in einem Zimmer aufgezogen, sie sind am Leben geblieben, haben sich aber nicht begattet, vieleicht aus Furcht, daß sie nur Sclaven zeugen möchten. So sollten sich die Menschen welche von dem Unglück gedrucket werden, bezeigen, und eines der Völker an den Ufern der Donau, so man die Germanier nennte, und iezo die Deutschen heissen, ahmten diesem Beispiel wirklich nach, wie aus folgender Fabel zu ersehen ist, in welcher la Fontaine die Abgesandten welche sie nach Rom abordneten folgendermassen reden lässet:

Nous quittons les cités, nous fuyons aux
montagnes:
Nous laiſſons nos chères compagnes,
Nous ne converſons plus qu' avec des Ours
affreux,
Découragés de mettre au jour des malheu-
reux,
Et de peupler pour Rome un Pays qu' elle
opprime,
Quant à nos enfans déja nés
Nous ſouhaitons de voir leur jour bientôt
bornés;
Vos Preteurs au malheur nous font joindre
le crime — —
La Fontaine, Liv. XI. Fab. VIII.

Wir verlaſſen die Städte, und fliehen in das Gebirg, wir verlaſſen unſere uns ſo werthen Frauen, und haben mit niemand mehr einigen Umgang als mit gräslichen Bären, wir haben allen Muth verlohren, unglückliche Geſchöpfe in die Welt zu bringen, und für Rom ein Land zu bevölkern welches von ſelbigem unterdrucket wird, wir wünſchten vielmehr daß unſere bereits lebenden Kinder ie eher ie lieber des Todes ſeyn möchten; überdieſes veranlaſſen uns eure Prätores noch zu dem Verbrechen. —

Die Igel thun in den Gärten ſehr wenigen Schaden, ſondern freßen vielmehr die Würmer und andere Inſecten ſo ſie darinnen finden, ſie freßen auch die abgefallenen Früchte, die ſie in ihrem Maul davon tragen. Der Igel wohnet gerne an trockenen und erhabenen Orten, er hält ſich entweder in einer Höhlung eines Baums, in dem Mooß, in Felſenrizen, oder

in

in Steinhaufen auf; er gehet dem ganzen Tag über nicht von der Stelle, sondern machet sich nur zu Nachts auf dem Weg.

Man kann ihn ohne alle Mühe fangen, weil er nicht laufen kann, so bald man sich ihm nähert, so windet er sich in eine Kugel zusammen; wenn man ihn nöthigen will, sich auszudehnen, so muß man ihn ins Wasser werfen.

Der Igel schläft dem ganzen Winter durch, oder bringt wenigstens diese Zeit in einer solchen Erstarrung zu, welche dem bei dieser Zeit gleichfals gewöhnlichen Zustand der Fledermaus, des Siebenschläfers, und des Murmelthieres ähnlich ist; und durch einerlei Ursache bewirket wird. S. den Artikel von dem Siebenschläfer. Das Fleisch des Igels ist nicht gut zu essen, und seine Haut, von der man iezo gar keinen Gebrauch machet, dienete ehemals als eine Bürste oder Hechel, den Hanf damit zu hecheln.

Einige Naturkundiger geben vor, daß man zweierlei Gattungen der Igel fände, die eine mit einem Schweinrüssel, und die andere mit einer Hundsschnauze, allein man trift nur die von der ersten Art an.

Dieses Thier ist fast allenthalben anzutreffen ausser in den ganz kalten Ländern nicht. In Ostindien wird es Sora genennet.

Das Stachelschwein wovon ich bei anderer Gelegenheit handeln werde, ist ein solches Thiergeschlecht, welches der Gattung unserer Igel sehr nahe kommt.

Die Spitzmaus. Mus araneus *) und die Wasserspitzmaus.

Man kann dieses Thier zwischen die Maus und dem Maulwurf der Ordnung nach sezen, sie gleichet dem leztern in Ansehung der Schnauze die sehr lang ist, und an der Zahl der Zehen deren sie fünf an ieden Fuß hat; ihre Augen sind übrigens ziemlich versteckt, und sie hat einen starken Geruch an sich, der den Katzen zuwider ist, und sie vertreibet.

Es ist bei dem Artikul von dem Pferd angemerket worden, daß der Biß von der Spitzmaus giftig seye, ungeachtet man aus der Bildung ihres Maules schließen sollte, daß sie fast nicht beißen könnte; so viel ist aber doch wenigstens zuverlässig, daß Pferde in solchen Ställen wo sich Spitzmäuße befinden, besondere Krankheiten bekommen, die von diesen Thieren herrühren.

In Brasilien findet man ein Thier das der Spitzmaus ziemlich ähnlich ist, aber drei schwarze Streife über dem Rucken hat, und etwas grösser als unsere Spitzmaus ist. Die leztere hat ein einfärbiges Haar welches an dem Leib braunröthlich unter dem Bauch aber weißlich ist.

Die Wasserspitzmaus ist ein wenig grösser als die gemeine Spitzmaus, von welcher sie auch in den Farben des Körpers ein wenig unterschieden ist; man findet sie bei den Quellen bei Auf- und Untergang der Sonne, die übrige Zeit schläft sie, und versteckt sich.

Der

*) Sie wird auch mus caecus, die blinde Maus genennet, der Beiname araneus kommt vermuthlich davon her, weil sie sich von Insecten nähret.

Der Maulwurf. Talpa.

Die vornehmsten Kennzeichen woran man dieses durch den Schaden, welchen es in den Gärten und bisweilen auch in den Feldern verursachet, so bekannte Thier erkennet, sind folgende: der Maulwurf hat eine schwarze Haut, die mit einem Haar bedecket ist, welches in der Feinheit den schönsten Sammet noch übertrift; vier kleine Pfoten fast in Gestalt der Hände, eine spitzige Schnautze, kleine Augen die man beinahe gar nicht siehet, und Ohren ohne Rand, dem ungeachtet aber hat er ein sehr feines Gehör.

Er genießt in seiner unterirrdischen Wohnung ein angenehmes und freies Leben. Er hat wenig Feinde und brauchet zu seinem nothdürftigen Unterhalt sehr wenig; wider strenge Luft und Witterung ist er gleichfals gesichert. Er ist fast niemals bemüssiget, die seinigen und seinen Geburtsort zu verlassen. Ueberdieses ist sein Körper so besonders organisiret, daß er unter allen Thieren die stärkste Wollust bei der Begattung empfindet. War wohl noch mehr zu seinem Glück nöthig?

Einige Naturkundiger behaupteten ohne Grund, daß der Maulwurf dem ganzen Winter durch in einer Erstarrung liege. Denn die Landleute, die wenigstens die Natur in der Nähe sehen, wenn sie selbige auch nicht iederzeit scharf genug beobachten, sagen im Sprüchwort: **Der Maulwurf wirft auf, das Thauwetter ist nahe.**

Diese Art findet man weder in ungebauten noch in kalten Ländern, sondern sie erfodert eine etwas warme und lockere Erde. Siberien ist demnach allzukalt, als daß Maulwürfe daselbst herkommen könnten, und

folglich

folglich gehöret das Thier mit grünen und goldfarbigen Haaren, so man den Siberischen Maulwurf genennet, zu einer andern Gattung. Es hat selbiges auch noch überdieses nur drei Zehen an den vordern Füßen, und vier an den hintern, da hingegen der gemeine Maulwurf an einem ieden Fuß fünf Zehen hat.

Der rothe Americanische Maulwurf, so auch Tucan genennet wird, scheinet eben so wenig zu der Europäischen Art der Maulwürfe zu gehören. Man bemerket unter unsern Maulwürfen zwei bis drei Abarten; man findet sie mehr oder weniger braun, ganz weiß, und schwarz und weiß gefleckt.

Die Fledermaus. Vespertilio.

Die Schönheit der Gestalten der Thiere und anderer Producten der Natur ist fast willkührlich, das ist, sie hängt wenigstens von der Art und Weise ab, wie sie uns in das Gesicht fällt. Als der weisse oder vielmehr verschmizte Ulysses einem seiner Gefährten der in einem Bären verwandelt worden ware, beweisen wollte, daß er unrecht handele, wenn er nicht wiederum ein Mensch zu werden verlange, so fieng er seine Rede also an: **Betrachte nur einmal wie du gestaltet bist!** und er erhielte diese trozige und nachdenkliche Antwort, **so wie ein Bär gestaltet seyn muß.**

Die Fledermaus gehöret mehr zu den vierfüssigen Thieren als zu den Vögeln; vergebens sagte iene Fledermaus die von einem gemeinen Wiesel dem Feind der Mäuse gefangen wurde; ich bin ein Vogel, siehe nur meine Flügel, es ist vielmehr ausser Zweifel, daß die Flügel einer Fledermaus nichts als breite Häute sind, welche die langen Klauen ihrer vordern Pfoten von ein-

ander

ander absondern; daher habe ich auch dieses Thier der Ordnung gemäß der Ratze, dem Maulwurf, der Spizmaus, und andern kleinen vierfüssigen Thieren nachgesezet; und man kann sie auch in keine andere Ordnung sezen, dann sie hat fast gar nichts von der Bildung der Vögel an sich; ihre vördern Pfoten haben Zweige die mit Häuten versehen sind, wie die hintern Pfoten des Biebers, uud vermittelst derselben schwimmet dieses Thier eben so beschwerlich durch die Luft, wie ienes Amphibium *) in dem Wasser.

Die Fledermaus erhaschet im Flug die Mücken, Fliegen, und Nachtschmetterlinge, die sie in einem Stuck verschlinget; sie frißt auch Fleisch, es mag solches roh oder gekocht, frisch oder verfault seyn.

Sie hat in den vordern Häuten des Körpers, und in den so genannten Brustmusculn viele Stärke, deren sie zu ihrem Flug benöthiget ist. Das Männchen von dieser Thiergattung, hat wie der Mensch und der Affe eine abgesonderte herabhangende Ruthe.

Das Weibchen bringt wie alle vierfüssige Thiere ihre Jungen lebendig zur Welt, sie hecket nur eines oder zwei auf einmal; sie säuget sie und träget sie im Fliegen mit sich fort. Diese Thiere begatten sich, und hecken im Sommer.

Wenn der Winter herannahet, so nehmen die Fledermäusse ihren Aufenthalt, in Löchern, Höhlen, und in dunkeln und warmen Orten, wo sie bis zum folgenden Frühjahr in einer Erstarrung bleiben, welche

von

*) Es giebt keine eigentlichen Amphibia oder solche Thiere die sowohl in der Luft als in dem Wasser leben können, ausser dem Meerkalb oder Seehund, dem Morse und Lamentin. Allein man nennet dem Sprachgebrauch gemäß, auch den Bieber, den Fischotter, und die Schildkröte Amphibia.

von ihrer wenigen Hize herrühret, wie solches auch bei dem Siebenschläfer, dem Igel, und dem Murmelthier, aus gleicher Ursache Statt findet, wie wir in dem Artickul von dem Siebenschläfer sehen werden.

In den Orten wo sie sich versammlen, denn sie sind gerne in Gesellschaft, häufet sich ihr Mist wie ein kleiner Hügel zusammen, welcher eine Art einer schwarzen Erde vorstellet, woran man die Flügel und Füsse der Insecten erkennet, wovon sie sich genähret haben.

Die Naturbeschreiber unterscheiden nur zwo Arten der Fledermäusse, die gemeine Art, und die mit grossen Ohren, welche wir den Großohr nennen. Tab. II. Herr Daubenton hat aber noch fünf andere Arten in Europa entdecket, die er die Noctule (la noctule) den Spätling (Serotine) die Pipistrelle (Pipistrelle) die Barbastelle (Barbastelle) und das grose und kleine Hufeisen (Fer à Cheval) nennet, diese beiden lezten haben wirklich eine so runde Nase, die wie ein Hufeisen gestaltet ist.

Herr von Buffon nennet eine Americanische Fledermaus, das Lanzeneisen (Fer de lance) und Herr Daubenton nennet eine Fledermaus aus Senegal das Blat (Feuille) sie hat zwey Arten von Hahnenkämmen auf der Nase, deren einer einer Lanze und der andere einem Blat gleichet. Diese Kämme sind den dritten Theil so groß, wie das ganze Thier, denn sie sind sieben bis acht Striche lang, und das ganze Thier ist fast nur zween Zoll groß.

Die Roussette oder der fliegende Hund (Chien volant) die Rougette oder der fliegende Hund mit rothem Hals (Chien volant à col rouge) und die Vampire können auch mit zu den Fledermäusen ge-

rechnet werden. Die beiden ersten haben ihren Namen von ihren Haaren. Sie sind sehr gefräßig, die erste ist neun, und die zweite vier Zoll lang, man findet sie in Asien. Die Vampire oder der fliegende Hund aus Neuspanien sauget den Menschen und Thieren im Schlaf das Blut aus, ohne ihnen einen so starken Schmerzen zu erregen, daß sie davon erwacheten. Herr von Buffon zielet mit diesem Namen, den er diesen Thieren beigeleget hat, auf die abgeschmacken und nur in der Einbildung bestehenden Vampire, welche dem Vorgeben nach, das Blut der Toden aussaugen; Herr Daubenton hat die Zunge der Roussette und der Rougette genau beobachtet, und glaubet an ihr eine solche Gestalt bemerket zu haben, daß sie gleichsam pompen und das Blut saugen könnte.

Weil die Fledermaus eine äusserst misfällige und zuwidere Gestalt hat, so darf sie nur zu Nachts zum Vorschein kommen, wenn wir und andere für den Tag bestimmte Thiere sich verbergen, oder doch wenigstens sich verbergen sollten.

Wenn wir wissen wollen, was die Natur veranlasset hat, die Fledermäusse und alle dergleichen Thiere die uns unnüzlich, schädlich, oder häßlich zu seyn scheinen, hervorzubringen, so können wir keinen andern Grund hievon als in der prächtigen Nothwendigkeit finden, vermög welcher die Natur unaufhörlich etwas hervor bringen, und alle mögliche Gestalten erschöpfen muß. Wenn wir aber nach unserer Art zu sehen und zu urtheilen, die Sache betrachten wollen, so können wir annehmen, daß die Natur dieses düstere Thier so zu reden nur blindlings in den Höhlen und alten Schutten geformet, und ihm zugleich seinen Aufenthalt darinnen zu nehmen auferleget hat.

Der

Der Siebenschläfer. Glis. Die grosse Haselmaus Mus *) und die kleine Haselmaus. Mus avellanarum minor.

Diese Thiere vereinigen mit der Gefräßigkeit und schädlichen Neigung der Waldraze noch eine Eigenschaft, wodurch sie dem Murmelthier gleich kommen, und welche ihren Verheerungen wenigstens einige Monate lang Einhalt thut; diese bestehet nämlich in einem Schlaf, oder vielmehr in einer Erstarrung die sich im Winter anfängt, und bis in das Frühjahr dauret.

Es fehlet den Siebenschläfern eben so wie den Mäusen und Igeln an innerlicher Hize. Man hat einen Versuch gemachet, und in den Körper solcher lebendiger Thiere ein Thermometer gestecket, woraus man ersahe, daß die innere Wärme ihres Körpers mit der Luftwitterung gleich war; so daß wenn diese Wärme nur zehen bis eilf Grade über den Gefrierpunct stunde, ihr Blut gleichfals nur diesen Grad der Hize erreichte, da doch die Wärme des Menschen und der meisten Thiere die Blut und Fleisch haben, zu allen Zeiten dreißig Grad übersteiget. Herr von Buffon welcher diese Beobachtung nebst vielen andern zum ersten gemachet hat, schließet daraus, daß der Mangel der Hize die wirkliche Ursache der Erstarrung bei den Siebenschläfern, Fledermäusen, und Igeln seye. Er ist auch der Meynung daß die nemliche Wirkung bei dem Murmelthier von gleicher Ursache entstehe, hat aber noch nicht Gelegenheit gehabt, sich davon hinlänglich überzeugen zu können.

*) Man nennet die Haselmäusse deswegen also, weil sie diese Art Nüsse gerne essen, die kleine Haselmaus wird auch die kleine Schlafraze genennet.

Man kann in Ansehung der Größe den Siebenschläfer mit dem Eichhorn und die große Haselmauß mit der Ratze vergleichen, die kleine Haselmaus aber ist ein wenig kleiner als die große, alle drei sind unter dem Bauch weiß; die grosse Haselmaus unterscheidet sich von den beiden andern durch schwarze Flecken, die sie um den Augen herum hat; sie ist ein schönes kleines Thier, ob sie gleich ein wenig die Gestalt von einer Ratze hat. Der obere Theil ist mit schönen gelbfahlen Haaren bedecket, welches mit der schwarzen und weißen Farbe an den untern Theilen, eine schöne Schattirung machet.

Der Siebenschläfer und die kleine Haselmaus halten sich weit von uns entfernt in den Wäldern auf; aber die große Haselmauß nimmt ihren Aufenthalt lieber an bewohnten und angebauten Orten. Dieser Vorzug kommt uns ein wenig theuer zu stehen, dann sie ist sehr gefräßig; die kleine Haselmaus ist zahmer und richtet weniger Schaden an.

Diese drei Thiere machen drei verschiedene Gattungen aus, eine iede wirft auf einmal vier oder fünf Junge; man trift sie in den mehresten gemässigten Europäischen Ländern an.

Das Murmelthier. Mus Alpinus.

Dieses Thier ist nicht das einige von dem die Menschen die nüzlichsten Dinge gelernet haben. Man sagt, daß die Savoiarden, wie sie sahen, daß das Murmelthier dadurch daß es sich an seinem Rucken und Pfoten anspreizte, die höchsten Felsenrizen hinauf kletterte, davon auf den Gedanken verfielen, sich dieser

nemlichen Art und Stellung zu bedienen, um in die Schlöte zu steigen und die Schorsteine zu fegen.

Man kann die iungen Murmelthier ganz leicht zahm machen. Dieses Thier sizet gerne auf den hintern Pfoten, wie die Bären; es hat aber auch ausser diesem noch viele merkliche Aehnlichkeiten mit dem Bären, und auch einige mit der Ratze. *) Demungeachtet aber ist es der Arctomys oder die Bärenratze der Alten nicht; es ist viel grösser und stärker als iener. Mit dem Siebenschläfer hat es die Eigenschaft gemein, daß es einige Monate lang in einer Erstarrung lieget, die Länge desselben erstrecket sich auf einen Schuh und zwei bis drei Zoll. Das Haar des Murmelthieres auf dem Rucken ist röthlich braun und rauh anzufühlen, das unter dem Bauch aber ist röthlich und gelinder.

Das Murmelthier sauft die Milch gerne, und wenn es welche zu saufen findet, so murmelt es beständig dabei wie die Katzen zum Zeichen ihrer Wollust. Wenn man diesem Thier liebkoset, so murret es wie ein iunger Hund, wenn es aber zornig wird, oder Schmerzen leidet, so läst es ein durchdringendes und scharfes Pfeifen von sich hören.

Wenn der Winter heran nahet so vereinigen sich mehrere Murmelthiere miteinander, und bauen sich auf dem Hang eines Berges ein grosses Lager mit zwei Oefnungen; innerlich füttern sie solches mit Heu aus, das ihnen zugleich bis zur strengsten Kälte zur Nah-

*) Ein iedes Geschlecht hat etwas ähnliches so wohl mit der vorhergehenden als mit der nachfolgenden Gattung; allein diese bewundernswürdige Stufenweiß sich äussernde Zu- und Abnahme ist öfters so unmerklich, daß sie unsern gar zu schwachen Gesicht entwischet.

rung dienet; dann eher erstarren sie nicht. Um das Heu in ihr Lager zu führen, legt sich eines, wie man saget, auf den Rucken, das andere belädt es mit Heu zwischen seinen vier Pfoten, und ziehet es nachhero bei dem Schwanz fort. *) Dieses Fuhrwerk und ihr beständiges Klettern in den Felsenrizen, machet, daß ihnen das Haar am Rücken abgeschabet ist.

Diese Thiere haben nur einmal im Jahr Junge. Die gewöhnliche Anzahl derselben ist drei oder vier; ihr Wachsthum ist geschwind, und die Dauer ihres Lebens erstrecket sich bis auf neun oder zehen Jahre; daher ist auch ihr Geschlecht nicht sonderlich zahlreich.

Der Boback in Pohlen, und der Jebraschka aus Siberien **) sind zwei Gattungen von dem Murmelthier; der Boback ist fast eben so groß, wie das Alpenmurmelthier; der Jebraschka aber ist viel kleiner.

Zur Classe des Pohlnischen und Siberischen Murmelthiers kann man auch noch das Straßburgische Murmelthier rechnen, so man auf eine uneigentliche Art den Cricet genennet hat, so wie der Hamster oder Cricet wovon zu Ende des Artikels von der Ratze gehandelt

*) Man findet in der etwas langen aber sehr schönen Fabel des la Fontaine Lib. X. Fab. I. von den zwei Ratzen, dem Fuchs und dem Ey, zwei Beispiele von einem so sinnreichen Fuhrwerk, könnte man aber nicht wohl glauben, daß der König von dem la Fontaine, redet, die Beschreibung ihrer Kriegskunst der Thiere, die der Fabeldichter die Geschwisterkinder des Fuchses (germains du Renard) nennet, ein wenig übertrieben habe, und daß alles dieses prächtige Blendwerk im Grund nichts anders als ein Murmelthier seye, welches Heu in sein Lager führet?

**) Die Siberier nennen das wirkliche Murmelthier, oder das Alpenmurmelthier so man auch in ihren Gebirgen findet, Surok

handelt worden, gleichfals uneigentlicher Weiße das Straßburgische Murmelthier genennet worden.

Der Nordliche Theil in der neuen Welt bringt auch zwei Gattungen von Murmelthieren hervor, den Mouax oder Souffleur *) und den Cavia.

Der Bär. Vrsus.

Die Natur scheinet von dem Menschen in verschiedenen Thieren einen Entwurf zu machen haben wollen; sie hat dem Affen ein wenig von des Menschen Gestalt und Beweglichkeit verliehen, dem Elephanten und dem Bieber hat sie etwas von seinem Fleiß und ich wollte beinahe sagen, von seinem Verstand mitgetheilet; der Muth und Adel des Menschen ist dem Löwen zu Theil geworden, und der Bär hat die runde und angenehme Gestalt der menschlichen Glieder erhalten.

Wie angenehm ist die Gestalt eines Bärens, wird man mir vielleicht einwenden, und wenn es auch der allerbestens geleckte **) von seiner Art ist? Ich gestehe gerne, daß der Bär uns in seinem dicken und zotigen Haar nicht anders als wie ein dicker und roher Klumpen vorkommt, wenn man aber einem Bären das Haar abgeschoren hat, so hat er recht viele Aehn-

*) Es hat daher diesen Namen, weil dieses Thier, wenn es iemand siehet anfängt die Erde aufzuscharren und mit aller Gewalt zu blasen.

**) Es ist ein Irrthum wenn man glaubet daß der Bär seine Jungen lecke, um sie geschmeidiger zu machen, und ihnen eine Gestalt zu geben; da sie doch wie alle andere Thiere, ihre Gestalt blos durch das Wachsthum und die Entwicklung ihrer Theile erhalten.

lichkeit mit dem Menschen, so wohl in seinen Umzeichnungen, als in den Krümmungen der Glieder, der Lage und Gestalt der Brüste ꝛc.

Inzwischen hat der Bär von dieser plumpen Aehnlichkeit mit dem Menschen keinen andern Vortheil, als daß er auf eine sehr ungeschickte Art einige natürliche menschliche Bewegungen nachmachet, und z. E. mit den Fäusten schläget, und auf den hintern Pfoten stehet.

„ Der Bär ist nicht allein wild, sondern auch „ einsiedlerisch, sagt Herr Buffon, die Entfernung „ von aller Gesellschaft ist ein natürlicher Trieb bei ihm; „ er ziehet sich aus den Gegenden zuruck, wo Menschen „ hinkommen, und befindet sich nirgends recht wohl, „ als an den Oertern wo noch die alte Natur herrschet. „ Eine alte Höhle in unersteiglichen Felsen, eine Grot„ te welche die Zeit in dem Stamm eines alten Baums „ mitten in einem dicken Wald gebildet hat, machen „ seine Wohnung aus; hier nimmt er ganz einsam sei„ nen Aufenthalt, und bringt daselbst einen Theil des „ Winters ohne Nahrungsmittel zu, und ohne daß „ er in verschiedenen Wochen heraus gehet. Er ist „ inzwischen nicht erstarret, noch ohne Empfindung „ wie der Siebenschläfer und das Murmelthier. Da „ er natürlicher Weise fett, und dieses gegen das En„ de des Herbstes, das ist, gegen die Zeit, da er in „ seine Höhle gehet, in einem ausserordentlichen Grad „ ist, so macht dieser Ueberfluß der Feiste, daß er sei„ ne Fasten hält, und nicht aus seinem Loche gehet, „ als bis er ausgehungert ist, welches, wie man sa„ get, ohngefähr nach vierzig Tagen geschehen solle.

Aus dieser tiefen Einsamkeit und langen Fasten ist nothwendig zu schliessen, daß der Bär eine traurige

ge Lebensart führet, wenn er seinen Zustand bemerken kann, und dieses ist wohl möglich, indem er nichts weniger als dumm und unempfindlich ist. Er hat scharfe Sinnen, besonders ist sein Geruch und Gefühl sehr fein. Er läst sich ziehen und abrichten, man gewöhnet ihn, den Schall der Instrumenten zu hören, und auf eine plumpe Art nach dem Tact zu tanzen.

Man muß den Landbär von dem weissen Bär (l'Ours blanc,) T. III. den man auch den Bär des Eismeeres nennet (Ours de la Mer glaciale) unterscheiden. Die Landbären theilen sich wieder in zwo Gattungen, die in Ansehung ihrer Neigung und Gewohnheiten, noch mehr als durch ihre Farbe von einander verschieden sind. Die erste Gattung ist der braune Bär, dieser ist wild, gefräßig, und grausam; er hält sich vorzüglich in den Alpen auf; die andere ist schwarz.*) Diese Bären sind nur blos wild, und lassen sich nicht zwingen Fleisch zu fressen. Den schwarzen Bären findet man nur in kalten Ländern, aber der braune ist allenthalben, in kalten, gemäßigten und warmen Ländern anzutreffen. Alle beide Gattungen entfernen sich von stark bevölkerten Ländern. Der braune männliche Bär frißt seine Jungen, wenn er sie in Abwesenheit ihrer Mutter erhaschen kann. Die Bärinen bringen auf iedem Wurf eines bis fünf Junge, niemals aber mehr.

Der Bär bereitet sich mit vieler Kunst und Geschicklichkeit, eine Art einer Hütte, die er mit einem Dach überziehet, wodurch kein Wasser dringen kann.

*) Es giebt unter den Landbären auch weisse Bären, in sehr kalten Ländern, sie haben aber blos diese einzige Aehnlichkeit mit den Seebären.

Unten an dem Fuß hat der Bär Warzen, die mit einem weissen und milchigen Saft angefüllet sind, den er ausziehet, wenn er an seinen Tazen sauget; und dieses ist auch fast dem ganzen Winter durch, so lang er in seiner Höhle eingeschlossen bleibet, seine einzige Beschäftigung.

Der Bieber. Fiber.

Der Elephant, der Hund, der Bieber, und der Affe, sind nach dem Urtheil des neuern Aristoteles diejenigen vier Thiere, die in der Scharfsinnigkeit und dem Verstand dem Menschen am nähesten kommen.

Die Bieber errichten in den Landen wo sie frei sind, wol beherrschte Republiken, denn sie werden von den billigsten Gesezen regieret, die am besten vermögend sind, allen Arten der Misbräuche vorzubeugen, und die Untergebenen wahrhaftig glüklich zu machen; diese Geseze beziehen sich auf ein beständig anhaltendes und gemeinschäftliches Arbeiten, auf eine solche untergeordnete Unterwürfigkeit, vermög welcher fast alle einzelne Glieder einander gleich sind, oder wenigstens nur diejenigen einen Vorzug haben, die Stärke und Geschicklichkeit besizen, zwo Eigenschaften die einig und allein in allen Gesellschaften mit Recht den Vorzug verdienen, weil sie allein auch den mehresten und wahresten Nuzen verschaffen.

La Fontaine hat diesen schönen Theil der Geschichte der Bieber nach seiner vortreflichen Dichterischen Gabe folgendermassen geschildert.

Ils conſtruiſent des travaux
Qui des torrens groſſis arrêtent le ravage.
Et font communiquer l'un et l'autre rivage.
L'edifice réſiſte et dure en ſon entier.
Apres un lit de bois, eſt un lit de mortier.
Chaque Caſtor agit, commune en eſt la tâche;
Le vieux y fait marcher le jeune ſans relâche;
Maint maitre d'oeuvre y court et tient haut le bâton.
La Republique de Platon
Ne ſeroit rien que l'apprentie
De cette famille amphibie.

L. X. Fab. I.

Sie führen Werker auf, denen die heftigſten Plazregen keinen Schaden thun können. Sie hängen die beiden Ufer mit Brüken zuſammen. Das Gebäud widerſtehet aller Gewalt, und bleibt unverlezt ſtehen, und iſt ſo künſtlich eingerichtet, daß immer wechſelsweiß eine Schicht Holz und eine Schicht Kalk aufeinander geſezet ſind. Ein ieder Bieber muß mit arbeiten, und es iſt ihnen allen gleiches Tagwerk auferleget; der Alte treibt den Jungen unaufhörlich an, und mancher Bauaufſeher lauft mit aufgehobenen Stock hinzu. Selbſt die Platoniſche Republik würde noch von dieſer Amphibiſchen Familie lernen können.

Vernunft und Freiheit führen bei der Vereinigung der Bieber den Vorſiz, und ſie ſind beide nöthig, um die Art der Policey welche ſie beobachten, feſt zu ſezen. Nichts beweiſet beſſer, daß die Geſellſchaft der

Bieber bei weitem nicht so gezwungen, und so Maschinenmässig ist, wie der Bienen, der Ameisen ꝛc. ihre, als die Einsamkeit und Unthätigkeit in welcher sie in zu stark bevölkerten Landen, in solchen Orten die der Mensch allein mit Ausschluß aller anderer Geschöpfe besizen will, leben; sie geben sich daselbst gar nicht die Mühe, eine Arbeit nur anzufangen, die durch den geringsten wunderlichen Einfall dieses Tyrannens unvermeidlich zerstöhret werden würde. Sie hinterlassen dem Menschen einen etwas schwarzen stinkenden Saft, *) wovon sie zu wissen scheinen, daß er zur Heilung einiger Krankheiten die er sich selber zugezogen hat, guten Gebrauch machen kann, und suchen darauf solche Ufer zu erlangen, wohin sich seine Herrschaft noch nicht erstrecket hat. In kurzer Zeit werden sie vielleicht dergleichen nirgend mehr finden, und man bemerket schon, daß sich einige Arten einsamer Bieber vermehren, die wie der Dachs leben, und schon seit einigen Zeugungen einer Gesellschaft entsaget haben, die unaufhörlich von dem Menschen gestöhret wird, und folglich weniger Annuth mehr für sie haben kann.

Der Bieber ist ein abstechendes Geschlecht, eine sehr kenntliche Schattirung zwischen den vierfüßigen Thieren und den Fischen. Er ist kurz, untersezt, er ist nicht länger als drei Schuh, und wiegt funfzig bis sechzig Pfund, sein Schwanz ist glatt, oval, und schuppigt. An den hintern Füßen hat er Floßen, und an den Vorderfüßen hat er abgetheilte Zehen. Das Fleisch der vordern Theile bis an die Nieren hat die

nemlichen

*) Dieser Saft befindet sich in einem unweit den Hoden hervorstehenden Säkchen. Wenn ein Biber von den Jägern verfolgt wird, so soll er dieses Säkchen wider einen Stein druken, und dadurch den darinn befindlichen Saft heraus preissen.

nemlichen Eigenschaften und eben den Geschmack wie das Fleisch der Thiere so auf dem Land leben; das von den Schenkeln und dem Schwanz hingegen, hat den Geruch, Geschmack und alle Eigenschaften des Fisches.

Die Bieber versammlen sich im Monat Junius und Julius, in dieser Zeit bauen sie, und sezen sich vor der üblen Witterung in Sicherheit; es kommen ihrer öfters zwei bis drei hundert von unterschiedlichen Gegenden her zu einem gemeinschäftlichen Sammelplaz zusammen.

Sie bauen mit Pfählen, die sie fällen, schneiden und in das Wasser schleppen, einen Damm oder aufgeworfene Erhöhung, der vermögend ist, den heftigsten Bewegungen des reißensten Flußes zu widerstehen; auf diesem festen Damm, bauen sie Hütten, deren Einrichtung ein Meisterstück ist. Man sollte fast sagen, daß ein ieder Bieber ein tiefsinniger Meßkünstler, und ein wiziger Bauverständiger wäre. Man findet bisweilen zwanzig oder fünf und zwanzig dergleichen Hütten auf einem einigen Damm, die alle miteinander zusammen hängen. Beinahe sollte man auf die Gedanken gerathen, als ob die Bieber eine Sprache unter sich hätten, da sie ein aus so vielen besondern Umständen zusammgesezтes Werk vollbringen.

Sie nähren sich ordentlich von frischer Rinde und zarten Holz. Wenn sie Jäger oder andere Raubthiere bemerken, so warnen sie sich einander durch einen Schlag, den sie mit dem Schwanz auf das Wasser thun, und welcher weit umher durch alle Wohnungen erschallet.

Die Weibchen tragen drei oder vier Monat lang, und werfen gegen das Ende des Winters, und zwar iedesmal zwei oder drei Junge.

Zum

Zum Ungiück für die Bieber schäzen wir ihre Pelze sehr hoch, es giebt deren schwarze und weiße, es ist nicht genug, daß sie uns, wie ich schon erwähnet habe, ihren riechenden Saft hinterlassen, sondern wir wollen ihre ganze Beute bekommen, und es fällt ihnen schwer uns zu entwischen.

Die Wilden kleiden sich in die Bieberfelle, und tragen selbige im Winter so daß sie die Haare einwärts wenden, und im Frühling schicken sie uns diese Häute, die man den Abgang ihrer Kleiderkammer nennen kann; da selbige aber den Schweiß der Wilden eingesogen haben, so kann man sich ihrer nur zu der gröbsten Arbeit bedienen: man nennet sie fette Bieber. (Castor gras.)

„ Wenn die Jäger die Bieberhütten zerstöhren,
„ und viele dieser Thiere fangen, so stellt sich die alsdann zu schwache Gesellschaft, sagt Herr Buffon
„ nicht wieder her. Die kleine Anzahl derer welche
„ dem Tod oder der Gefangenschaft entgangen sind,
„ zerstreuet sich, sie werden flüchtig; ihr durch die
„ Furcht unterdrücktes Genie entdeckt sich nicht weiter; sie graben sich selbst und ihr ganzes Talent in
„ eine Erdhöhle ein, und beschäftigen sich nur mit den
„ dringendsten Bedürfnißen, oder blos den Fähigkeiten die ein iedes für sich hat, und verliehren ohne
„ Hofnung die gesellschaftlichen Eigenschaften die wir
„ erst an ihnen bewundert haben. „

Es giebt Bieber in Languedoc, auf den Inseln der Rhone, und man findet ihrer eine noch grössere Menge in den Nordischen Europäischen Provinzen; weil aber alle diese Gegenden zu häufig von Menschen bewohnet werden, so leben die Bieber daselbst, wie fast alle andere Thiere einsam und in der Flucht. Man

hat

hat dergleichen merkwürdige Biebergesellschaften hauptsächlich in America gefunden. In dem leztern Jahrhundert hat man auch in Norwegen Bieber angetroffen die sich ihre Hütten gebauet haben.

Herr von Buffon hat die Eigenschaft dieser Thiere an einem lebendigen Bieber beobachtet, den er ein Jahr lang erhalten, und der ihm aus Canada zugesandt worden. „Es ist, sagt er, ein ziemlich sanftmüthiges, ruhiges, zahmes, aber etwas trauriges „ ia so gar klagendes Thier, ohne heftige Leidenschaften, ohne starke Begierden, das sich nur wenige „ Bewegungen machet, um keiner Sache willen sich „ viel Mühe giebt, inzwischen aber sich einzig und „ allein mit dem Verlangen nach der Freyheit beschäftiget, von Zeit zu Zeit die Thüren seines Gefängnißes benaget, aber ohne Wuth; im übrigen ist es „ ziemlich gleichgültig, beweiset für niemand sondere „ Liebe, sucht nicht zu schaden, und auch nicht sonderlich zu gefallen.„

Der Löwe. Leo.

Wie groß waren die Römer nicht noch, auch zu der Zeit da sie bereits schon Sclaven der Asiatischen Ueppigkeit waren? Sie scheinen dazumal selbst noch größer als iemals zu seyn, und nur die Weltweißen entdeckten mitten durch den Pracht der Regierung des Augustus, daß die Größe des alten Roms unter dem eiteln Glanz womit sie sich zu verbergen suchte, nach und nach ins Abnehmen käme. Man muß aber gleichwohl gestehen, daß auch noch in den auszehrenden Ueberresten der Größe Roms, der Beherrscherin der ganzen Welt, sich eine würkliche Größe zeigte. Der

Schau-

Schauplaz des Marcellus, der Circus und die übrigen prächtigen Denkmale dieser Zeit durchdringen uns mit einer billigen Bewunderung, erheben unsern Geist, und lehren uns, wie weit wir noch von den Römern, auch selbst zu der Zeit, da sie ihrem gänzlichen Verfall schon nahe waren, entfernet sind. Ein Kampfplaz, dessen weiten Umfang das Aug kaum übersehen konnte, und der auf allen Seiten mit bequemen Galerien umgeben ware, die mehr als zweimal hundert tausend Zuschauer fassen konnten, war das Feld eines zwar etwas wilden Ruhms, der inzwischen aber doch einen starken Eindruck machte. Man sahe daselbst Ringer und Fechter, die bald miteinander selbst kämpften, bald wider die fürchterlichsten Thiere stritten, und dadurch zeigten, wie weit es der Muth und die Stärke bringen könne, wenn solche von Geschicklichkeit und Unerschrockenheit begleitet sind. Es zeigten sich leichte und prächtige Wägen, mit stolzen flüchtigen Pferden bespannet, die über den Staub wegflogen und durch die reißende Geschwindigkeit ihrer Bewegung die Achse auf denen sie ruheten, entzündeten. Und an andern Wägen, die Maiestätisch von Tiegern und Löwen gezogen wurden, erkannte man ein Vorbild, wie alle Kräften der Natur dem Menschen unterworfen waren.

Diese gezähmten Löwen die so gelehrig wie unsere geringsten Hausthiere gemacht worden, waren keine Löwen aus den Dörfern in Indien und der Barbarei, die den Umgang der Menschen seit vielen Zeugungen gewohnt sind, und ihr angebohrnes wildes Wesen verlohren haben, sondern es waren solche unerschrockene und würhige Löwen, die keine andern Orte als die heissen Wüsten in Africa und Asien kannten, und weil sie daselbst niemals einen Feind gefunden der

ihnen widerstehen hätte können, unzähmbar zu seyn schienen.

Der Löw ist der König unter den Thieren, begnügt sich mit der Herrschaft die ihm seine Stärke über diese zueignet, und pfleget solche niemals zu mißbrauchen, worinnen er viel billiger als der Mensch ist. Seine Gefräßigkeit endiget sich iederzeit so bald seine Bedürfnisse befriediget sind; er ist nicht so begierig nach Niederlagen wie der Tieger und der Wolf. Man pflegt bisweilen von einem Tyrannen, der dem Lauf seiner Grausamkeiten und Unbilligkeiten eine Zeitlang Einhalt thut, im Sprichwort zu sagen; daß sein Schlaf ein Löwen-Schlaf seye. Allein dieser Ausdruck ist nicht richtig, die Ruhe eines Tyrannen, der Uebel ohne Noth stiftet, muß man nicht mit dem Erwachen des Löwen, sondern mit dem Erwachen des Tiegers vergleichen.

Der Löw hat eine edle, grosmüthige, empfindliche und stolze Seele. Alles kündiget bei ihm diese Eigenschaften an. Sie sind in seiner Gestalt, in seinen Augen und in seinem Ansehen abgemalet. Er ist der lebhaftesten Erkenntlichkeit fähig, wie man tausend Beweise davon hat, vergisset aber auch keine Beleidigung. Wenn er ein wenig gezähmet ist, so kann man ihn durch Liebkosungen gewinnen und zuthätig machen, aber er läst sich nicht zur Unzeit plagen. So vielen Schreken er, wenn er zornig ist erregen kann, so viel Zutrauen flösset er ein, wenn er gelassen ist,*) im Zorn werden seine Augen feurig, er beweget die Haut seines Gesichtes und seiner Stirne, ziehet seine Musculn zusammen,

*) Wenn er gelassen und ruhig ist, so bemerket man an ihm einen steifen und kühnen Blik, der aber auch etwas sanftes zugleich zeigt.

sammen, und sträubet sein Haar. *) Der Elephant, das Rhinoceros, das Kameel ꝛc. lassen eben so wenig mit sich spielen, nur kleine Thiere haben so geringe Leidenschaften, daß man an ihnen bemerket, wie sie ohne einen zulänglichen Grund fast zu gleicher Zeit aufgebracht und beruhiget werden, schmeicheln und beissen.

Das Geschlecht des Löwens ist nicht sehr zahlreich, und hat, seitdem wir haben siegen, und die List mit den Waffen und unserer Stärke vereinigen lernen, eine beträchtliche Abnahm erlitten.

Einige alte Naturkundige und Aristoteles selbst, haben geglaubet, daß die Löwin nur zwei Brüste hätte; sie hat deren aber vier, und bringt bei iedem Wurf einige Junge, und also fällt auch die schöne Antwort weg, die ihr der Pater Desbillon von der Gesellschaft Jesu in den Mund leget. „ Eine sehr fruchtbare Mutter„ saue, die stolz über ihre Fruchtbarkeit war, sagte „ zur Löwin, es wäre mir sehr verdrüßlich, wenn ich „ wie du iedesmal nicht mehr als ein einiges Junges „ zur Welt brächte. Ich kann zwar nicht läugnen, „ antwortete die Löwin, daß ich nur ein einiges Jun„ges auf einmal zur Welt bringe, hingegen ist es ein „ Löw.

Die Löwin wirft im Frühjahr, und ist zu der Zeit da sie ihre Jungen hat, am allerfürchterlichsten.

Die Lebensdauer des Löwens erstrecket sich ohngefähr auf fünf und zwanzig Jahr. In den Wäldern nähret er sich von Gazellen und Affen; er iaget nicht bei

der

*) Die Löwin hat weder die prächtige Mähne, noch das schreckliche Ansehen des Löwens, und ist fast um ein Viertel kleiner als der Löw; dieser ist von der Schnauze bis zum Schwanz etwas mehr als fünf Schuh lang.

der Nacht, und erwartet sie lieber, als er sie verfol-
get. Er ist eben so behend als stark. Wenn er eine
gute Mahlzeit eingenommen, so kann er drei Tage lang
davon leben. Er kann funfzehen bis zwanzig Pfund
Fleisch auf einmal fressen; er trinkt allemal so oft er
Wasser findet, man sollte fast glauben, daß ein anhal-
tendes Fieber sein Blut in Hize bringe. *) Er wird oft
von einer Art eines Luchsen begleitet, **) den man des-
wegen auch den Wegweiser oder Vorsorger des Löwen
genennet; sein Brüllen ist fürchterlich, und sein ordent-
licher Laut ist es nicht weniger.

Er brüllet hauptsächlich wenn man ihn verfolget.
Man iaget ihn mit grossen Hunden, zu deren Unterstü-
zung aber allezeit Leute zu Pferd in der Nähe seyn müs-
sen. Auch müssen die Hunde und selbst die Pferde vor-
her zu diesem Kampf geübet werden, indem fast alle
Thiere, so bald sie die Witterung des Löwen haben,
erzittern und fliehen.

*) Diese Wirkung entstehet ohne Zweifel von dem Ueberfluß der Lebensgeister, der Stärke und des Muths, kurz von der Grösse seiner Seele. Daher kommt es auch vermuthlich, daß alle Kriegshelden, und solche Personen die sich der Ehre widmen, und sich, so gut es ihnen möglich ist, unsterblich machen wollen, oft das Löwenfieber bekommen; glücklich sind diejenigen, die anstatt wie der Löw, nur ein Fieber der Ungestümmigkeit und des Muths zu haben, das Fieber der Fähigkeit und Geschicklichkeit haben. Der Connestable du Guesclin, Conde, Turenne, der Graf von Sachsen ꝛc. hatten so wohl dieses als jenes. Die erhabensten Schriftsteller zu allen Zeiten haben wenigstens das leste Fieber gehabt, und dieses führet sicherer und durch einen angenehmern Weg zur Unsterblichkeit. Homer, Virgil, Lucan, Tasso, und Herr von Voltaire hatten dieses Fieber, da sie die Götter und Helden feierlich besungen.

**) Der eigentliche Name dieses Luchses heist Caracal.

Es giebt in Peru ein Thier welches die Europäer in uneigentlichem Verstand einen Löwen genennet haben; Herr de la Condamine der solches gesehen hat, ist überzeuget, daß es kein Löw seye.

Der Tieger. Tigris.

und die

andern Thiere von diesem Geschlecht.

Nachdem Gott der Welt den ersten Stoß gegeben, so pflanzet sich die Bewegung darinn beständig fort, *) nichts ist auf der Welt leer **) noch unnüzlich. Die Sonne befruchtet die Erde, sie entwickelt die Salze welche solche in sich enthält, und die Pflanzen saugen durch ihre Wurzeln diese ersten Grundtheile ihres Lebens und Wachsthums, und sie empfangen noch über dieses durch ihre Stengel, Zweige und Blätter die wohlthätigen Dünste des Regens und des Taues. Und also ernähren die Erde, die Hize, und die Feuchtigkeit, iedes ihres Theils unzähliche Insecten, viele vierfüssi-

ge

*) Dieser Ausspruch könnte nach der Strenge übel ausgeleget werden. Man könnte vermuthen, ich glaubte, daß alle erschaffene Wesen dem Ohngefähr überlassen wären. Ein verdienter Mann hat mir diesen Einwurf bereits gemacht, und ich habe ihm deswegen gedanket, und versichert, daß dieß meine Gedanken gar nicht sind, was ich in dieser Stelle zu sagen scheine, und daß übrigens noch viele Beweisse in diesem Werk von meiner Ehrfurcht gegen die Vorsicht vorkommen, die ich niemals verkennen, und allezeit anbeten werde.

**) Man verstehet hier nicht den leeren Raum im strengsten Verstand, dann wenn dergleichen nicht vorhanden wäre, so würde kein Körper, und auch die Luft selbst nicht elastisch seyn können, und folglich alle Art der Bewegung unmöglich seyn.

ge Thiere, eine grosse Menge von Vögeln, und einige Fische.

Die Fleischfräßigen Thiere und die Raubvögel fressen die friedfertigen Thiere, die nur von den Erdfrüchten leben, und diese zerstöhrerischen Thiere geben der Erde selbst, wenn sie der Tod der Massa aller Wesen übergiebet, und wenn sich ihre innerliche Organisation auflößet, durch die Auflößung ihrer Bestandtheile wiederum neue Salze, welche Pflanzen hervor bringen. — — Wie vortreflich und bewunderns-würdig ist nicht dieser Umlauf selbst in den blutigen Auftritten die er unsern Blicken zeiget? Ein Wolf frißt ein Pferd, ein Füllen welches dieses Pferd gezeuget hat überlebt seinen Vater; der Wolf stirbt, und dünget durch seinen Tod die Wiese, wo das Füllen graßet, und ernähret folglich dieses, das Füllen dienet vielleicht wiederum einmal dem Sohn des Wolfes zur Weyde, und so gehet es in der Folge fort. Dieses ist der Lauf der Natur. Alle Dinge werden in selbigem wechselsweiß entweder enthalten, oder enthalten wiederum andere Dinge in sich. Durch diese so einfache als schöne Mechanik wird die Jugend des ganzen Erdbodens erhalten und fortgepflanzet. — — Freylich müssen dadurch empfindliche Wesen leiden, allein es giebt keine Bewegung ohne angewandte Kräfte, und die Schmerzen der empfindlichen Wesen, sind in den Augen der Natur nichts anders als Kräften; sie sind nöthig zur Geburt, zum Hervorbrechen der Zähne, zu der grossen Veränderung der Mannbarkeit, bei dem Alter wo die Zeugungskraft aufhöret, und endlich auch bei dem Tod, wenn man anders nicht nach einem ho-

hen Alter ohne Krankheiten, ganz still verlöschet *) Dieses Gesez der Kräften oder der Schmerzen ist allgemein; eine Blume öfnet sich mit Mühe, wenn sie verwelket, so breiten sich die Staubfäden welche daraus hervorschoßen, mit Mühe aus, und sie können diesen kostbaren Staub welcher sich auf dem Stempfel oder Früchtlein des zukünftigen Saamens ausbreitet, nicht anders als durch die Heftigkeit ihres Zerreißens von sich geben; dieser Saame kann wiederum seiner Seits nicht aus seinen Hülsen hervorkommen, ohne solche gleichfals durchzubrechen. Mit den Insecten, Vögeln und Fischen hat es in den verschiedenen Zuständen die sie durchwandern müssen, gleiche Bewandniß. Es wendet nicht nur ein iedes Wesen wider sich selbst heftige Bemühungen an, sondern es findet noch überdieses unter allen Wesen eine beständige Wirkung und Gegenwirkung Statt. Wenn eine Pflanze z. E. anfängt zu keimen, so zerreißet sie den Schoß der Erde auf zwei Seiten, sie reißet selbige äusserlich auf, damit sie den wohlthätigen Einfluß des Himmels empfangen kann, und thut solches auch innerlich, um durch ihre Wurzeln die nahrhaften Säfte aufsuchen zu können. Ein Thier das sich von Früchten nähret, beißt, oder reißet auf gleiche Art das Kraut aus, das ihm zur Nahrung dienet, und ein fleischfräßiges Thier das seine Beute verfolget hat, quälet selbige und reißt sie in Stücken.

Man benehme der Natur diese Nothwendigkeit, die man einen Druck, einen Zwang, eine heftig angewandte Bemühung nennen kann, so wird alles matt und schmachtend werden, die ganze Maschine des Welt-

ge-

*) Und selbst in diesem Fall erängen sich einige leichte Zuckungen die der Schwachheit des Alten angemessen sind.

gebäudes wird nichts als nur eine träge und schlappe Bewegung haben, die sich nicht in die Länge erhalten, sondern nach und nach gar aufhören wird.

Wenn man alle Wesen in dem Verhältniß mit diesem Druck betrachtet, so siehet man erst, wie nöthig es seye, daß alles zerstöhret werde, damit sich alles wiederum erneuern und frisch aufleben könne. Die Natur welche so viele einander entgegen stehende Handlungen in einem Gleichgewicht erhält, scheinet dem Thier das ich iezo beschreiben will eine so ausserordentlich wilde Eigenschaft beigeleget zu haben, die alles Gleichgewicht aufhebet. Grausam ohne Noth, und begierig nach Fleisch und Blut stecket es seinen Kopf in die noch zitternden Eingeweide der Thiere die es frißt, und sauget ihr Blut aus. Der Tieger, ein Wort welches allein schon einem ieden lebendigen Wesen Schrecken erreget, ist in seiner Wuth unersättlich, und scheinet nur blos zu dem Ende zu leben, um Verheerungen anzustiften. Er ist ein Feind von allem was einen lebendigen Othem hat, seine Wuth läst niemals nach, und seine Mordthaten nehmen kein Ende. Die einzige Wohlthat welche dieses Ungeheuer der von seiner Gegenwart in Schrecken gesezten Welt erzeiget, bestehet darinnen, daß er in seiner Wuth seine eigenen Jungen zerreißet, und die Vermehrung seines Geschlechtes verhindert.

Dieses Thier hat mit dem Geschlecht der Kazen viele Aehnlichkeit, es hat an iedem Fuß fünf Zehen, und an iedem Kiefer sechs Schneidezähne, die Zehen sind mit Klauen versehen, und von einander abgesondert, die Klauen sind krumm, und können eingezogen und gänzlich versteckt werden; der Schwanz ist ziemlich lang.

Der wirkliche und eigentliche Tieger, welcher nur in Asien und den Mittägigen Africanischen Gegenden gefunden wird, ist nicht gesprengelt, sondern hat lange und breite zirkelförmige Streife. Diese Streife gehen über dem Rucken weg, treffen unter dem Bauch wiederum zusammen, gehen hierauf längst dem Schwanz fort, und verwandeln sich daselbst in schwarze und weiße Ringe, die immer einer um dem andern den Schwanz wechselsweiß bekleiden. Man siehet in dem Cabinet des königlichen Gartens einen Tieger mit Stroh ausgestopfet.

Der gröste unter allen Tiegern ist der welchen man den königlichen Tieger nennet, er ist ausnehmend selten, und so groß wie ein Pferd. Das Weibchen davon ist des Jahrs nur einmal trächtig, und wirft iedesmal vier oder fünf Junge.

Der Tieger ziehet die Haut seines Vorkopfes zusammen, knirschet mit den Zähnen, ergrimmet und brüllet wie der Löw, aber sein Brüllen ist unterschieden. Herr von Buffon glaubt daß man das Brüllen des Tiegers rauquer von dem lateinischen rancare, nennen könnte, wie dann seine Stimme wirklich etwas dumpfiges, hohllautendes und fürchterliches an sich hat. Die Stimme einer Kaze, welche wenn sie ihre Beute hält, murret, kann uns von dem Brüllen (rauquement) des Tiegers einen schwachen aber vielleicht ziemlich richtigen Begrif machen.

Er greifet alle Thiere selbst den Elephanten und Löwen nicht ausgenommen *) mit Wuth an; er lieget

auch

*) Er fürchtet kein Thier ausser das Rhinoceros, weil dieses ihm mit einen Stoß mit seinem Horn, in dem Augenblick da er es bei dem Kopf packen will, den Bauch aufreißen kann.

auch vielfältig in den Kämpfen, wo der Sieg auf seine Seite ausfallen sollte, unter, weil ihn die Wuth blind machet, und die Thiere welche er anfällt, dadurch viele Vortheile bekommen. Wir haben vornen in dem Artikel von dem Hirschen, ein Beispiel gesehen, wie ein Hirsch einen Tieger zu Boden geworfen.

Man findet in einigen Reißbeschreibungen, eine Beschreibung von einem Gefecht eines Tiegers gegen drei Elephanten, woraus man ersiehet, daß dieses wüthige Thier weder seine Stärke noch seine Stöße und Streiche gehörig anzuwenden weis.

„ Man hatte ein Pfahlwerk von Bambusrohren
„ hundert Fuß ohngefähr ins Gevierte aufgeführet;
„ mitten in den eingeschlossenen Plaz wurden drei Ele-
„ phanten hinein gelassen, die mit dem Tieger kämp-
„ pfen sollten. Sie trugen eine Art von einer grossen
„ Schildhaube in Form einer Masque, die den Kopf,
„ und einen Theil des Rüssels bedeckte. Man ließ den
„ zum Kampf bestimmten Tieger nicht so gleich loß,
„ sondern hielt ihn an zween Stricken fest. Da er
„ also die Freiheit nicht hatte, einen Ansprung zu thun,
„ so gab ihm der erste Elephant zween bis drei Stösse
„ mit dem Rüssel auf den Rücken. Diese Erschütte-
„ rung war so heftig, daß der Tieger davon umge-
„ worfen wurde, und einige Zeit gestrekt und ohne Be-
„ wegung liegen blieb, als wenn er tod gewesen wäre.
„ So sehr auch dieser erste Angrif seine Wuth gede-
„ müthiget hatte, so war er doch nicht so bald loßge-
„ bunden, als er ein gräßliches Geschrei erhob, und
„ auf den Rüssel des Elephanten zufahren wollte, der
„ herbei kam, um ihm neue Stösse zu geben. Allein
„ dieser zog denselben geschickt ein, und bis unter seine
„ beiden Zähne zuruck, die er dem Tieger zu gleicher

„ Zeit vorhielte, und ihn so wohl damit faßte, daß er
„ ihn hoch in die Luft schleuderte. Dies machte ihn
„ so betäubt, daß er allen Muth verlohr, sich dem
„ Elephanten zu nähern, sondern nur längst dem Pfahl-
„ werk auf und nieder lief, und bisweilen gegen die
„ Personen aufsprang, die sich in den Galerien sehen
„ liessen. Man trieb hierauf drei Elephanten gegen
„ ihn an, die ihm so gewaltige Stösse gaben, daß er
„ sich noch einmal tod stellte, und sein Heil vor ihnen
„ in der Flucht suchte, sie würden ihn ohne Zweifel
„ umgebracht haben, wenn man dem Kampf nicht ein
„ Ende gemachet hätte. *)

Es scheinet fast, als ob die Natur zu gleicher Zeit, da sie sich scheuete, den ächten Tieger zu sehr zu vermehren, weil er gar zu viele Verwüstungen anrichtet, doch wenigstens die vornehmsten Züge desselben in einigen schwächern Arten habe vereinigen wollen, weil er eines der aller schönsten Thiere auf der ganzen Welt ist.

Alle die Thiere welche dem ächten Tieger gleichen, sind kleiner als dieser, und haben keine schwarzen Circul, sondern an deren Statt schwarze Flecken.

Die Arten so dem Tieger am nähesten kommen, sind der **Panther**, (Panthère) die **Unze**, (Once) und der **Leopard**. (Leopard) Die Unze oder der kleine Panther **) hat viele Aehnlichkeit mit dem Luchs, wovon ich in kurzem handeln werde, selbst ihr Name kommt durch eine verderbte Aussprache von **Lynx** oder **Lunx** her. Der Leopard den man vor diesem mit Unrecht das Panther-

thier

*) Premier Voyage de Siam par le Pere Tachard. Paris 1686. S. 292.

**) Man muß den Panther von dem Chacal oder der Panthera unterscheiden.

thier genennet hat, ist kleiner als das Panther, und grösser als die Unze. Die lezte ist drei oder vierthalb Schuh lang.

In den benachbarten Ländern an dem Vorgebirg der guten Hofnung giebt es ein anderes Thier von diesem Geschlecht, so man den Tiegerwolf (Loup Tigre) oder Guepard nennet, welches lezte Wort von Lepard hergeleitet zu seyn scheinet. Es unterscheidet sich solches aber von dem Leopard, dem Panther, und der Unze durch eine Art einer Mähne die vier bis fünf Zoll lang ist, und an dem Hals und zwischen den Schultern dieses Thieres sich befindet. Es hat auch unter dem Bauch drei bis vier Zoll lange Haare, und der Schwanz ist viel kürzer, als bei andern Thieren dieser Art.

Der Jaguar, der Couguar, der Ocelot, und der Magag oder Pichou den man auf eine uneigentliche Art die Tiegerkaze nennet, sind in der neuen Welt eben das, was der Panther, die Unze, und der Leopard in unserm Welttheil sind. Diese Thiere sind viel kleiner und nicht so wild, als wie die von der nämlichen Art welche die Geisseln Asiens und eines Theils von Africa sind. Der Couguar hat anstatt der Flecken die man an andern Thieren von diesem Geschlecht findet, nur ganz leichte schwarze Zeichnungen auf einem rothen Grund.

Der Luchs oder Hirschwolf (Loup-Cervier, Lupus Cervarius) hat seinen Namen davon, weil sein Geschrei dem Geheul eines Wolfens gleichet, und weil er mit solchen Flecken bezeichnet ist, wie sie die iungen Hirsche haben, die noch ihre sogenannte Livree haben. Man hat mit dem Luchs einige andere ihm ähnliche Thiere vermenget. Man trift ihn in dem Nordischen

Theil von Europa und in Canada an; der Luchs aus Canada aber ist kleiner als der unserige. Man nennet ihn auch die Hirschkaze (Chat-Cervier) weil er die mehresten Eigenschaften und Gewohnheiten der Kaz an sich hat. Es ist selbiger ein sehr schönes Thier. T. III. weil seine Augen sehr feurig sind, so hat solches Gelegenheit gegeben, von ihm zu glauben, als ob er durch dichte Körper sehe. Und diese wunderbare Eigenschaft war nicht genug, man hat auch noch über dieses geglaubet, daß sein Harn, wenn er solchen von sich liese, zu einem kostbaren Stein würde. (Lapis Lyncurius)

Der Caracal scheinet der Art nach dem Luchs am allernächsten zu kommen. Sie haben beide einerlei besondere Eigenschaft, die man sonst bei keinem andern Thier bemerket, nämlich an der Spize der Ohren haben sie einen Pinsel von schwarzen Haaren. Den Caracal kann man zahm machen, wenn er jung gefangen wird, und er läst sich zur Jagd abrichten. Der Name des Wegweisers oder Versorgers des Löwens den man ihm gegeben hat, kommt ihm nicht zu, dann er ist vielmehr ein Sclav des Löwens, er begleitet ihn auf der Jagd, und nähret sich von dem was der Löw übrig lässet. Ich habe nicht nöthig zu erinnern, daß er in einem viel heissern Himmelsstrich als der Luchs seinen Aufenthalt hat, wenn ich sage, daß man ihn in allen den Orten findet, wo man Löwen antrift.

Zu dem Luchs und Caracal kann man den Serval, oder die Tiegerkaze rechnen, welche die Einwohner in Malabar Marapute nennen. Sie ist etwas grösser als die wilde Kaze. Sie springt mit einer Behendigkeit von einem Baum zu dem andern um Vögel zu erhaschen, und begiebt sich fast niemals auf die Erde

de. In dem Königlichen Thierhaus war eine solche Tiegerkaze. Die Herren Mitglieder der Academie der Wissenschaften haben sie unter dem Namen der Pardelkaze (Chat-Pard) beschrieben.

Die Hyäne welche Aristoteles Hyaena, und bisweilen Glanus nennet, gleichet dem Tiegergeschlecht nur in der ausserordentlichen Gefräßigkeit, an den Augen, und der Art wie sie ihren Kopf träget, übrigens aber hat sie mehr Aehnlichkeit mit dem Wolf. Diese Aehnlichkeit hat ohne Zweifel verursachet, daß man den Wehrwolf, welcher vor einigen Jahren in dem Land Gevaudan so viele Verwüstungen angerichtet, für eine Hyäne gehalten.

Die Hyäne hat diese besondere Eigenschaft an sich, daß sie an iedem Fuß nur vier Zehen hat, die mit scharfen Klauen bewafnet sind, mit welchen sie die lebendigen Thiere anpacket, und die Erde aufscharret, um tode Körper heraus zu reißen. Der Todengeruch ist ihr am allerangenehmsten, und sie hält sich nirgend lieber als bei Grabstädten auf, dann sie ziehet das Menschenfleisch allem andern Fleisch vor: eine tiefe Einsamkeit, und Mordthaten machen ihr ganzes Vergnügen aus, und daher sind tausend Fabeln bei den Alten entstanden, die so abgeschmack als erschrecklich waren, dann der Mensch suchet dasienige was ihm Kummer verursachen, oder Schrecken einflößen kann, iederzeit zu übertreiben: man hat zu allen Zeiten solchen Göttern die man selbst für grausam hielte, Gelübde gethan, und grausame Opfer gebracht, aber sehr selten ist man bedacht gewesen, dem wolthätigen Gott der Fruchtbarkeit mit Vertrauen und Ausschüttung des Herzens Früchte und andere ähnliche Producten zu

opfern

opfern. Diesem Grundsaz gemäß hat man dem Pferd, dem Ochsen, oder dem Hirschen niemals wunderbare Eigenschaften zugeschrieben; aber der Tieger, der vermeintliche und erdichtete Sphinx, der Luchs, und hauptsächlich die Hyäna thaten unbegreifliche Wunder; die lezte bezauberte besonders die Schäferinnen, machte, daß sie den Schäfern nachliefen, (es war gut, daß sie bisweilen diesen Vorwand hatten, ihre Schwachheiten zu entschuldigen) — — und was andere dergleichen Träumereyen mehr waren, welche Plinius ganz ernstlich erzählet, und Herr von Buffon mit der verdienten Verachtung behandelt hat.

Die Zibethkatze, das Zibetthier *) und die Genistkatze. Geneta, Gineta.

Diese Thiere haben noch etwas von den Eigenschaften des Geschlechts der Tieger an sich, sie sind die lezte Schattirung derselben. Sie haben nebst der Gefräßigkeit, Behendigkeit, Mannichfarbigkeit und dem langen Schwanz der Tiegerthiere **) den länglichen Körper, und die listige, verstohlne, und schleichende diebische Art der Hausmarder und Katzen. Sie tragen den Schwanz nicht in der Höhe, sondern sie lassen ihn nachschweifen, und strecken den Kopf lang aus, wenn sie gehen.

Fast

*) Man benennet im lateinischen diese beiden Thiere mit einerlei Namen: Felis Zibethi oder Animal Zibethi.

**) Ich verstehe unter den Tiegerthieren nicht nur die so eine gefleckte Haut haben, sondern auch alle die welche den Tiegern in andern Eigenschaften gleich kommen. Mit einem Wort, alle die, welche ich von dem Panther an bis hieher beschrieben habe.

Fast alle Naturbeschreiber haben die Zibetkatze (Civette) und das Zibetthier (Zibeth) miteinander vermengt, und für einerlei Thiere gehalten. Herr von Buffon hat diesen Fehler abermals berichtiget, wobei er aber auch zugleich gestehet, daß man sich in diesem Stück hat sehr leicht betrügen können, weil diese Thiere nur auf eine sehr unmerkliche Art von einander unterschieden sind.

Sie lassen sich leicht zahm machen, nnd sind in unterschiedlichen Orten in Africa und Asien beinahe Hausthiere; kalte Gegenden sind ihnen nicht anständig; doch können sie auch daselbst leben, und so gar noch ferner fort den wohlriechenden Saft von sich geben, welcher an dem untern Theil ihres Körpers aus einem kleinen Säckchen so sie unter dem Hintern haben, träufelt; aber vermehren können sie sich nirgend ausser in ihrem Vaterland, wenigstens hat man es an andern Orten noch nirgend so weit bringen können, daß man Junge von ihnen erhalten hätte.

Die Zibethkatze wird in Guinea Kastor genennet, einige Gelehrte haben sie die Zibethkatze (Chat-Civette) die Muscuskatze (Chat-Musque) und noch uneigentlicher das Muscusthier (Annimal du Musc) genennet.

Man findet zwischen der Genistkatze (Genette,) der Zibethkatze, und dem Zibeththier fast keinen andern Unterschied, als den welcher von der Himmelsgegend entspringet. Die Genistkatze hat ihren Aufenthalt in Spanien, und der Europäischen Türkey, und daher kommt es, daß sie kleiner, zahmer, und nicht so grausam wie die Zibethkatze ist; der Saft den sie von sich giebt, hat auch keinen so starken Geruch wie

der

der von der Ziebethkatze, welches gleichfals eine Wirkung des Einflußes der Himmelsgegend ist. Man nennet sie die Constantinopolitanische Katze (Chat de Constantinopel) die Spanische Katze (Chat d'Espagne) und die Genistkatze (Chat Genette) ob sie gleich ausser der Behendigkeit und Beugsamkeit ihres Körpers, und der Art zu lauern, mit der Katz keine Aehnlichkeit hat.

Man findet in Spanien viele Gegenden die mit Geniester besezet sind, und es giebt daselbst so zu reden, ganze Wälder davon. Daher man auch Spanische Pferde von einer gewissen Art Genets nennet, weil die Stuttereyen öfters aussen mit diesen Stauden besezet sind, und Herr von Buffon schließet mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß der Name Genette vielleicht daher entstanden ist, weil sich dieses Thier gerne in die Geniesterstauden verbirget.

Die Fossana die man auch die Genette von Madagascar nennet, ist wiederum von einer andern Art als diese, und ich werde sie in dem Artikel von der Mangouste beschreiben.

Der Ondatra, der Desmann, und der Pilori. *)

Nachdem wir die wohlriechenden Marder beschrieben haben, so leitet uns die natürliche Ordnung an, nunmehro von denienigen Razen zu handeln, die gleichfals einen guten Geruch von sich geben. Der Ondatra und der Pilori wird in dem Nordlichen Theil von America

*) Man kann diese drei Thiere mit dem gemeinen Namen der Biesamrazen (Mus muschiferus, Rat musqué) bezeichnen.

America angetroffen; und zwar findet man den ersten in Canada und den leztern in Martinique: der Desmann ist aber in Lappland und Moscau zu Haus. Dieses sind die einigen Nordischen Thiere welche eine wohlriechende Substanz von sich geben, und man wird ausser ihnen schlechterdings keine in kalten Himmelsgegenden finden, welche diese Eigenschaft an sich hätten. Den Bieber darf man nicht hieher rechnen, weil der Geruch, den selbiger von sich giebt, nicht angenehm ist.

Man bemerket an dem Ondatra, daß er alle Manieren und Gewohnheiten des Biebers an sich hat. Dieser Raz ist ohngefähr so groß wie ein Kaninichen; er lebet dem Winter über mit mehreren Familien in bequemen Wohnungen, die er sich selbst bauet, in Gesellschaft; im Frühjahr begattet er sich, und streifet so lange die schöne Zeit währet, mit seinem Weibchen umher. Er giebt durch die Gänge, die auf die Zeugungswerkzeuge zugehen, einen milchigen und riechenden Saft von sich, der uns lieblich, den Canadensern aber widrig vorkommt. Daher nennen sie dieses Thier den Stinkrazen. (Rat puant.)

Ein besonderer merkwürdiger Umstand von diesem Thier ist dieser, daß dem Männchen, wenn es läufisch wird, die Hoden und die kleinen Säckchen oder Behältnisse, worinn sich der wohlriechende Saft befindet, ganz ausserordentlich aufschwellen. Bei dem Weibchen bemerket man gleichfals diese Veränderung, und wenn ihre Brunstzeit vorbei ist, so ziehen sich ihre Zeugungstheile, und die Bisamsäckchen wiederum ein, vertrocknen, und verliehren sich, bis zur Brunstzeit des folgenden Jahres, wie die Milch der Fische. Es geschehen bei diesen Thieren fast eben so, wie bei den Wasserrazen, Campagnols und Maulwürfen jährliche Ver-

wandlungen und Veränderungen. Ein Mensch der diesen Umstand nur mit gemeinen Augen betrachtet, würde nichts sonderliches daraus schliessen, sondern ihn blos für ein Ohngefähres Spiel der Natur (caprice) halten, allein die Natur thut nichts ohne Grund, und ein grosser Geist, welcher der Natur genau nachfolget und selbige uns erkläret, trägt seine Gedanken von dieser Begebenheit folgendergestalt vor:

„ Dieses sind Schattirungen, durch welche die „ Natur Wesen, die uns am weitesten von einander entfernet zu seyn dünken, *) insgeheim näher zusammen „ bringt; hier sind die seltenen Beispiele, die einzelnen Gegenfälle (instances) die man niemals aus den „ Augen verliehren muß, weil sie mit dem allgemeinen „ Systeme von der Organisation der Geschöpfe zusammen hangen, und die entferntesten Endpuncte desselben wiederum vereinigen.

Der Desman und der Pilori sind noch nicht sonderlich bekannt, und die Wahrnehmungen und Beschreibungen so wir von diesen Thieren haben, müssen wir dem Herrn Sarrassin Königlichen Medico zu Quebek und Correspondenten der Academie der Wissenschaften verdanken.

Die Mouffettes.

Unter diesem Namen, der Analogisch von dem Mouffette einer Art eines unterirrdischen Dunstes der den Othem benimmt, hergeleitet ist, verstehet man vier Thiere, welche durch den Hintern einen so gräßlichen Gestank von sich geben, den kein einiges Thier vertragen kann, so daß diese Thiere blos mit diesem einzigen Vertheidi-

*) Wie z. E. die Vierfüssigen Thiere von den Fischen.

theidigungsgewehr, sich iederzeit vor aller Gefahr sicher sezen können. Sie gleichen ihrer Art nach den Hausmardern ein wenig, und sind die Gegenfüßler von der Zibeth- und Genistkaze.

Die vier Arten der Mouffetten sind: der Coase, der Chinche, der Compate, und der Zorille; die Reisenden haben sie Stinkthiere (Puans) oder Teufelskinder (Enfans du Diable) genennet. Die drei leztern haben sehr schöne Schwänze; der Compate, und der Zorille sind mit schönen weisen Streifen gezeichnet.

Die neue Welt ist allein mit dem abscheulichen Mouffetenbisam versehen. Die Chinchen und Zorillen findet man in den heissesten Americanischen Gegenden, und den Coase und Conepate trift man in der gemässigten Himmelsgegend von Neuspanien, Louisiana ꝛc. an. Es giebt auch eine Art von Hauscoasen, die keinen Gestank haben.

Das stinkende Thier aus Louisiana, von welchem ich in dem Artikul von dem Dachs geredet habe, ist eine Mouffette.

Der Elephant. Elephas.

Une Sultane de renom
Son chien, son chat, et sa guenon;
Son perroquet, sa vieille, et toute sa maison,
S'en alloit en pelerinage.

Eine berühmte Sultanin, ihr Hund, ihre Kaze, ihr Affe, ihr Papagey, ihre Alte, und ihr ganzer Staat giengen miteinander auf die Wanderschaft.

Dieser ganze Hofstaat wurde von einem prächtigen Elephanten getragen, den man allenthalben wo er durch kame, mit Erstaunen betrachtete, und nicht genugsam bewundern konnte. Unter den Zuschauern befande sich eine Raze, die nicht umhin konnte, gleichfalls einige Blicke auf dieses hochadeliche Thier (à la bête de haut parage) zu werfen.

Mais il s'etonnoit que les gens
Fussent touchés de voir cette pesante masse:
Comme si d'occuper ou plus ou moins de place,
Nous rendoit, disoit il, plus ou moins importans.

Sie verwunderte sich aber, daß die Leute über den Anblick dieser schweren Massa so sehr in Erstaunen geriethen, sollte dann wohl, sagte sie, der Umstand da wir weniger oder mehr Plaz einnehmen, uns einen höhern oder geringern Werth beylegen?

Es ist bekannt, wie theuer der Raze dieses zu stehen gekommen, und daß eine Kaze die auf sie lauerte, ihr in einem Augenblick begreiflich machte, daß eine Raze kein Elephant seye.

Lui fit voir en moins d'un instant
Qu'un Rat n'est pas un Elephant.
L. VIII. Fab. XV.

Allein la Fontaine mag hier sagen was er will, so ist doch alles in der Natur gut, *) sie liebet alles was sie hervorgebracht hat, in gleichem Grad, das geringste Thier ist in ihren Augen so schäzbar wie das allergrösseste

*) Wenn ich hier sage, daß alles gut seye, so ist solches nur blos von dem allgemeinen Umfang und Zusammenhang der Wesen zu verstehen.

grösseste, und sie sind beide vollkommen, weil ein iedes nach seiner Art alle Vollkommenheit besizet, deren es nur immer fähig ist: man muß aber auch zugestehen, daß die grössesten Thiere besser organisiret sind, mehr gute Eigenschaften, und mehrere Stuffenweiß verschiedene Arten als die kleinen haben, wie sie dann noch über dieses den Vortheil der Stärke besizen, ein sehr schäzbarer Vortheil wenn er nicht gemisbrauchet wird.

An dem äusserlichen Bau des Elephanten Tab. IV. bemerket man keine einige ihm vortheilhafte Eigenschaft. Die Beine sind steif, und gleichen fast Pfeilern, am Ende haben sie runde Füsse, er hat einen grossen Kopf, kleine Augen, und grosse halb herunter hängende Ohren, die ihm ein sehr unförmliches Ansehen geben. Seine übrige Kleidung ist eben so schlecht als die Gestalt seines Kopfes; seine Haut ist sehr dick, und ganz runzlicht, und nur hie und da mit einigen wenigen Haaren besezet, die mehresten Haare hat er an einem Theil des Rüßels, an den Augenwimpern, und an dem Schwanz welcher ganz damit bedecket ist.

Was ihm aber an der Anmuth der Gestalt fehlet, indem kein Thier durchaus in allen Stücken vollkommen ist, das wird desto reichlicher durch seine Stärke, Geschwindigkeit, Herzhaftigkeit, Klugheit und Empfindbarkeit *) ersezet. Er ist geduldig und gelehrig, er liebet den Menschen; er bekommt hauptsächlich

*) In den Reisbeschreibungen findet man viele weitläufige Erzählungen von der Feinheit, dem Verstand und der Empfindbarkeit des zahmen Elephanten; Tavernier versichert uns z. E. daß in den ungeheuren Ställen des Großmogels die iungen Elephanten bei der Tageshize mit grossen Fächern die Luft abkühlen müssen, und daß sie dem Staatselephanten diesen Dienst mit vieler Ehrerbiethung erzeigen.

die stärkste Zuneigung zu ihm aus Erkenntlichkeit, wenn er wohl von dem Menschen gehalten wird, so wendet er willig und gerne alle seine Gaben, und er hat deren viele, zu seinen Diensten an. Der Verlust seines Herrns machet ihn untröstbar, und er zehret vor Kummer aus, er erfodert aber auch eine Art einer Hochachtung, und man muß ihm zum Ruhm nachsagen, daß er solche verdienet. Man würde sich seiner völligen Wuth blos stellen, wenn man ihn zur Unzeit spotten wollte. Ich glaube, daß ihm die Dummheit verhast seye, und daß er einen seichten Kopf bei dem ersten Anblick erkennen, und seiner bei Gelegenheit nicht schonen würde. Man erzählet von dem Elephanten, der zur Zeit Ludwigs XIV. in der Menagerie zu Versailles sturbe, daß er es gleich verstunde, wenn man seiner spotten wollte, und sich bei Gelegenheit deswegen rächete. Ein Maler wollte ihn in einer ausserordentlichen Stellung abzeichnen, die darinn bestand, daß er den Rüßel in die Höhe, und das Maul offen halten sollte. Um ihn in dieser Positur zu erhalten, warf ihm der Bediente des Malers, Obst in den Rachen, und machte öfters nur zum Schein die Bewegung dazu. Endlich entrüstete sich der Elephant darüber, und gieng, als wenn er gewust hätte, daß das Verlangen des Malers ihn abzubilden, die Ursache dieser Unverschämtheit wäre, anstatt sich an den Diener zu machen, auf den Herrn los, blies durch seinen Rüßel einen grossen Wasserstrahl nach ihm zu, und verderbte dadurch das Papier, worauf der Maler die Zeichnung machte.

Wenn dieses Thier sehr zornig wird, welches nicht anders als aus triftigen Gründen bei ihm geschiehet, so hat man nur zwei Mittel es zu besänftigen;

entweder wirft man ihm einiges brennendes Kunstfeuer vor, dann das Feuer scheuet er, oder, welches noch sicherer ist, man bittet ihn um Gnade, welche er gerne bewilliget, wenn er Zeit hat zu sich zu kommen, dann die Grosmuth ist eine Haupteigenschaft von ihm.

Ein Mensch regierte lange Zeit einen Elephanten, der ihm auch iederzeit, so lang er nichts unbilliges von ihm foderte, willige Folge leistete; einstmalen mishandelte er ihn ohne Ursache. Das Thier wurde durch diese Begegnung aufgebracht, und brachte seinen Herrn um. Dieser Mensch hinterließ eine Frau und zwei noch iunge Söhne. Die Frau lief in der Verzweiflung zu dem Elephanten, und sagte zu ihm: Hier hast du auch meine Kinder, vollende dein Werk, und erwürge uns alle dreie. Das Klagen und Schreyen dieser unglücklichen Person rührte den Elephanten, er verabscheuete seinen begangenen Mord, und um das Geschehene so viel als möglich gut zu machen, nahm er das älteste von den beiden Kindern, hob es mit seinem Rüßel ganz sanft auf seinen Rucken, und betrachtete es von dieser Stund an für seinen Herrn, und ließ sich iederzeit von ihm leiten und führen.

Diese Züge, welche wir bis hieher geschildert haben, zeigen uns die sittliche Geschichte des Elephanten, wir wollen nunmehro auch die natürlichen Theile desselben betrachten. Ich will nur einige wenige Abmessungen von seinem Körper anzeigen, und seinen Rüßel ganz kürzlich beschreiben; ich werde zugleich dabei mit wenigem einige seiner wichtigsten Umstände anführen, und von seiner Lebensart, auf welche Weiße man ihn fängt, was für Dienste er dem Menschen leisten kann, und von dem Gebrauch seines Elfenbeins kürzlich handeln.

Man trift nirgend als in sehr heißen Himmelsgegenden in Africa und Asien, Elephanten an, die Indianischen, nemlich die aus dem Mitternächtischen Theil Asiens sind sehr groß, sie sind bis funfzehen Schuh hoch und ohngefähr eben so lang.

Ihre Beine sind zwar sehr dick, haben aber doch viele Beugsamkeit, und sie hohlen einen Menschen im Lauf sehr bald ein. Ihre Augenwimpern, sind wie bei dem Menschen, dem Affen, dem Strauß, und dem großen Geyer, mit Haaren besezet.

Aus ihrer Höhe kann man leicht urtheilen, was sie für einen erstaunlichen Umfang betragen. Derjenige den man in der königlichen Menagerie gesehen, und der sehr jung im Jahr 1668 aus dem Königreich Congo war hergebracht worden, war von einem kleinen Wuchs, inzwischen wie er sturbe, nachdem er nur dreizehen Jahr lang in der Menagerie gelebet hatte, so konnte der gelehrte Zergliederer Herr Düvernay, der ihn zergliederte, sich mit seinem ganzen Leib so lang er war, in ihn hinein begeben, und in ihm wie in einem Zimmer arbeiten.

Es läst sich nicht ganz genau bestimmen, wie viele Jahre der Elephant alt werden kann. *) Man muthmasset, daß sie wenigstens hundert und vierzig bis hundert und funfzig Jahre alt werden. Die Zeit wann sie brünstig werden, wie lang sie trächtig sind, und andere dergleichen Umstände sind eben so wenig bekannt

*) Man kann zwar wissen, wie lange die Hauselephanten des grossen Megols leben, allein die Lebensart zu der diese angehalten werden, ist von derjenigen die sie im Stand der Natur führen so verschieden, daß zu vermuthen ist, daß sie frühzeitiger sterben, als solches ausser diesem geschehen würde.

kannt, als die Dauer ihres Lebens. Wenn man hievon zuverlässige Erkundigungen einziehen wollte, so müste man einigen Elephanten sehr lang in den Wüsten nachfolgen, und sie nicht aus dem Gesicht verliehren. Einige Naturkundiger halten dafür, daß das Weib des Elephanten nur alle sieben oder acht Jahre trächtig werde.

Der Rüßel dieses Thieres ist eigentlich seine verlängerte Nase; der Elephant kann ihn, wie er will, verlängern oder verkürzen; er ist fleischig, mit vielen Nerven versehen, und läst sich auf alle Seiten wenden; das äusserste End desselben ist so breit wie das obere Theil eines Gefäßes, aus selbigem gehen einige weiche und fleischige Circul hervor, die gegen das Ende zu enger werden, und gleichsam einen hohlen Finger bilden, der Elephant kann mit Hülfe desselben die kleinsten Sachen ganz geschickt von der Erde aufheben. Eben dieser Rüßel dienet ihm auch, wenn er das Ende desselben erweitert, grosse Bunde Kräuter damit zu fressen und auszureißen, die er bis zum Maul hinauf reichet, indem er den Rüßel auf diese Seite zuruck ziehet. Er gebrauchet auch dieses wunderbare Werkzeug, diese anziehende und stoßende Pumpe, um das Wasser damit zu schöpfen das er trinken will, und dadurch auszuspeyen.

Man kann daraus ersehen, welchen Gefallen die Natur daran findet, die äusserst einander entgegen stehenden Dinge einander zu nähern, und zugleich dadurch einen Beweiß darzulegen, daß sie alles was sie hervor gebracht hat, ihrer Aufmerksamkeit in gleichem Grad würdig schäzet; sie giebt der Heuschrecke ohngefähr die äusserliche Bildung und Gestalt des Pferdes, und dem Schmetterling den Rüssel des Elephanten.

Der Elephant braucht viel Futter, er frißt täglich hundert Pfund Reiß. Man kann ihm auch Kräuter und so gar Fleisch geben. Der Elephant in der Königlichen Menagerie war nicht gar groß, und man gab ihm täglich achtzig Pfund Brod, zwölf Maaß (pintes) Wein, und zween Eymer Getränk, wo noch vier bis fünf Pfund Brod hinein kam, dasienige nicht mitgerechnet, was ihm die Personen die ihn sahen, zuwarfen. Bei dem Ende seines Lebens, welches nicht länger als ohngefähr zwanzig Jahre dauerte, war er so unbehend und schwach, daß man ihn mit Winden aufheben muste, wenn er sich geleget hatte. Die Ursache davon bestunde unstreitig darinnen, daß er nicht weit laufen, noch andere harte Leibesübungen vornehmen konnte.

Die wilden Elephanten leben von Kräutern, und Früchten, und fressen auch ziemlich grosse Zweige von den Bäumen. Sie kommen in den Monaten August und September in die Getraid- Reiß- oder Hirsen-Felder, und verwüsten und vertretten daselbst mehr Körner mit ihren Füssen, als sie zu ihrem Unterhalt verzehren. Man sucht sie so viel als möglich von den Feldern, durch grosse Feuer die man rings herum machet, abzuhalten. Sie leben manchmal sieben bis acht Tage ohne etwas zu fressen, wenn sie in ungebaute Länder kommen, oder wenn sie in angebauten Ländern an ihren Verwüstungen zu stark verhindert werden.

Dieses Thier, der Wallfisch, das Wallroß, der Strauß, ꝛc. sind gleichsam prächtige Producta, an welchen die Natur sehr viele Verschwendung zeigen wollte; allein ihr Pracht ist iederzeit mit einer klugen Sparsamkeit gemässiget. Sie hat diese grossen Thiere nicht sonderlich vermehret, und ihrer Fortpflanzung Schranken

gesezet,

gesezet, indem sie entweder lange Zwischenzeiten von einer Begattung bis zur andern angeordnet, oder die Weibchen bei iedem Wurf nur ein einiges Junges bringen lassen, oder die Jungen und Alten vielen Gefährlichkeiten ausgesezet, und ihnen viele Feinde erreget hat. Der Elephant hat den Löwen, die Schlangen, das Rhinoceros, und den Tieger zu Feinden. Der lezte ist ihm der allerfürchterlichste, indem er sich an seinen Rüssel hänget, selbigen, wenn er ihn packen kann, mit sehr schmerzhaften Verwundungen zerfleischet, und dadurch dem Elephanten in kurzer Zeit den Tod verursachet.

Der Mensch ist dem Elephanten ein eben so fürchterlicher Feind; die Wuth des Krieges, das Vergnügen der Jagd, und die Ueppigkeit und Habsucht geben ihm die Waffen wider dieses friedsame Thier in die Hände.

Kaum kann man den Erzählungen unserer Geschichtschreiber von dem gräßlichen Blutvergiessen, welches die Elephanten vor diesem in den Schlachten anrichteten, Glauben beimessen. Unser grobes Geschüz hingegen bringt es in diesem Stuck noch weiter, nur daß die Verwüstungen desselben weniger gräßlich in die Augen fallen; und diese beide verschiedenen Arten die Menschen zu vertilgen, legen uns zugleich die Verschiedenheit unserer Sitten und der Sitten unserer Voräl-tern vor Augen; wir sind zwar eben so boshaft wie iene, nur geben wir dabei keinen so grossen Schein der Grausamkeit.

Man iaget die Elephanten, entweder um sie auszurotten, oder um sie in verschlossene Orte zu bringen, und sie daselbst zu zähmen, und nach und nach unter die Sclaverei zu bringen.

Die

Die Africanischen Negern fangen sie in Gruben, die nur mit ein wenig Erde und Zweigen bedecket sind, sie töden sie mit ihren Pfeilen, und essen das Fleisch derselben, wenn es anfängt riechend oder faul zu werden.

Es ist ein falsches Vorgeben, wenn einige Reisende, oder übel berichtete und unzuverlässige Personen behaupten, daß man etliche Baumstämme zwei bis drei Schuh hoch über die Erde so weit abschneide, daß sie noch ein wenig halten, und wenn nachgehends die Elephanten kämen, um zu schlafen, selbige mit sammt den Bäumen über den Haufen fielen, da man sie sodann fienge. Man hat die Unrichtigkeit dieser Erzählung heut zu Tage klar erwiesen. Und über dieses wird ein iedes Thier, wenn es gefallen ist, wiederum, und zwar geschwind genug aufstehen können.

Die Elephanteniagd geschiehet bei den Indianischen Fürsten und hauptsächlich in dem Königreich Siam mit vieler Kunst; man stellet Elephantinnen in eine geraumige Einschließung die nur einen Eingang hat, wodurch die wilden Elephanten hinein kommen können; man gebräuchet fast ein ganzes Kriegsheer welches unterschiedliche Meilen weit im Land Lärmen machen muß, und treibet mit dem Schall der Trommel, und durch den Schein sehr vieler Feuer die man hie und da anzündet, die Elephanten bis zu dem Eingang des Thiergartens. Sie gehen diesen Weg um so viel lieber, weil sie Weibchen daselbst sehen, dann die Liebe ist bei ieder Jagd das sicherste Nez. So bald sie sich in dem Thiergarten eingeschlossen sehen, und wenn selbiger noch so geräumig ist, so erheben sie eine Art eines Gebrülles, und wenden alle Mühe an, um wiederum heraus zu kommen. Man überlässet sie

daselbst

daselbst ihrer unnüzen Wuth, und giebt ihnen fünf bis sechs Tage lang nichts zu fressen, durch dieses lange Fasten werden sie gelehrig, und so zahm, daß man sich ihnen nähern kann.

Ich habe gesagt, daß uns die Ueppigkeit und Habsucht gleichfals wider die Elephanten bewafnen, die lezte verursachet nemlich eine Begierde nach ihren Zähnen, nach diesen grossen Stücken Elfenbein die aus ihrem Rachen hervor gehen, und woraus die Hand des Künstlers tausend artige Sachen verfertiget. Man behauptet, daß die Elephanten in gewissen Landen, wo man sie nur blos ihres Elfenbeins wegen zu töden suchet, ihre Zähne selbst ausreissen, und solche dem begierigen Jäger überlassen, wenn sie glauben unterliegen zu müssen. *) Das Elfenbein giebt auch einigen Nuzen in der Arztneykunst, hauptsächlich gebrauchen es aber die Künstler. Wenn man es in einem wohl verstopften Gefäß verbrennet, so giebt es eine sehr schöne schwarze Farbe, und ie weißer es ist, desto vollkommener wird die schwarze Farbe davon.

Die Morgenländischen Fürsten bedienen sich der Elephanten auch zur Pracht, und zu lebendigen und fürchterlichen Verschanzungen ihrer Staaten. Der grosse Mogol hält fünf hundert Elephanten, die man mit reichen Zeugen bedecket, wenn er sich in seiner grösten Pracht zeigen will.

Man gebrauchet aber die zahmen Elephanten nicht nur zum Krieg, sondern sie thun auch zur Handlung und auf den Reisen Dienste. Er trägt drei tausend

und

*) Man schreibt dem Bieber eben diese List zu, welcher gleichsam wissen soll, daß ihm die Jäger den Saft den man das Bibergeil nennet (castoreum) zu nehmen suchen.

und mehr Pfund. Er läuft sehr geschwind, wenn man ihn antreibet; man bauet ihm manchmal auf seinem Rucken solche kleine hölzerne Häusser, deren im Eingang dieses Artikuls ist gedacht worden. — — Ein funfzehen Schuh hoher Elephant der mit einem zwei bis drei Stockwerk hohen Thurm beladen ist, macht freilich ein Colossisches Ansehen, doch ist es auch zugleich ein Majestätischer Anblick.

Der weisse Elephant ist eine ganz seltene besondere Art dieses Thiergeschlechtes, und man erzeiget ihm viel mehr Ehre, als man nicht wohl einem grossen Mann erzeigen würde, welcher vermögend wäre das Glück der Menschen zu vermehren, und es würde einer solchen Person noch über dieses dergleichen Ehrenbezeigung zur äussersten Beschwerniß gereichen. Ganze Indianische Nationen streiten um den Besiz desselben, und opfern in diesem schwärmerischen und eben deswegen desto grausamern Krieg das Blut vieler tausend Menschen auf. Zu Siam wird ein Elephant von dieser kostbaren Farbe von hundert Officieren bewachet, mit einem goldenen Gefäß bedienet, wenn er ausgeführet wird, so trägt man einen Thronhimmel über ihn, und er hält sich in einer prächtigen Wohnung auf, deren Decken und Tafelwerk vergoldet ist. Viele Morgenländische Könige ziehen den Titul des Besizers des weissen Elephanten allen andern Tituln vor. Es ist aber nicht zu laugnen, daß der Zustand dieses so sehr verehrten Thieres noch betrübter und gezwungener als der Stand eines Souveräns ist. Dann ein Souverän kann sich doch damit trösten, daß er Wohlthaten erzeigen, und bisweilen die Annehmlichkeiten des Privatlebens geniessen kann. Dem weissen Elephanten müssen aber alle diese ehrfurchtsvollen Thorheiten sehr be-

frem-

fremdend vorkommen, da er zugleich das Schlachtopfer derselben ist.

Man hat übrigens noch die wichtige Anmerkung bey den Elephanten zu machen, daß sie viel mehr verzehren, als sie Nuzen schaffen, und daß in den Landen, wo sie der Gegenstand eines Prachtes sind, den man mit Recht übertrieben nennen kann, das menschliche Geschlecht insgemein nicht sonderlich zahlreich und sehr unglücklich zu seyn pfleget.

Das Nasehorn. Rhinoceros.

Das Rhinoceros oder Nasehorn (Porte-corne) ist zwar nur halb so groß wie der Elephant, giebt diesem aber an der Stärke nichts nach, und es bedienet sich des Hornes welches es auf der Nase trägt, mit solchem Vortheil, daß es durch dieses einige Gewehr in den Kämpfen mit dem Elephanten fast allezeit die Oberhand behält. Der beständige Krieg welcher zwischen diesen beiden Thieren statt findet, ist viel gerechter als der, welchen Rom und Carthago miteinander führten, ungeachtet er ohngefähr auf gleichen Beweggründen beruhet. Die Republik Rom wollte alles überziehen, und allenthalben herrschen, und Carthago hatte eben so weit aussehende Absichten. Allein so sehr auch diese beiden Nebenbuhlerinnen ihre Macht ausbreiteten, so wenig vermehrten sie dadurch ihr wahres Glück; sie brachten selbigem vielmehr dadurch Schaden, indem sie sich die Unruhen, Verwirrungen und alle Gefahren die mit den Eroberungen verbunden sind, auf den Hals zogen, da hingegen der Elephant und das Nasehorn nicht

nur

nur wegen der Oberherrschaft *) sondern auch zugleich für ihren Unterhalt streiten. Ein ieder von beiden wird von einem dringenden Beweggrund angetrieben, seinen Feind bis auf den Tod zu verfolgen, da sie beide viele Lebensmittel verzehren, und in Wüsteneien sich aufhalten, wo selbige sparsam zu finden sind, und also dem Rhinoceros durch den Tod des Elephanten ein guter Theil seiner Nahrung zuwächset, in dessen Ermanglung er vielleicht Hungers sterben müste; ie mehr Elephanten es also erlegen kann, eine desto stärkere Hofnung erhält es dadurch, daß es ihm und seinem Geschlecht nicht an Unterhalt fehlen werde. Der Elephant wird von gleichem Beweggrund angetrieben, und mithin darf man sich nicht wundern, daß diese Thiere allenthalben wo sie zusammen treffen, einander so wüthig anfallen. Es ist auch zum gemeinen Besten am nüzlichsten, daß von zwei Thieren die so ausserordentlich

viel

*) Ihr Streit ist zwar gerecht und billig, allein es ist den Göttern nicht so viel daran gelegen, wie sich der hochmüthige Elephant des la Fontaine einbildet (Lib. XII. Fab. XXI.) welcher, da er in dem Augenblick als er mit einem Nasehorn kämpfen wollte, den Affen des Jupiters auf die Erde kommen sahe, glaubte, daß selbiger zu dem Ende abgeordnet wäre, um sie beide in der Güte auseinander zu sezen. Allein er verlohr seinen Stolz, als ihm Meister Gilgen, so hieße der Affe, ganz kaltsinnig antwortetete:

— — — On ne s'entretient guere
De semblables sujets dans nos vastes lambris.
— — — — — —
— — — Et parmi nous que venez vous donc faire?
Partager un brin d'herbe entre quelques Fourmis.

In unsern weitläuftigen Wohnungen unterhält man sich wohl nicht mit dergleichen geringen Sachen.

— — — Und was habt ihr dann anjezo in unsern Augen gethan? Einen Grashalm unter einigen Ameisen ausgetheilet.

viel verzehren, dasienige welches am wenigsten frißt, mehrentheils die Oberhand behält; denn der Tod eines Nasehorns verschaffet dem Elephanten nur einen halben Theil seines Unterhalts, da hingegen durch den Tod eines Elephanten zwei Nasehörnern genugsame Lebensmittel zu ihrem Unterhalt zufallen. Die Natur hat für die gemeinen Thiere keine solche pünctliche Aufmerksamkeit getragen, die so gar der allgemeinen Ordnung entgegen lauft; vermög welcher die grösten Thiere iederzeit die stärksten seyn sollen, sie hat z. E. nicht gewollt, daß die Kaz den Wolf oder den Fuchs überwinde, sie hat aber dergleichen Thieren, die dem Anschein nach keine einige andere Art zu fürchten haben, solche Feinde erreget, die viel schwächer als sie sind, und durch welche sie öfters den Lauf ihres Lebens endigen, und folglich auch ihre Fortpflanzung und starken Aufgang beschliessen, wodurch viele andere Geschlechter Hunger leiden müsten. So wird das Crocodill durch den Ychnevmon oder Mangouste, der nicht grösser wie ein Raze ist, der Wallfisch durch den gemeinen, und grönländischen Schwertfisch, die nicht grösser als zehen oder zwölf Schuh lang sind, und der Elephant von dem Rhinoceros vertilget. Einige Naturkundige haben an diesem lezten Umstand zweifeln wollen, allein durch die Erfahrung welche man in dem Kampfplaz zu Lisabonne im Jahr 1515. davon gehabt, ist diese Sache ausser allen Zweifel gesezet worden.

Das Nasehorn ist grau braun, in der Höhe hält es sechs bis sieben Schuh, und in der Länge von der Schnauze an bis zum Hintern, hat es ohngefähr zwölf Schuhe, und der Umfang desselben ist seiner Länge gleich. Seine Haut ist noch dicker als des Elephanten seine, und viel schlapper, und wirft oben an dem

Kopf, an dem Hals, auf dem Rucken, an dem Kreuz und den Beinen unterschiedliche grosse Falten; und vermittelst dieser Falten giebt sie auch den verschiedenen Bewegungen des Thieres leicht nach.

Einige Reisende die weder eine richtige Vorstellungskraft, noch hinlänglichen Verstand haben, und die Natur iederzeit nur unter geringen Verhältnissen und Aehnlichkeiten betrachten, haben an einem Fisch einen Bischof in Bischöflicher Kleidung, und an einem andern einen Mönch in langem Rock zu bemerken geglaubet. Dergleichen Reissende oder Naturkenner haben dem Nasehorn nach ihrem Wiz den Beinamen des Indischen Mönches (Moine des Indes) gegeben, weil sie die Falte dieses Thieres hinter seinem Kopf für eine Mönchskappe angesehen haben.

Man sagt, daß sich in den Falten der Haut des Nasehorns Insecten von aller Art einnisteln und sich darinnen stark vermehren; und es sollen sich so gar kleine Schlangen darinnen befinden. — — Es sind demnach alle dieienigen zahmen Haus-Nasehörner glücklich daran, deren ihre Herren Sorge tragen, sie von diesen Gewürmen zu reinigen, und selbige mit Strohwischen abreiben, und in reinlichen Ställen halten. — — Wie man denn überhaupts nicht laugnen kann, daß die wilden Thiere, durch alle dergleichen Beschwernisse, und den Hunger und Durst den sie oft erdulden müssen, das Glück sich in Freiheit zu befinden, vielfältig theuer genug bezahlen müssen.

Wenn das Nasehorn etwas fassen will, um es zu fressen, so strecket es die Haut seiner untern Lefze aus, beuget sie innerlich zusammen und bildet zu äusserst damit einen Adlersschnabel. An seinem Horn ist nichts beson-

besonders merkwürdig als die ausserordentliche Härte desselben; es ist solches drei bis vier Schuh lang, spizig, und etwas ruckwärts gebogen; das Nasehorn hat an dem ganzen Leib, ausser am Kopf und unter dem Bauch nicht, Schwielen, die fast den Knöpfen an Kleidern gleichen. Vieleicht befinden sich in diesen Schwielen kleine nervigte Warzen, ungeachtet sich solche zwar insgemein nur an den zartesten Theilen eines Thieres befinden, und diese Warzen können wohl verursachen, daß dieses Thier der ausserordentlichen Dicke seiner Haut ungeachtet, bei dem geringsten Stockschlag empfindlich ist; es hat nirgend einige Haare ausser an dem Schwanz und an den Ohren.

Ich habe in den Kupferstichen die zu Ende dieses Bandes angehänget sind, die Abzeichnung des Nasehorns nicht abstechen lassen, weil ich glaube, daß selbiges ohnehin schon in ganz Europa allenthalben bekannt ist, wo man im Jahr 1748. und einige Jahre nachher ein Nasehorn herum führte. Man bewunderte am mehresten an diesem Thier, daß es einem seiner Hüter das Gesicht leckte, ohne ihn im mindesten zu beschädigen. Dieses Nasehorn kam aus Asien,*) wo sie eine sehr gelinde Zunge haben, denn der Africanischen Nasehörner ihre Zunge ist rauher als die stärkste Feile.

Das Geschrei des Nasehorns gleichet ohngefähr dem Brüllen eines engbrüstigen Ochsens. Es scheinet sein Wachsthum in funfzehn Jahren zu erhalten, woraus man urtheilen kann, daß es ohngefähr hundert Jahre lang lebe. Das Weibchen von dem Nasehorn träget vierzehen bis funfzehen Monate lang, und bringe

*) Man hatte es aus dem Königreich Ava gebracht, welches einen Theil von Japan ausmachet.

nur ein Junges. Man versichert, daß das Nasehorn des Tages bis sechzig Meilen zuruck legen kann, und es ist solches in Ansehung seiner ausserordentlichen Grösse und Einrichtung seines Baues der schwer zu seyn scheinet, fast unglaublich; man muß aber bedenken, daß die Stärke der Musculn, und die Leichtigkeit ihrer Bewegung den Lauf eines Thieres viel besser befördern kann, ohne selbiges abzumatten, als solches durch die Leichtigkeit allein, ohne damit verbunde Stärke geschehen könnte.

Man fängt das Nasehorn fast eben so wie den Elephanten, und locket es entweder in einen Thiergarten, oder leget ihm eine Falle über eine breite Grube. Es hat einen äusserst subtilen Geruch und ein feines Gehör. Es stürmet und bricht alles nieder, was ihm im Wege stehet, es reisset mit seinem Horn die grösten Bäume samt ihren Wurzeln aus; und die Anwendung aller dieser Stärke fällt diesem Thier bey weitem nicht so beschwerlich, als wenn es sich wenden soll, weil die Wirbelbeine im Rückgrad bei demselben gar zu dick sind, und sich schwer bewegen. Man kann der Wuth eines Nasehorns nicht besser ausweichen, als wenn man viele Wendungen machet, wozu selbiges nicht geschickt ist; ausser diesem sind seine Augen so gebildet, daß es nur gerade vor sich hin siehet, und so bald man sich also rechts oder links gewendet hat, so muß es still stehen, um zu sehen, welchen Weg man genommen hat.

In Aethiopien soll es zahme Nasehörner geben. Man leitet sie wie die Elephanten, und sie leisten ohngefähr die nämlichen Dienste, wie diese.

Das Horn von diesem Thier stund bei den Römern, da sie sich der Asiatischen Ueppigkeit ergeben hatten,

ten, in grossem Werth. Die Weiber, welche sie in den Bädern bedienten, brachten ihnen Gefäße daselbst hin, die aus dem Horn des Nasehorns verfertiget, mit den schönsten eingegrabenen Figuren ausgezieret, und mit den wohlriechensten Specereyen angefüllet waren, die sie über die Badenden ausschütteten. Die Römischen Damen bedienten sich dieser Gelegenheit vorzüglich, die Macht ihrer Reizungen zu vermehren.

Die Indianischen Mohren halten das Fleisch des Nasehorns für sehr niedlich, und bedienen sich desselben zur Speisse; das von alten Nasehörnern ist aber sehr hart, und zähe.

Man hat das Nasehorn in uneigentlichem Verstand, den Aethiopischen Stier, oder Ochsen, (Taureau, ou Boeuf d'Ethiopie) oder das vierfüssige Einhorn (Monoceros quadrupede) genennet; man nennet auch den gehörnten Indianischen Raben, (Corbeau cornu des Indes) das Rhinoceros.

Der Tapir, oder Anta.

Dieses ist das gröste Thier in der neuen Welt, es hat fast die Größe eines Mauleſels, und die Americaner betrachten es mit eben dem Erstaunen wie wir den Elephanten, das Rhinoceros oder Nasehorn, das Flußpferd, das Kameel, und den Kameel-Pardel (Giraphe) betrachten, ein neuer Beweiß daß alles nur einen Verhältniß gemäßen Werth hat. Es erhellet aber aus der geringen Größe dieses Thieres welches die Einwohner in Westindien für einen Colossum ansehen, noch diese anderweitige Wahrheit, daß die Natur in dieser neuen Welt viel schwächer und weniger

wirksam als bei uns in der alten Welt seye. Sie zeiget sich daselbst so wohl in der Grundanlage als in der Gestalt und Bildung schwächer, wie man hievon die Beweiße an allen Thieren die sie daselbst hervor bringet, und besonders an dem Tapir ersehen kann. Er hat zu seiner ganzen Schuzwehr wider die dringensten Gefahren, nichts als die Geschwindigkeit und eine sehr harte Haut; er hat keine Hörner, und fast keinen Schwanz. Er hat zwanzig Schneidezähne wie die fleischfräßigen Thiere, und frißt weder Fleisch noch Fische; ungeachtet es ihm wenig Mühe kostete Fische zu fangen, da er die Hälfte seines Lebens im Wasser zubringet. Man findet ihn in Brasilien, in Paraguai, im Amazonenlande, und in dem ganzen südlichen America; einige Reißende nennen ihn Danta oder Anta. Sein wahrer Name aber in Brasilien heist Tapira oder Tapir.

Er suchet zu Nachts die Wurzeln und Pflanzen, wovon er sich nähret; er ist ausserordentlich furchtsam, und gehet oft Heerdenweiß. An dem Kopf gleichet er dem Nasehorn ein wenig, und an dem übrigen Theil seines Leibes dem Elephanten. Herr de la Condamine hat eine Abzeichnung von diesem Thier aus America mitgebracht, und solche dem Herrn von Buffon mitgetheilet.

Das Kameel, Camelus, und der Dromedar, Camelus-Dromas.

Diese beiden Thiere sind so wenig von einander unterschieden, daß ich sie hier in einen Artikel zusammgezogen habe.

Sie

Sie dienen dem Menschen schon viele Jahrhunderte lang willig und muthig; Mahomet hatte sie in seiner Jugend gehütet, und sie waren in Mesopotamien und Chaldea schon viele Jahrhunderte lang vor ihm bekannt. Denn Abraham zählte unter den gründlichen und wesentlichen Reichthümern seines Hauses eine grosse Anzahl dieser Thiere.

Der ganze Unterschied zwischen dem Dromedar und dem Kameel bestehet darinnen, daß der erstere nur einen Buckel oder Hocker und das leztere zwei hat. Der Dromedar ist auch ein wenig grösser und nicht so stark wie das Kameel, er läuft aber geschwinder, wie solches schon sein griechischer Name Dromos, welches den Lauf oder die Geschwindigkeit anzeiget, zu erkennen giebet, man könnte ihn folglich auch das laufende Kameel (Chameau coureur) nennen. Es begatten sich übrigens diese beiden Thiere miteinander, und bringen durch ihre gegenseitigen Begattungen (croisemens) drei bis vier Blendlingsarten hervor; die aber nur Abarten sind, die zu einem einigen Geschlecht gehören.

Herr la Fontaine hat, ungeachtet er kein großer Naturkundiger war, weil Herr von Buffon zu seiner Zeit noch nicht lebte, die Einförmigkeit des Geschlechts wohl ausgedruckt, indem er einem einigen Individuellen Thier die beiden Namen beileget, welche man zwei verschiedenen Arten desselben giebt.

Le premier qui vit un *Chameau*
S'enfuit à cet objet nouveau:
Le second approcha; le troisieme osa faire
Un Licou pour le *Dromadaire.*

Der erste Mensch welcher ein Kameel sahe, entsezte sich vor diesem neuen Anblick und flohe davon, der zweite machte sich ihm schon näher; und der dritte unterstunde sich so gar dem Dromedar eine Halfter anzulegen.

Man bemerket an dem Kameel vorzüglich folgende Eigenschaften: es hat einen sehr langen Hals, einen gespaltenen oder zweizackigten Fuß, und fünf Mägen, anstatt daß die andern wiederkauenden Thiere nur vier Mägen haben. Dieser fünfte Magen ist ein Behältniß in welches weder Speisen noch einige Verdauungssäfte gelangen können; sondern das Thier füllet selbigen mit Wasser, so oft es dessen welches findet *) und dieses erhält sich, ohne im mindesten Schaden zu leiden oder zu verderben, länger als acht Tage darinnen. Wenn dieses Thier gewiße Musculn zusamm ziehet, so lässet es dadurch das Wasser aus diesem Behältniß in den leztern Magen laufen, wenn dieser Feuchtigkeit erfodert. Es kann sich das Kameel mit Freßen so gut als mit Saufen im Vorrath versehen, und es sind oft beide Fälle bei ihm nöthig. Man lässet es durch die heißesten Wüsten reißen, und beladet es dabei so stark, daß es unter seiner Last erliegen müste, wenn man es noch über dieses mit seinen eigenen ihm nöthigen Lebensmitteln beschweren wollte.

Da das Kameel dazu bestimmet ist, unaufhörlich in Wüsten, und sandigen Gegenden zu wandern, so würde sich das Geschlecht desselben nicht haben er-

hal-

*) Es findet das Wasser, wenn es eine halbe Meile weit von einer Pfüze entfernet ist, indem es selbiges in dieser weiten Entfernung wittert, und sich von seinem Weg abwendet, und darauf zugehet.

halten können, wenn die Natur, welche ihm die Eigenschaft der Mäßigkeit verliehen, es nicht zugleich solchergestalt gebauet und eingerichtet hätte, daß es sich innerlich mit Vorrath versehen kann. Es kann nur bloß auf sandigen Boden gehen, wenn man es nöthiget, auf einem weichen und thonichen Boden zu gehen, so läuft es alle Augenblicke Gefahr mit seiner Last zu fallen, und sich den Bauch entzwei zu borsten. Wenn es nur einen ganz kurzen Weg von dieser Art machen muß, so wirft man dicke Decken oder Zeuge auf dem Weg, vermittelst welcher es ohne Gefahr fortschreiten kann.

Das Kameel kommt ursprünglich aus Arabien. Die Natur hat es für eine so dürre und unangebaute Gegend geschaffen. Man kann nicht besser von dem Geburtsort eines ieden Thieres urtheilen, als wenn man es mit dem Land, dem es zuzugehören scheinet, vergleichet; sein wahres Vaterland, sagt Herr von Buffon ist dasienige Land, womit es die mehreste Aehnlichkeit hat.

Durch den Fleiß der Menschen, hat sich das Kameel von Arabien aus wo es ursprünglich herkommt, in einige andere Asiatische und so gar auch in Africanische Theile ausgebreitet. Dieses Thier ist einer unserer ältesten Sclaven. Die ersten gesitteten Menschen befanden sich in Arabien, und sie unterwarfen sich auch so gleich zu allererst dieses nüzliche Thier, dessen ganzes Geschlecht seit undenklichen Zeiten dem Joch unserer Sclaverei unterworfen ist. Man findet bei keinem einigen Geschichtschreiber einige Spuhren, daß man irgendwo iemals wilde Kameele angetroffen habe. Wenn es deren welche gäbe, so würden sie weder die Höcker noch die Schwielen haben, welche man an den

heutigen Kameelen bemerket. So sind sie mit den betrübten und schändlichen Kennzeichen der Dienstbarkeit bezeichnet. So bald die Kameele gebohren werden, bieget man ihnen die vier Füße, läst sie auf dem Bauch liegen, und beladt ihren Rucken so schwer als es dieses Alter erlaubet. Man wiederhohlet diese beschwerliche Uebung öfters, und läst sie öfters einige Tage nacheinander beladen liegen. Diese Bürden welche man ihnen auf den Leib leget, sind, wenn sie auch noch so leicht sind, in einem so zarten Alter schon hinlänglich, den Umlauf des Blutes und der Feuchtigkeiten längst dem Rucken zu zwängen, und dadurch solche Verstopfungen zu verursachen, woher die Schwielen, die sie unten am Hals und bisweilen auf dem Kreuz haben, entstehen. Man hat sie mit Fleiß so zu verunstalten gesuchet, damit ihre Ladung fester bleibet und weniger wanket. So machet man auch aus ihrem Rucken eine Sänfte. Man könnte wahrscheinlicher Weiße auch durch andere Mittel von diesen Thieren den nemlichen Nuzen ziehen, ohne sie so viel leiden zu lassen, und ihre schöne Leibesgestalt so sehr zu verderben, allein man pflegt sich deswegen nicht gerne Mühe zu geben. Die Schwielen und Knollen welche sie an den Knien und unter dem Bauch haben, sind gleichfals schmerzliche Kennzeichen ihrer Sclaverei. Aus allem diesem läst sich der Schluß ziehen, daß die Kameele in Arabien so unglücklich wie in Europa die Pferde sind, und das will vieles sagen; doch giebt es wenigstens bei uns noch viele Pferde die gut gehalten werden, da man hingegen kein einiges Kameel findet, dessen Leben nicht äusserst mühseelig und beschwerlich wäre.

Der Dromedar, den man im Jahr 1752 zu Paris zeigte, war, wie man sagte, nur vierzehen Jahre alt, von der Erde an bis an das Ruckgrad sechs Schuh hoch, die Höcker nicht mitgerechnet, und von dem Ende der Lefzen an bis zum Hintern zehen Schuh lang. Man sahe an dem äussersten Ende seiner Schnauze vier Nasenlöcher, wovon die beiden obersten, die grösser als die andern waren, mit einem eisernen Ring durchbohret waren, woran man das Thier führte, fürwahr ein grausames Mittel, welches wir bei keinem unserer Lastthiere gebrauchen; wir ersehen aber daraus, daß es noch grausamere Völker giebt als wir sind.

Das Kameel hat große und weit offen stehende Augen, die Stirne ist mit einem wollenartigen Busch begleitet, der übrige Theil des Leibes ist mit fahlen Haaren bedecket, die Ohren sind kurz, der Hals ist sehr lang und bildet einen unförmlichen und ungestalten *) Bogen, der aber mit einer sehr schönen Mähne gezieret ist. Ein besonders merkwürdiger Umstand an diesem Thier ist, daß selbiges eine sehr dünne, und zugleich ziemlich lange Ruthe hat, worinnen es dem Schwein gleich kommt, und daß es selbige vorwarts und ruckwarts bewegen kann, welches diesem Thier allein eigen ist. Wenn es seinen Urin laufen läst, so darf man ihm nicht zu nahe kommen, wenn man nicht davon will begoßen werden. Einige Naturbeschreiber haben vorgegeben, daß das Kameel sein Weibchen mit zugewandten Hintern begatte; und dem Anschein nach

*) An statt daß die Beugung des Halses des Kameels, wie der Hals eines schönen Pferdes, den obern Theil eines S vorstellen sollte, so gleichet solcher vielmehr, wie bei einem Pferd, das, wie man saget, einen Winkelhacken machet, einem vollkommenen S.

nach könnte solches wohl möglich seyn; allein man hat beobachtet, daß die Begattung eben so wie bei andern Thieren geschiehet, ausser daß sich das Weibchen niederhucket, um sich von dem Mannkameele bedecken zu lassen. Sie bringt nur ein Junges, ist ohngefähr ein Jahr lang trächtig, und wird nicht eher als erst nach Verlauf eines Jahres wiederum hizig.

Die Brunstzeit ist in der Mitte des Jeners, und dauret zwei bis drei Monate. Alsdann gähnet und brüllet das Kameel sehr oft, die Spize des Kopfes ist beständig voller Schweiß, und aus dem Maul gehen ihm eine oder zwei rothe Blasen, die so groß wie Schweinsblasen sind *) hervor; es ist ganz wüthig und schonet seines Herrn nicht, wenn es von ihm mishandelt worden; es erinnert sich in diesem Zustand einig und allein der ihm zugefügten Beleidigungen, da es doch ausser diesem das ganze Jahr durch so sanft und geduldig wie ein Schaaf ist, verliehret den Appetit, wird mager, es fällt ihm das Haar aus **) seine Höcker werden blau, und sizen ein, kurz, die Brunstzeit ist dem Kameel ein eben so betrübter Zeitpunct wie dem Hirschen, nnd zwar noch um so viel mehr, da das Kameel noch über dieses zugleich alle Uebel der Sclaverei mit ertragen muß.

Das Kameel ist stark und geduldig, zwei Eigenschaften die ihm höchst nöthig sind, und ohne welche es äusserst unglücklich seyn würde. Die Harmonie der

Instru-

*) Diesen Umstand bezeugen nicht alle Reisende, und er scheinet nicht sonderlich wahrscheinlich.

**) Man pfleget solches sorgfältig zu sammeln, man machet Hüte davon, man spinnet es auch, um Zeuge daraus zu verfertigen, und es wird dessen sehr viel nach Marseille gebracht.

Instrumente, vor allem aber die Stimme des Menschen ist diesem Thier so reizend, daß es durch einen Gesang so sehr aufgemuntert wird, daß es die mühsamsten Beschwerniße willig erträget. Weder Peitsche noch Sporn beschleinigen seinen Schritt, wenn aber der Kameeltreiber ein munteres und lustiges Lied singet, so fängt so gleich so wohl sein Kameel als die andern die ihm folgen, an, in einen Schritt zu fallen, der dem Tact dieses Liedchens gemäß ist.

Das Kameelweibchen welches man im Jahr 1752 zu Paris zeigte, war an sein Männchen so stark gewöhnet, daß es das kläglichste Geschrei, welches die härtesten Herzen erweichen muste, anstimmte, wenn man es nur einen Augenblick lang von ihm trennte; diese ausserordentlich starke Liebe hatte es wahrscheinlicher Weise zum trächtig werden tüchtig gemachet, ungeachtet es noch sehr iung, beständig eingeschloßen, und in eine ihm gar nicht anständige Himmelsgegend versezet worden war: Es brachte in dem engen und angesteckten Stall worinn man es hielte, ein Junges, welches aber nur drei Tage lang lebte. — — Konnte wohl ein Kameel das zu Paris geworfen worden war, länger leben? In dieser unruhigen Stadt haben die Thiere so wohl als die Menschen so wenig Raum, man verkaufet daselbst die Luft um so theuren Preiß, und diese ist so sehr vertheilt, und folglich so ungesund. — — In Rom wurden die Thiere, welche aus dem Asiatischen und Africanischen Wüsten kamen, in geraumige Einschließungen eingenommen, wo sie fast wiederum ihr Vaterland zu erkennen glaubten, nur mit dem Unterschied, daß sie in diesen neuen Freystädten, die Natur viel schöner und anmuthiger, und einen reichlichern Ueberfluß an Lebensmitteln daselbst fanden.

den. — — Allein die Römer wusten bei allen Gelegenheiten ihre Größe zu zeigen.

Die Dromedare oder Africanischen Laufkameele sollen in einem Tag sechzig Meilen weit laufen können, wenn nur die Kameeltreiber welche sie führen, sich einander ablösen, und diesen Thieren solche Gesänge den ganzen Weg durch vorsingen, die ihnen gefallen.

Das Kameel oder der Dromedar, dann man muß sich erinnern daß dieses einerlei Thier ist, ist zum Zug eben so gut als zum Beladen zu gebrauchen, man spannet sie an die Staatswägen, die einigen so in dem Vaterland des Kameels zu finden sind. Man hat nicht nöthig es zu striegeln, man darf es nur mit einem kleinen Stock sanft schlagen, so fällt der Staub, der ihm auf dem Leib liegt, von selbsten ab. Man trocknet den Mist dieses Thieres und zündet ihn mit Brenngläsern an, um die Lebensmittel so man mit sich führet, in den Wüsten zu kochen. Seine Nahrung bestehet in Heu, Stroh, Gerste, und Haber. Es kann täglich fünf und zwanzig bis dreisig Pfund fressen.

Man wird selten an einem Araber Flechten, die Krätze oder einen Aussaz bemerken, man glaubt, daß die Kameelmilch, die einen Theil ihrer Nahrung ausmachet, selbige vor diesen und vielen andern Krankheiten bewahre. Sie ist Harntreibend und reiniget zugleich das Geblüt.

In America ist dieses Thier nicht zu finden, man müste denn den Lama*) und den Pacos, welches Arten von grossen Peruanischen Schaafen sind, die dem Kameel ein wenig gleichen, für kleine Kameele halten.

Der

*) Herr von Bomar nennet dieses Thier Glama.

Der Büffel. Buffelus und der Bubal, Bubalus.

Man verstehet unter dem Büffel eine Art Ochsen die in Indien und Africa so wohl zahm als wild gefunden, in Europa und besonders in Italien aber zu den zahmen Thieren gerechnet wird. Dieses Thier scheinet den Alten unbekannt gewesen zu seyn.

Die vorzüglichsten verschiedenen Arten des Ochsens belaufen sich nach des Herrn von Buffons Abtheilung auf drei Haupt-Gattungen, wovon die erste sich wiederum in vier Untergattungen abtheilet.

1.) Der gemeine zahme Ochs; nach diesem muß man den **Urus** oder **Aurochs** ordnen, welches das nämliche Thier, aber wild und in seinem natürlichen Zustand betrachtet ist; der **Bison** der Lateiner, welcher von dem Auerochs wenig unterschieden ist; der **Bonasus** des Aristoteles ist einerlei Thier mit dem Bison der Lateiner; der **Americanische Bison** welcher von den **Europäischen Bison** herzustammen scheinet; und der **kleine Ochs** des Belon den wir **Zebu** nennen. 2) Der Bubalus der Griechen und der Römer, welchen die Herren der Academie der Wissenschaften unter dem Namen der Barbarischen Kuh beschrieben haben, und den wir Bubal nennen. 3) Der Büffel.

Der Büffel ist ein wenig grösser als der Ochs, seine Haare sind schwarz und kurz, an dem Leib hat er ihrer nicht viele, und an dem Schwanz gar keine, seine Haut ist sehr dick, wenn sie aber von dem Weisgerber gearbeitet wird, so wird sie weich und wollig. Man findet dieses Thier in Asien, Griechenland, Egypten, Deutschland, und in Italien; es giebt mehr zahme

als wilde Büffel. Man zähmet sie auf eine eben so grausame Art wie die Kameele, und führet sie wie diese an einem eisernen Ring, der ihnen durch die Nase gehet. Wenn man den Büffel zu sehr überladet, so fällt er nieder, und stehet nicht eher wiederum auf, als bis man ihm seine Last erleichtert hat, und also ist ihm wenigstens diese Halsstarrigkeit nüzlich.

Er springt gerne in das Wasser, und hält sich öfters lange Zeit darinnen auf, wie solches alle grosse Thiere von dem Mittägigen Himmelsstrich zu thun pflegen. Wenn diese Thiere aber keine sonderlich dicke Haut haben, so werden sie von Blutegeln und andern Wasserinsecten heftig gestochen.

Die Hottentotten bedienen sich der Büffel wie die Indianer der Elephanten; sie richten diese Ochsen ab, ihre Heerden zu hüten, selbige wider Fremde, und die wilden Thiere zu vertheidigen, an den Streitigkeiten ihrer Herren Theil zu nehmen, ihrer Stimme zu gehorchen, und so gar ihre Zeichen zu verstehen. — — „ Die dümmsten Leute sind also, sagt Herr Buffon, „ die besten Lehrmeister der Thiere. Warum hat doch „ der aufgeklärteste Mensch, weit entfernt, daß er „ andere Menschen sollte leiten können, so viel Mühe, „ sich selbsten zu regieren„? Weil der Naturtrieb, ob er sich schon nicht so weit wie die Vernunft erstrecket, viel sicherer als diese ist; weil ein dummer Mensch nur in einen ganz engen Kreis eingeschränket ist, der ihm aber vollkommen wohl bekannt ist, da hingegen ein wohl unterrichterer Mensch seinen Circul gar zu weit ausdehnen will, und sich dadurch in selbigem verliehret, und weil ein dummer Mensch stark und beständig ist, und das was er einmal angefangen hat, hinausführet, ein erfahrner und unterwiesener Mensch aber

schwach

schwach und träg ist, tausend Dinge zugleich anfangen will, und kein einiges zu Ende bringen kann. — — Sollen wir vielleicht daraus den Schluß ziehen, den Künsten und Wissenschaften zu entsagen? Keineswe-ges, sondern es soll uns diese Betrachtung nur veran-lassen, die Künste und Wissenschaften einfacher zu ma-chen, und selbige blos nur zu den dringensten Bedürf-nissen, und zu den leichtesten und natürlichsten Ergöz-lichkeiten anzuwenden; dann es ist mit den Wissenschaf-ten eben so wie mit dem Reichthum beschaffen, ie mehr wir der Ueppigkeit bei diesem wie bei ienen benehmen, um so viel mehr werden wir dadurch unser wahres Glück vermehren.

Der Bubal oder die Barbarische Kuh, wovon Herr Perrault eine anatomische Beschreibung (Vol. III. des Memoires de l'Academie des sciences, Part. II.) geliefert hat, gleichet dem Hirschen*) etwas mehr als dem Ochsen, seine Hörner sind einen Schuh lang, gegen einander gekehret, und stehen so nahe beisammen, daß er fast gar keine Stirne hat. Die Kuh von dieser Art hat nur zwei Zizen an ihrem Euter. Der Bubal hat wie der Bison an dem untern Theil seines Halses einen Höcker.

Ich will nur noch etwas weniges von dem Zebu, von dem Americanischen Bison, von dem Bison der Lateiner, und von dem Auerochsen melden, welches vier nicht sonderlich merklich verschiedene Abarten des gemeinen Ochsen sind.

Der

*) Wir haben schon in dem Artikul von dem Hirschen angemerket, daß die innerliche Bildung und Einrichtung bei dem Hirsch und dem Ochsen einander mehrestentheils gleich sind, bei dem Büf-fel ist diese Gleichheit aber auch so gar äusserlich zu bemerken.

Der Urus oder Auerochs ist, wie ich schon gesaget habe, kein anderer, als unser wilder Ochs; man findet ihn in Litthauen, Preußen und Rußland.

Der Bison der Lateiner, den Aristoteles Bonasus nennet, ist ein wilder Ochs aus Pannonien, er ist wenigstens eben so groß wie unser zahmer Stier, und hat einen mit langen Haaren bedeckten Hals, die aber viel gelinder als die Pferdhaare sind; diese Abart hat sich in Europa vermehret, er hat einen Höcker auf dem Rucken, wenigstens in denienigen Landen, wo er zahm ist. Geßner nennet ihn den Kameelochsen. (Boeuf-Camelite, oder Boeuf-Chameau.)

Der Americanische Bison ist wenig von dem Pannonischen und Europäischen Bison unterschieden, ausser daß er ein wenig kleiner ist.

Der Zebu, den Belon den kleinen Ochsen (Petit-Boeuf) nennet, ist in Africa ein Hausthier, man beládt ihn; er ist sehr zahm, er lecket wie ein Hund, und liebkoset iedermann, er hat eine etwas plumpe aber doch schöne Gestalt, dann er gleichet vollkommen einem Ochsen, ist aber nur halb so groß, und gleichsam ein Ochs im kleinen.

Der Muflon*) und die übrigen Schaafe.

Es ist ganz natürlich daß die Verschiedenheit der Himmelsgegenden auf die schwächesten Thiere den leichtesten und schnellesten Einfluß habe; wie wir dann auch beobachten, daß unsere Schaafe, wenn man sie nach

In-

*) Die Griechen nennten dieses Thier Ophion und die Lateiner Muſmon, die Tartarn heissen es Argali, und die Siberier Stepnie-Barani.

Indien bringet, in kurzer Zeit daselbst ihre Wolle verliehren, und an deren Stelle nur ein leichtes und seidenartiges Haar behalten, welches das eigentliche Sommerkleid vorstellet, das die Natur allen Thieren dieses Landes ertheilet. Wenn man hingegen die Europäischen Schaafe, anstatt sie nach Indien zu bringen, in ein viel kälteres Land, als das, so sie gewohnt sind, versezete, wie z. E. nach Island, so würden sie daselbst in kurzem zu Grunde gehen, und die wenigen, die etwan davon kämen, würden wenigstens eine doppelt so starke Bekleidung wie die andern Nordischen Thiere von dergleichen Art bekommen.

Da es so viele Mühe kostet, diese Thiere in kalten Ländern zu erhalten, so erhellet daraus, daß sie ursprünglich in warmen Landen zu Hause sind, und daß man sie in Nordischen Ländern nicht anders einheimisch machen kann, als wenn man sie eine lange Zeit fort eines nach dem andern dahin bringen lässet.

Ein neuer und noch stärkerer Beweis von ihrem ursprünglichen Geburtsort bestehet darinnen, daß diejenige sehr seltene wilde Art, so dem Schaaf am allermehresten gleichet, und alle Eigenschaften von demselben an sich vereiniget, der Muflon ist. Dann man hat dieses Thier noch niemals irgend anderswo, als in warmen Ländern, in Griechenland, in der Insel Cypern, in Sardinien, in Corsica und in den Tartarischen Wüstenenen gesehen. Es gleichet dem Schaaf vollkommen, ausser daß es geschwinder lauft, und nicht so furchtsam ist, zwei Vortheile welche alle Thiere in dem Stand der Natur vor denen von gleicher Art zum Vorzug haben, die durch die Dienstbarkeit verderbt worden, und ausgeartet sind. Der Muflon hat, anstatt der Wolle, Haare, welches aber

kein wirklicher Unterschied ist, dann Herr von Buffon beweiset sehr gelehrt, daß die Wolle nur eine Wirkung des zahmen und häuslichen Zustandes seye, und im natürlichen Zustand der Schaafe nichts anders, als ein ordentliches Haar, seyn würde.

Einige andere Schaafe, von denen wir etwas weniges melden wollen, sind zum Theil gänzliche Hausthiere, andere sind halbzahme, und halbe Hausthiere, aber alle in Europa fremde Thiere, und aus dieser Ursache habe ich zu Ende des Artikuls von dem Schaaf nichts von ihnen erwähnet.

Es scheinet, als ob der Mensch, da er sich das wilde Schaaf ohne viele Mühe unterwürfig gemachet, von dieser Art nur blos diejenigen einzelne Thiere erhalten hätte, die er bei sich in der Nähe, und ohnweit seinen Bewohnungen vermehren konnte, und daß er deren an allen andern Orten so viel als ihm nur möglich war ausgerottet habe, weil ihm die andern unnüzlich waren, zumal wenn sie in seine Gegend kamen, und dasjenige Futter aufzehren wollten, welches er lieber denen, die er als ein Eigenthum besaße, vergönnen wollte.

Die Isländischen Schaafe sind klein; sie haben, wie Herr Anderson saget, mit den Pferden aus diesem Land gleiches Schicksal, sie haben nemlich weder im Sommer, noch im Winter einen Stall. Diese Art von Schaafen hält sich iederzeit im freien Feld auf, wo sie unter den hervorragenden Spizen der Felsen oder in den Höhlen der Berge ihre Sicherheit suchen; und in so weit sind sie glücklicher als die andern Schaafe, allein ihr unglücklicher Zustand bestehet in folgendem. Sie halten sich iederzeit bei den Pferden in Ge-

sellschaft auf, denen sie im Winter allenthalben nachfolgen, um bei der starken Kälte, sich das wenige Mooß zu Nuze machen, welches in den Höhlungen hervor raget, welche die Pferde für sich selbst in dem Schnee graben, und welches die Schaafe wegen ihrer schwachen Beine nicht würden erreichen können; man hat so gar öfters bemerket, daß sie, wenn sie der Hunger quälte, das Haar von den Schwänzen der Pferde freßen, wodurch sie in kurzer Zeit in dem Magen Haarkugeln *) bekommen. Wenn ein Schnee mit heftigem Sturm fällt, so verlassen sie die Gebirge, und laufen, als wenn sie dem Wind zuvor kommen wollten; sie begeben sich alsdann gegen das Meer zu, und stürzen sich bisweilen hinein, so daß ihrer öfters eine grosse Menge umkommt. Wenn sie aber hingegen von einem plözlichen und so starken Schnee überfallen werden, daß sie auf einmal davon bedecket werden, so versammlen sie sich in grossen Heerden, stecken ihre Köpfe zusammen, und bleiben unbeweglich so stehen, daß sie dem Schnee den Rucken zukehren, öfters erfrieren sie auch bei solcher Gelegenheit. Der Hunger zwinget sie manchmal, sich zu ihrem Unterhalt einander wechselsweiß die Wolle abzufreßen. Diese Wolle ist sehr stark und rau, man scheeret sie nicht, sondern sie verneuert sich alle Jahr um S. Johannis, nachdem sie vorhero auf dem Rucken des Thieres eine aus geschlungenen Faden bestehende Bedeckung gebildet hat, welche auf

*) Aegagropilae sind eine Art von runden Steinen, Gemsenkugeln, oder vielmehr Kugeln die von Haaren und andern Materien sich zusammen sezen, und in dem Magen der wiederkauenden Thiere verhärten, weil selbiger nicht Hize genug hat, um sie zu verdauen. Man muß aber die Aegagropilam nicht mit dem Bezoard vermengen, der in der Geschichte von den Gazellen wird beschrieben werden.

einmal wie eine äusserliche Haut abfällt. Wenn man ihre Felle oder Decken bekommen will, so treibt man sie, indem man sie iaget, zusammen. Ein Schäfer steiget in Begleitung gut abgerichteter Hunde auf einen Hügel, und wenn er das Zeichen zur Jagd mit einem Horn gegeben, so gehen die Hunde ein ieder von seiner Seite, auf die Schaafe loß und treiben sie von allen Seiten in einen sehr geraumigen Parc zusammen, welcher vornen sehr breit ist, hinten aber gegen das andere End zu nach und nach enger wird.

Alle Arten der Isländischen Schaafe haben ausserordentlich große und geschlungene Hörner; einige haben vier und manchmal acht Hörner, und eines welches gerad vorne am Kopf heraus gehet. Hingegen Thiere mit Hörnern aus andern Ländern haben gar kein Horn, wenn man sie auf diese Insul versezet. Es gereichen die Hörner den Isländischen Schaafen zu grossem Nuzen, indem sie sich mit selbigem wider die Raubvögel von allen Gattungen vertheidigen können, deren es in diesem wüsten und ungebauten Land eine große Menge giebet.

In gewißen Gegenden in Island machen die Schaafe den stärksten Handlungsartikel aus, die Bauern behalten die Schaafmütter bei sich, und schicken die Widder in das Gebirg.

Wenn man im Herbst Schaafe für die Schiffe schlachten muß, die auf der Rhede stehen, so iaget man sie in Gegenwart der Richter mit Hunden, damit ein ieder dasienige Schaaf, welches sein Zeichen träget, zuruck nehmen kann.

Die Schaafe auf den Dänischen Insuln oder von Fero halten sich ebenfals wie die Isländischen im

freien

freien Feld auf; sie nehmen im Winter ihre Zuflucht unter den Felsen, und schließen sich in selbigen so genau an einander an, als es ihnen möglich ist; diejenigen, welche sich zu innerst in dem Haufen gut gewärmet haben, gehen von Zeit zu Zeit heraus, um die äussern zu erwärmen, und diese wärmen alsdann wiederum ihrer Seits die andern. So wißen Thiere, bloß durch den Naturtrieb, einander durch ihre Gesellschaft Nuzen und Beistand zu leisten. Wollte Gott, daß uns die Vernunft gleichen Vortheil verschaffete.

Die Schaafe auf dem Vorgebürg der guten Hofnung sind sehr zahlreich, ihr Fleisch hat einen guten Geschmack; und arme Leute gebrauchen ihr Fett anstatt der Butter. Der Schwanz dieser Schaafe, und der Schaafe aus Madagascar wiegt funfzehn bis zwanzig Pfund.

Die Schaafe an den Küsten von Yeman und Zeila haben am Leib eine weisse und an dem Kopf eine schwarze Wolle, an dem äussern Ende des Ruckens hängt ihnen ein grosser Klumpe Fleisch herunter, aus welchem eine Art eines Schwanzes hervor gehet, welcher dem Schwanz eines Spanferkels gleichet. Die Schaafe aus Gambra haben einen so grossen, dicken und schweren Schwanz, daß die Schäfer ihnen einen kleinen Karn anhängen müssen, damit die Schaafe im Gehen selbigen darauf legen und desto leichter fortkommen können. Der Schwanz der Schaafe aus Eleuthas in der Tartarei, wiegt bis auf achtzig Pfund; sie haben einen Höcker auf der Nase, wie die Kameele, und herabhangende Ohren. Einige dieser Thiere haben bis sechs Hörner von unterschiedlichen Gestalten.

Andere Schaafe aus diesem nämlichen Land haben eine Mähne fast wie der Löw; die an der Goldküste sind

mit Haaren an statt der Wolle versehen, daher man zu sagen pflegt, daß in diesem Land die verkehrte Welt seye, indem die Menschen daselbst Wolle, und die Schaafe Haare haben. Die Schaafe aus Guinea*) blöcken ganz anderst, als die unsrigen, und unterscheiden sich auch durch ihr braunes und schwarzes Haar.

Die Schaafe aus der Sonnbras-Bay sind sehr groß, und ausserordentlich schön, und haben gleichfals anstatt der Wolle ein Haar fast wie die Ziegen; der Umfang ihres Schwanzes beträgt ohngefähr zwei Schuh.

Die Schaafe aus Indostan**) und Persien haben eine kurze und sehr feine Wolle, die zu gewissen Zeiten von sich selbst abfällt.

In Africa hat man einem Schaaf, welches von den unsrigen in Ansehung seiner Hörner und des Schwanzes verschieden ist, den Namen des Schaafes mit fünf Vierteln (Mouton de cinq quartiers) gegeben, der Schwanz desselben ist breit und rund, und wird, so wie das Schaaf feister wird, immer dicker.

Die Schaafe aus der neuen Welt sind das Lama und das Paco, wenn man diese Thiere anders Schaafe nennen kann; dann sie haben mehr die Art und Eigenschaften des Kameels an sich.

Der

*) Guinea ist ein grosses Land in Africa so im Jahr 1364 von einigen Einwohnern aus Düppe entdecket worden. Es wird in Ober- und Unter-Guinea eingetheilet. Das leztere wird Congo genennet.

**) Indostan, Indoustan oder das innerliche Indien ist hauptsächlich der grosse Theil von Asien, welcher das Reich des Mogols enthält.

Der Axis. Axis.

Herr Daubenton hat erwiesen, daß der Ochs innerlich in seinem Leib eben so gebauet und eingerichtet ist, wie der Hirsch, ungeachtet dieser so flüchtig und leicht, und iener so schwer ist. Zwischen den Gazellen, die ich in kurzem beschreiben werde, und den Ziegen ist ebenfalls nur ein geringer und diesen beiden Thieren sehr nahe kommender Unterschied. Der Axis ist, so zu reden, eine gemischte Art, welche den Hirsch und Damhirsch voneinander absondert, oder selbige vielmehr einander nähert. Diese und tausend andere Beispiele beweisen, daß in der Natur alles durch eine so feine sich nach und nach verliehrende Schattirung (degradation) geschiehet, die man bisweilen kaum bemerken kann.

Man hat den Axis, den Gangeshirsch oder die Sardinische Hindinn genennet. Belon ist der erste, welcher ihn für den Axis erkannt hat, von welchem Plinius in seiner Naturgeschichte geredet hat. Er hat äusserlich ein sehr merkliches Kennzeichen, wodurch man ihn sehr leicht von allen andern Thieren, mit denen er einige Aehnlichkeit hat, unterscheiden kann. Selbiges bestehet in weißen Flecken, die auf einem theils fahlen, theils isabellenfarben Grund stehen; sein Haar ist sehr dünn, aber fast sechs Zoll lang; es hält sich in Indien und den übrigen heißesten Asiatischen Ländern auf, wo unsere Damhirsche und Hirsche nicht leben könnten.

Es kommt ihm also der Name der Sardinischen Hindinn gar nicht zu, gleichwohl ist er unter

diesem Namen in die Menagerie nach Versailles *) gebracht, und von den Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften zu einer Zeit beschrieben worden, da er noch nicht so sehr bekannt war, als er es iezo ist. Man nennet ihn mit besserm Rechte den Gangeshirsch, ob man ihn schon auch in der Barbarei, und an dem Vorgebirg der guten Hofnung antrift.

„Der Axis, sagt Belon, hat einen mehr silber„ hellen und schmetternden Ton als der Hirsch.

Das Zebra. Zebra.

Die Schönheit dieses Thieres Tab. V. würde ihm vieles Unglück zuziehen, wenn es nicht so viele Mühe kostete, es zahm zu machen; es würde bei uns das traurige Schicksal des Esels haben, wenn es so geduldig und so gut wie dieser wäre. Wir finden ein Vergnügen daran, wenn die Thiere, die wir zu unsern Sclaven machen, mit dem zu unsern Diensten nöthigen Eigenschaften zugleich eine angenehme und schöne Gestalt vereinigen. Die Gestalt des Zebra ist äusserst angenehm, dieses Thier hat einen zierlichen Wuchs, und das Haar desselben ist an dem Männchen mit schwarzen und gelben, und an dem Weibchen mit schwarzen und weißen runden Streifen bezeichnet, die nach der grösten Regelmäßigkeit und Symmetrie aufgetragen sind. Das Haar dieses Thieres ist so sanft und gelind, daß ihm der Atlas nur unvollkommen gleichet, es hat etwas längere Ohren als ein Pferd,

dem

*) Gegenwärtig giebt es viele dieser Thiere in der Menagerie, die sich leicht vermehren, woraus erhellet, daß diese Thiere viel leichter in einer gemäßigten Gegend, als unsere Hirschen in einem sehr heißen Himmelsstrich eingewohnen können.

dem es übrigens sehr viel gleich siehet. Es hat ungespaltene Füße, wie das Pferd und der Esel.

Man sollte suchen dieses Thier in Europa einheimisch zu machen, welches man ohne Zweifel bewerkstelligen könnte, da es, seiner Liebe zur Freiheit ungeachtet, sehr gelehrig ist, und sich hauptsächlich durch gute Begegnung zähmen lässet. Einer der leztern Könige von Portugall ließ seine Caroße öfters mit vier Zebrathieren bespannen. Es befande sich auch ein solches Thier in der Menagerie zu Versailles, welches daselbst im Jahr 1761 starb.

Das Geschlecht des Zebra kommt dem Geschlecht des Esels sehr nahe, ist aber doch von diesem ziemlich unterschieden, und kommt auch nicht von eben dieser Quelle, nemlich von den Onagern oder wilden Eseln in Asien und Africa, her. Diese haben eine einfärbige Farbe, die insgemein schön Mausgrau ist, und sind mit einem schwarzen Kreuz über dem Rucken und den Schultern bezeichnet. Bisweilen haben sie auch eine hellere graue Farbe, und ein weißes Kreuz. Das Zebra hat aber iederzeit eine abwechselnde schwarze und gelbe, oder weiße Farbe, und zwar immer nach einerlei Zeichnung.

Man findet dieses Thier in Africa, nicht nur in dem Vorgebirg der guten Hofnung, sondern auch in den Königreichen Congo und Angola, und in gewissen Provinzen in der Barbarei. Die Zebrathiere pflegen insgemein Heerdenweis miteinander zu gehen. Man sagt, daß wenig Thiere so schwer zu fangen seyen, wie diese, wegen ihrer ausserordentlichen Geschwindig-

keit *) daher die Spanier und Portugiesen auch sprichwortsweise sagen, er lauft wie ein Zebra.

Das Flußpferd. Hippopotamus.

Man nennet dieses Amphibische Thier deswegen den Hippopotamus oder das Flußpferd, **) weil es sich fast den ganzen Tag über in Flüßen und Weihern aufhält, und nicht eher als bis zu Abends heraus gehet, um seine Weide zu suchen. Es hat etwas von der Gestalt und Nettigkeit des Pferdes, und einen verhältnißweis grössern Kopf als der Stier.

Ein Flußpferd hat, wann es vollkommen ausgewachsen ist, in der Länge von der Schnauze bis zum Anfang des Schwanzes ohngefähr zwölf Schuh, und an der dickesten Seite des Leibes nämlich unter der Brust, im Umfang eben so viel. Der Schwanz ist sehr kurz, und lauft spizig zu; das Thier wiegt bis funfzehen hundert Pfund. Es hat weder einen ungespaltenen Fuß wie das Pferd, noch einen gespaltenen wie der Ochs, sondern an iedem Fuß vier mit Klauen versehene Zehen;

die

*) Wir könnten diese Geschwindigkeit bald mässigen, wenn wir das Zebra zu einem Hausthier macheten, und wir würden es vielleicht so weit bringen, daß dieses Thier so träg wie der Esel würde; dann wir verleiten die Natur fast iederzeit, wenn wir sie verbessern wollen, von einer Ausschweifung zu einer andern, die noch schlimmer als die erstere ist. Und la Fontaine sagt mit Recht:

Rien de trop est un point
Dont on parle sans cesse, & qu'on n'observe point!

In nichts zu viel thun ist eine Regel, wovon man zwar unaufhörlich redet, sie aber zu keiner Zeit beobachtet.

**) Einige Naturbeschreiber nennen es auch das Meerpferd, aber ohne Grund, dann dieses Thier gehet niemals ins Meer.

die Haut ist sehr dick und von einer dunkeln Farbe; es hat wenig oder gar keine Haare, ausgenommen am Ende des Schwanzes und an der Schnauze, woran sich Barthaare, wie bei dem Löwen, Luchs, Tieger, und der Kaze befinden.

Man siehet in dem Cabinet zu Leyden ein ganzes Flußpferd, und in der Augustiner Bibliothek auf dem Place des Victoires zu Paris einen Kopf von einem solchen Thier.

Dieses Thier hält sich an den Ufern des Nils, des Nigres und anderer Flüße in Africa auf, es scheuet das Crocodill nicht, und dieses unterstehet sich auch nicht, ienes anzufallen. Es lebt von Fleisch und Fischen, bisweilen auch von Gewächsen, wovon es hauptsächlich den Hirsen, die Erbsen, Melonen und den Reiß am liebsten frißt.

Die Negern iagen das Flußpferd entweder mit offenbarer Gewalt, da sie es von den Flußufern abhalten, und wenn es sich einmal davon entfernet hat, nicht mehr dahin zuruck kommen lassen, oder sie legen ihm Fallen, und Gruben, in welche es hinein stürzet. Fast mehrestentheils fängt man ein Männchen und Weibchen miteinander, indem sie sich fast niemals voneinander trennen. Das Weibchen bringt bei iedem Wurf ein Junges, und hält lange Zeit innen, bis es wiederum trächtig wird, welches bei allen andern grossen Thieren gleichfals Statt findet; dann die Natur beobachtet in allen Stucken die nöthigen Verhältnisse und das Gleichgewicht. Und nach diesem Gesez müssen die Mäuße, das gemeine Wiesel und das Kaninichen viele Junge bringen, und hingegen die Geschlechter des Elephantens, des Nasehorns, und des Flußpferdes sich desto weniger vermehren.

In

In der heiligen Schrift in dem Buch Hiob, ist das Flußpferd unter dem Namen des Behemoths angezeiget. Man findet auch auf den Aegyptischen Obelisken und auf den Römischen Medaillen die Figur dieses Thieres. Inzwischen ist es den Alten, und auch selbst dem Aristoteles unbekannt gewesen, und erst seit 1603 bekannt geworden, da Friederich Zerenghi, Wundarzt aus Navin in Italien, die Beschreibung von zwei Flußpferden lieferte, die er lebendig gefangen, und in einer grossen Grube, die er am Ufer des Nils bei Damiette hatte graben lassen, selbst tödete. Herr von Buffon führet die Italienische Beschreibung des Zerenghi mit vielem Lob und Beifall an.

Das Elendthier. Alce, und das Rennthier. Tarandus Rangifer. *)

Ist es wohl möglich, daß der Muth bisweilen nur die Wirkung der Unbedachtsamkeit und Unwissenheit einer drohenden Gefahr seye? Ich glaube es allerdings, und folgende Betrachtung scheinet diesen Saz zu bestätigen. Die Wirkung der innern Empfindungen und Sinnen, die in uns für unser Wohl wachen, hänget von den Werkzeugen des Gehirns ab; diese Werkzeuge sind um so viel besser entwickelt und vollkommener, iemehr die Zirbeldrüsse Glandula pinealis als der Mittelpunct des Gehirns ausgebreitet ist, und ie besser sie sich geöfnet hat; nun ist selbige aber in den furchtsamen Thieren mehr geöfnet und ausgebreitet, als in denen, welche die erstern anfallen, sie ist in dem Elendthier, in dem

*) Der Name Rangifer ist aus dem neuern Latein, und kommt daher, weil die Lappländer dem zahmen Rennthier ein Geschirr auflegen, welches sie in ihrer Sprache Rancha nennen.

dem Kameel ꝛc. fast drei Linien breit, bei dem Löwen, dem Bären, und dem Menschen aber kann man sie kaum bemerken. Es folgt daraus, daß der Mensch von Natur sollte muthig und so gar wild seyn, und gleichwohl beobachtet man, daß die Wilden, die dem Stand der Natur am allernähesten kommen, sich der Gefahr so wenig als möglich aussezen. Man muß daraus schliessen, daß ein Mensch, in so weit er blos seinem Naturtrieb überlassen ist, unerschrocken und wild seyn würde, da er aber, auch selbst in dem Stand der allerdickesten Unwissenheit, von der Vernunft, welche über den Naturtrieb die Oberhand hat, geleitet wird, so muß er in diesem Zustand nothwendig nur mittelmäßig tapfer seyn, und wenn er sich in den Zustand der Gesellschaft begiebt, so muß er noch tapferer und muthiger werden, als er durch den blossen Naturtrieb ganz allein, und ohne Beihülffe der Vernunft geworden wäre, weil in der Gesellschaft das Gute und das Böse, und die guten und bösen Eigenschaften einander entgegen stehen.

Das Elendthier, und das Rennthier,*) könnte man die Nordischen Hirschen, und den Aris den südlichen Hirschen nennen. Es scheiner, als ob die Natur an der Hervorbringung eines so schönen Thieres wie der Hirsch ist, so viel Wohlgefallen gefunden habe, ungeachtet alles, was sie hervor bringet, wirklich schön ist, daß sie selbigen allenthalben habe ausbreiten wollen.

Man findet das Elendthier in Moscau, in Pohlen, in Schweden und in Lappland, und man trift es auch in der andern Himmelsgegend in Canada, aber viel kleiner und schwächer an.

Das

*) Das Rennthier heißet in der alten Sprache Ranglier oder Ranfier.

Das Elendthier in unserm Welttheil ist so groß, wie ein Pferd, es hat ein dunkel gelbes Haar, das mit einer grauen Aschfarbe vermenget, und ohngefähr drei Zoll lang ist. Dieses Thier hat so feste Beine, daß es kühn auf dem Eis weglauft, und sich dadurch vor den Wölfen in Sicherheit sezet, die es nicht einholen können. Man gibt vor, daß es der fallenden Krankheit unterworfen wäre, man darf diesem Vorgeben aber nicht so schlechterdings Glauben beimessen, denn die Natur bewahret diejenigen Thiere, die sie allein regieret, vor allen Arten der Krankheiten, nun gehöret aber das Elendthier zu dieser Gattung. Man sezet noch ferners hinzu, daß es sich dadurch heile, wenn es seinen linken Fuß in sein Ohr bringen kann, und daß das Horn dieses Fusses ein unbetrügliches Mittel wider die fallende Sucht seye, *) wenn man es entweder in einem Ring, oder als ein Angehäng bei sich träget. Allein diese ganze Geschichte hat das Gepräg einer wunderbaren Unrichtigkeit an sich. Wenn der Fuß des Elendthieres einigen Nuzen haben sollte, so müste man ihn reiben, und ein Infusum daraus machen, weil er viel flüchtiges Salz in sich enthält.

Nur das männliche Elendthier hat Hörner, sie sind zwei Spannen breit, und zwei Schuh, oder etwas mehr hoch, sie fallen alle Jahr wie der Hirschen ihre Geweihe ab, aber zwei bis drei Monate eher, nämlich in der Mitte des Jäners.

Zur

*) Man darf nur bemerken, daß die ganze Antiepileptische Kraft des Elendthieres in seinem linken Fuß bestehen solle. Unterwirft sich wohl die Natur dergleichen nichtswürdigen Kleinigkeiten? Man muß sich bei einer Beschreibung der Naturgeschichte schämen, wenn man siehet, daß manche Männer solche abgeschmackte Dinge haben erdenken, und in Ansehen bringen mögen.

Zur Brunstzeit sind die Elendthiere nicht so wüthig und weniger kränklich als die Hirschen. Das Weibchen trägt acht Monat lang wie das Weibchen von dem Rennthier und die Hindinn; es wirft auch wie diese in der Mitte des Maimonats, und bringt nur ein oder zwei Junge; diese Jungen folgen ihrer Mutter zwei bis drei Jahre lang nach, und sind ihr sehr zugethan. Wenn man sie iung fangen kann, so zähmet man sie leicht, wenn man sie an den Kühen saugen lässet.

Ungeachtet das Elendthier ein Thier aus den Mitternächtigen Ländern ist, so findet man es doch auch in Africa, aber es vermehret sich daselbst nicht viel.

Es giebt auch in dem Mitternächtigen Theil von America ein Elendthier, welches Orignal heißet, und ein Rennthier, welches man Caribou nennet, sie sind aber alle beide kleiner, als die aus Europa.

Das Rennthier ist etwas kleiner als das Elendthier, aber doch grösser und dicker als der Hirsch, dem es übrigens viel gleich kommt. Sein Geweyh hat insgemein vier Hauptstangen, zwei vornen und zwei hinten, die alle Jahre abfallen. Das Haar eines erwachsenen Rennthieres ist grau Aschenfarbig, unter dem Bauch aber, an den Seiten, und über den Schultern ist es weiß; dieses Thier hat wie die Ziege am Hals lange Haare; es hat keine mit Gall angefüllte Blase, sondern nur ein kleines schwarzes Nez, welches einen Saft in sich enthält, der bei weitem nicht so bitter wie die Galle ist. Man sagt, daß, wenn das Rennthier gehet, die Kniescheiben desselben und andere Gelenke an seinen Beinen und Füßen ein Geröß von sich geben, welches fast dem Rasseln einer Kutsche gleichet; so daß

man es fast so weit höret, als man es sehen kann. Herr von Buffon welcher alle wahre Wunder der Natur so sehr in ihrem Lichte zu zeigen, als die erdichteten zu widerlegen und auszurotten weis, behauptet, daß das Geklapper des Rennthieres blos von der etwas schlappen Einlenkung und Fügung des untern Theils des Fußes herrühre.

Ein Umstand wodurch sich das Elendthier und das Rennthier von den andern Hirschen unterscheiden, ist dieser, daß sie, wenn man sie gleich verschneidet, dem ungeachtet alle Jahre wiederum ihr Geweih bekommen, und daß das Weibchen ein eben solches Geweih wie das Männchen, nur etwas kleiner hat.

Die Lappländer verschneiden die jungen Rennthiere mit den Zähnen; und diese grausame Operation ist das einige Mittel sie gelehrig zu machen, oder wenigstens ihre Hize zu mäßigen.

Man muß entweder sich in der verwegenen Unwissenheit eines Lappländers befinden, oder so blind begierig seyn, wie ein Mensch der sein Glück mit Gewalt verfolgt, oder den edlen Muth eines Naturforschers besizen, *) wenn man sich unterfängt, sein Leben einem Rennthier anzuvertrauen, das an einen kleinen Schlitten angespannet ist, der Pulka genennet wird, und damit ganze Schneegebirge in denen sich das Aug verliehret, beständig zwischen zwei Abgründen so schnell wie ein Bliz durchfähret.

Die

*) Auf solche Art haben Herr Maupertuis, Clairaut ꝛc. da sie die Fläche des Polus zuverlässig erforschen wollten Eisfelsen durchgereißet, die so alt als die Welt waren, und Länder durchgewandert, woselbst die allerschiefesten Sonnenstrahlen mit Mühe und sehr selten durchdringen.

Die Art und Weise wie die Lappen das Rennthier abrichten und zahm machen, und dadurch alle mögliche Dienste von ihnen erhalten, würde ein so angenehmes als unterhaltendes Gemälde vorstellen; man müste aber sehr viele einzelne besondere Umstände beschreiben, wenn solches vollständig seyn sollte, weil wir von ihren verschiedenen Handgriffen, und von der besondern List und Kunst, die hiezu erfoderlich sind, keinen richtigen Begrif haben; allein dergleichen ausführliche Beschreibungen sind dem Entwurf welchen ich zu befolgen habe, keinesweges gemäß, und also will ich nur noch zum Beschluß erweisen, daß es vor diesem in Frankreich so wohl Elend- als Rennthiere gegeben habe.

In dem Jahrhundert des gelehrten und in der Weltweisheit sehr erfahrnen Kaisers Julianus war Gallien noch mit Holz und Morästen stark bedeckt, und diese Himmelsgegend so kalt als heut zu Tag Canada ist, welches unter der nämlichen Breite lieget, und eben so wenig angebauet und umgearbeitet ist, als vormals Gallien *) war.

Aus einem Schreiben des Julianus erhellet, daß unsere Gegend (Frankreich) zu seiner Zeit kalt genug ware, daß sich Elend- und Rennthiere darinnen aufhalten konnten. Es zeiget sich auch überdieses aus den Commentarien des Cäsars, daß ohngefähr drei Jahrhunderte vor der Regierung des Kaisers Julianus, wirklich dergleichen Thiere in Gallien gefunden worden sind.

*) Da man in Canada eine Art des Elendthieres, den Caribu findet, so ist zu vermuthen, daß sich in Gallien gleichfals Elendthiere befanden, weil dieses Land den nämlichen Grad der Mäßigung wie heut zu Tage Canada hat.

Man darf sich also nicht wundern, daß man nachhero unter einem Felsen bei Estampes Gebeine von einem Rennthier gefunden hat, aber das ist noch merkwürdiger, daß man daselbst auch Gebeine von einem Flußpferd gefunden hat. Wenn dieser lezte Umstand zuverlässig ist, so ist daraus zu schließen, daß auf dem Erdboden erstaunlich grosse Veränderungen vorgegangen sind, wovon dieses Gerippe einen Beweiß darleget.

Das Elendthier und das Rennthier, haben den Wolf und einige andere fleischfrässige Thiere zu Feinden, hauptsächlich aber den Vielfraß oder Rosomack ein fürchterliches Thier, ungeachtet es nicht grösser als ein Dachs ist. Es legt sich, wie der Tieger, in einen Hinterhalt, fällt seiner Beute auf den Rucken, und lässet nicht eher nach, bis er selbige ums Leben gebracht hat. Da die Natur die Vermehrung der Thiere solchergestalt im Gleichgewicht erhält, daß sich die fleischfräßigen nicht gar zu stark, sondern nur in so weit vermehren, als es nöthig ist, wenn die fruchtfreßenden Thiere nicht gar zu häufig werden sollen, so hat sie in America den Vielfraß, der daselbst Carcajou oder Quincajou genennet wird, hervor gebracht, um den Orignal oder Caribu zu bestreiten, welche das Elend- und Rennthier dieses Welttheiles vorstellen. Die Wilden in Canada wissen diese Thiere eben so geschickt zu iagen und zu fangen wie die Lappländer.

Der

Der Steinbock. Jbex, und die Gems.

Rupicapra.

Herr von Buffon hält den Steinbock für das Muttergeschlecht der Ziegen, wie den Muflon in Rücksicht auf die Schaafe; und er giebt solche Beweise davon, denen man seinen Beifall nicht versagen kann. Er erkläret aber auch nebst der zahmen Züge, zugleich die Gemse, die kleine Africanische Ziege, oder die Zwerg-Ziege mit kurzem Haar, die Ziege von Juda, die von Angora, die Rambrine Ziege mit grosen Lappohren, so eine Art der Angorischen Ziege ist, und den Capricorne, oder kleinen Americanischen Bock, welcher wirklich ein Europäischer Bock ist, den man dahin versezet hat, und der daselbst ausgeartet ist, für Abarten des Steinbocks.

Nachdem was ich schon S. 46 von der Ziege gemeldet habe, werde ich nicht nöthig haben, von dem Steinbock und der Gemse hier besondere Umstände anzuführen. Man nennte ihn sonst im Französischen Boucestain, oder Bouc-stein, das ist Felsenbock, von dem deutschen Wort Stein.

Der Steinbock hält sich in den Alpen in der Schweiz und Savoyen auf.*) Er übertrift in der Grösse den grösten Bock; seine Hörner sind braun, schwarz, lang, etwas Bogenförmig gewölbt, sehr stark, und so lang sie sind, allenthalben mit Buckeln oder Hervorragungen bezeichnet. Die Beine sind sehr dünn, und sein Haar hat eine fahle Farbe.

*) Man findet ihn auch, wie die Gemse in den Pyrenäischen Gebirgen, in den Grichischen Gebirgen, und in den Gebirgen auf den Insuln des Archipels.

Die Steinböcke haben einen so flüchtigen Lauf, daß sie ganz leicht über die steilesten Felsen weglaufen, und wenn sie im Springen ohngefähr stürzen, so fallen sie auf ihre Hörner, ohne sich den mindesten Schaden zu thun; weit gefährlicher ist es für sie, wenn sie in dem Schwindel den sie unterworfen sind, sich aus Taubheit unter die Heerden zahmer Ziegen mengen, da es ihnen das Leben, oder welches noch schlimmer ist, die Freiheit kostet.

Wenn sie allgemach alt werden, so findet man in ihrem Magen eine Art von Bezoard. *) Man sagt, daß sich dieser Bezoard durch eine geschwinde Auflösung verliehre, wenn man ihn nicht gleich so bald das Thier getödet ist, heraus nimmt. Ungeachtet dieser Bezoard sehr weich ist, wenn man ihn heraus nimmt, so bekommt er doch so gleich in der Luft eine ausserordentliche Festigkeit.

Die Gems so man auch Ysard **) oder die Alpenziege nennet, welcher leztere Name aber dem Steinbock mit besserm Recht zukäme, ist viel grösser als die Ziege, und gleichet in ihrer Leibesgestalt viel dem Hirschen. Die Stirne, der Bauch, und ein Theil der Kehle sind weiß, der übrige Theil ist schwarz. Das Haar der Gemse ist von zweierlei Art. Sie hat ein langes Haar, und unter diesem ein anderes etwas kürzeres, wie man denn dergleichen doppeltes Pelzwerk fast an allen Nordischen Thieren bemerket.

Das

*) Man wird in der Folge in dem Artickel von den Gazellen finden, was der Bezoard ist.

**) Im neuern Latein heisset die Gems Ysarrus oder Sarris. Man sehe, was Gaston Phoebus in seiner Venerie, die der Venerie, des Dufouilloux, Paris 1614. angedrucket ist, hievon saget.

Das Männchen und Weibchen haben Hörner die anderthalb Spanne lang, runzlich, bis zu einer gewissen Höhe gerad, und alsdann wie eine Angel gekrümmet sind. Sie fallen niemals ab, und machen auch nicht so wie bei den Hirschen eine Art eines Holzwachsthums aus, sondern sie vermehren sich alle Jahre mit einem neuen Ring, wie solches bei allen Thieren von der Ziegenart geschiehet.

Man findet oft in dem Magen einer etwas alten Gems eine Haarkugel; wenn sich die Gems lecket, so verschlucket sie dabei einige Haare, diese häufen sich nach und nach in ihrem Magen, und machen daselbst solche Bewegungen wie alles was in den Magen hinein kommt. Durch diese Bewegungen bekommen sie die Kugelförmige Gestalt, daher man sie Aegagropilas oder Haarkugeln, genennet hat, sie werden auch der falsche Bezoard, oder der deutsche Bezoard genennet.

Das Thier Saiga.

Dieses Thier scheinet zwischen den Ziegen und Gazellen, denen es sehr nahe kommt, die Unterscheidungslinie zu machen. Es hat die natürlichen Gewohnheiten und Eigenschaften der Gazellen. Die Saiga würde sich vielleicht mit den Gazellen begatten, und eine Art hervor bringen welche die Gazellen mit den Ziegen noch mehr vereinigte, wenn es ihnen an Weibchen von ihrer eigenen Art fehlen sollte; man müste sie zu diesem Ende in solche Länder versezen, wo sich die Gazellen aufhalten, und diese trift man nirgends als in Ungarn, Pohlen, und dem südlichen Siberien an.

Geßner hat dieses Thier unter dem Namen Colus angezeiget, man nennet es auch den Ungarischen Zie-

genbock. Seine Hörner sind nicht schwarz und dicht wie die Hörner aller Gazellen, sondern vielmehr weißlich und durchscheinend; ihr Fleisch ist besser zu essen, als das Fleisch des Steinbocks und der andern wilden und zahmen Ziegen.

Die Gazellen. Dorcades. *)

Dieses Thiergeschlecht kommt überhaupts dem Rehe sehr nahe, noch mehr aber den Ziegen; ein Hauptunterschied zwischen den Ziegen und Gazellen bestehet darinnen, daß die Gazellen überhaupts keinen Bart unter dem Kien, sondern einen dicken und mit schwarzen, braunen, oder unten an den Weichen rothen Haaren wohl bezeichneten Streif, und drei gerade Streife mit weißen Haaren über der innern Fläche des Ohres haben, und ihre Hörner sind Wagrecht in Ringe, und senkrecht in Höhlungen oder Falzen getheilet; da hingegen die Ziegen nur grosse quere Knoten anstatt der Querhöhlungen haben. Ueber dieses sind die Hörner aller Gazellen schwarz, die Hörner der Ziegen aber sind Theils schwarz, andere, weiß braun ꝛc. und endlich haben die weiblichen Gazellen viel kürzere Hörner als die männlichen.

Es fällt sehr schwer, die verschiedenen Abarten der Gazellen deutlich zu bestimmen, da sie so sehr in Asien und Africa ausgestreuet sind, so hat man sie nicht deutlich genug kennen lernen können, wenn man auch in den heißesten Gegenden wo sie anzutreffen sind,

sich

*) Der Nomitinavus im Singulari heist Dorcas. Man sagt im neuern Latein Gazella. Das Wort Dorcas kommt von der griechischen Sprache her, und bedeutet so viel als einer der weit sehet; welche Eigenschaft man den Gazellen zuschreibet.

sich noch so lang aufgehalten hatte. Man findet sich also bemüssiget, die öfters dunkeln oder falschen Nachrichten der Naturkundiger und alter und neuer Reisebeschreiber zusammen zu halten. Man muß aus diesem verwirrten Gemeng einige deutliche Spuhren und Begebenheiten die man kaum bemerken kann, zu entwickeln suchen, und daraus solche einzelne Schlüße folgen, welche die zweideutigsten Begebenheiten wenigstens in ein halbes Licht sezen können. Wiz und Verstand ist hiezu allein nicht hinlänglich; dann sonst würde Herr von Buffon diese neue Laufbahn so er eröfnet hat, in einem Augenblick in das gehörige Licht gesezet haben; man muß nebst den vortreflichen Naturgaben des Herrn von Buffons, auch so viel gesunde Beurtheilungskraft, Scharfsinnigkeit und Geduld wie dieser grosse Geist besizen, wenn man alle Dunkelheit vertreiben will, welche diesen Theil der Naturgeschichte noch umhüllet. Er hat diesen Artikel zum drittenmal wiederum vor die Hand genommen. Wir wollen die Frucht seiner Bemühungen genießen, wir wollen diesen Genuß aber auch mit aller schuldigen Dankbarkeit erkennen.

Herr von Buffon hat unter den Thieren die man Gazellen nennet, dreizehen verschiedene Gattungen oder Abarten entdecket. 1) Die gemeine Gazelle welche man in Syrien, Mesopotamien, und den andern levantischen Provinzen, wie auch in allen Nordischen Africanischen Ländern findet; sie ist von der Grösse eines ordentlichen Rehes. 2) Der Kebel den Herr Adanson beschrieben hat, und welchen man in Senegal findet; er ist kleiner als die Gazelle, und ohngefähr so groß wie unsere kleinen Rehe. 3) Das Korine nach seinem Namen Korin den es in Senegal führet, und welches Herr Adanson daselbst gleichfals gesehen und beschrieben hat.

Dieses Thier ist nicht so groß wie eine Gems, siehet dieser aber übrigens ziemlich gleich. 4) Die Tzeiran der Türken, so die Persier Ahu und einige Reisende Geiran, Jairan, oder Dsheren nennen, welches verderbte Aussprachen des Namens Tzeiran sind. Das Vaterland dieser Gazelle ist der Mittägige Theil der Tartarey, Persien, und die Türkei. Es scheinen selbige einige Reisende auch in Ostindien gefunden zu haben. 5) und 6) die Koba und die Kob aus Senegal, die ebenfals von Herrn Adanson beschrieben worden. Die Franzosen nennen sie die grosse und die kleine braune Kuh, weil sie ohngefähr so leibig sind wie unsere Kühe von mittlerer Art. 7) Die Algazel oder Aegyptische Gazelle von der Grösse eines Damhirschens. 8) Die Pasan, die man unschicklicherweisse die Bezoar-Gazelle genennet hat, weil sie keinen Bezoar in sich hat, und sich selbiger nicht nur in andern Gazellen, sondern auch in den Ziegen, den Schaafen, und fast allen wiederkauenden Thieren befindet. Die Pasan hält sich wie die Algazel in Aegypten, Persien, und Arabien auf, aber die Algazel befindet sich gerne auf Ebenen, und die Pasan ziehet die Gebirge vor. 9) Eine andere Gazelle aus Senegal welche nach dem Bericht des Herrn Adanson Rangueur oder Ranger heisset. Dieses ist ein kleines schönes Thier von der Gestalt und Farbe eines Rehes, ist drei und einen halben Schuh lang, und zwei und einen halben Schuh hoch. Sie ist ganz zahm und furchtsam, und sehr flüchtig im Lauf; man kann aus diesen und vielen andern Eigenschaften erkennen, daß die Rangueur das nämliche Thier ist, welches Plinius unter dem Namen Dama beschrieben hat. 10) Die Antilope welche diesen Namen von den Engländern bekommen; man findet sie häufig in der Barbarei

und

und in Mauritanien, sie gleichet dem Wuchs nach unsern größten Rehen, ihre beiden Hörner stellen, wenn sie zusamm gehalten werden, die Form einer alten Leyer vor. *) 11) Die Lidmee eine andere Antilope die größer ist, als die vorige. Man findet sie in den Königreichen Tunis und Algier und in einigen andern Africanischen Gegenden. 12) Die Ostindische Antilope weiche kleiner ist, als die beiden vorhergehenden die ich angezeiget habe. 13) Die Gazelle aus der Insul Goree. Herr von Buffon nennet sie Nagor, weil sie dem Nangueur viel ähnlich ist.

Herr von Buffon bringet diese dreizehen verschiedene Abarten in fünf Gattungen. 1) Die gemeine Gazelle, die Kevel und die Corine. 2) Die Tziran, die Koba, und die Kob. 3) Die Algazel und Pasan. 4) Die Nanguer oder Dama der Alten und die Nagor. 5) Die drei Antilopen.

Die Gazellen haben nebst andern Aehnlichkeiten mit den Rehen, wie diese weiße Hintern, welches man mit dem Wort Pygargus anzeiget, und diese weiße Farbe des Hintern war nach der Meinung der Alten ein Kennzeichen der Furchtsamkeit, wie sie denn auch die Stärke und Tapferkeit des Hercules von der Ursache herleiteten, weil er schwarze Hinterbacken hatte. Der umgewandte Saz dieses nicht ungegründeten Sprichworts lautet in der alten gallischen Sprache also: blanques gens sont volontiers terds, weiße Leute sind gerne zärtlich. Daß überhaupts die weiße Farbe weniger Stärke als die andern Farben anzeiget, erhellet unter andern auch daraus, daß die weißen Pferde keine harte und anhaltende Arbeit ausstehen können;

daß

*) Daher hat sie auch den Namen Strepficeros und Addax.

daß die allerweißesten Steine am wenigsten dicht sind, so wie die Pflanzen welche man in Keller einschließet, mit der Weiße die sie daselbst bekommen zugleich ihre Kraft und ihren Geschmack verliehren, und wenn man sie einige Zeit lang wiederum in die freye Luft stellet, mit der grünen Farbe die sie alsdann erhalten, zugleich alle ihre verlohrnen guten Eigenschaften wieder mit erlangen.

Die Gazellen nähren sich von aromatischen Kräutern, von Blättern und besonders von den Blättern des Baums Siam, von der Ambrosie*) wilden Sauerampfer. **) Sie gehen Heerdenweiß oder vielmehr Familienweiß nemlich zu fünf bis sechsen miteinander; ihr Geschrei gleichet dem Geschrei der Ziegen; man jagt sie mit Jagdhunden, und nimmt dabey einen Falken oder den kleinen Panther dem wir den Namen Unze gegeben haben, zu Hülfe. In einigen Gegenden fängt man die wilden Gazellen mit zahmen,

denen

*) Tanacetum odoratum, eine Pflanze welche dem Rheinfaren und dem Wintergrün gleichet.

**) Die härtesten Theile dieser Pflanzen häufen sich bisweilen in dem Magen der Gazellen in Klumpen zusammen, und bilden darinnen den Bezoard eine Art einer Verdickung die einen sehr angenehmen Geruch hat, und in der Arzneikunst gebrauchet wird. Die Steine welche man in den Nieren des Menschen und anderer fleischfräßigen Thiere findet, wie auch die Aegagropilae oder Haarkugeln so man in dem Magen einiger so wohl Fleischfräßiger als Fruchtfreßender Thiere findet, haben nichts mit dem Bezoard gemein; man nennet nur dieienige Verdickung welche man in den Gazellen nnd andern wiederkauenden Thieren aus den heißesten Himmelsgegenden der alten Welt findet, den Bezoard; und der Orientalische Bezoard heist der, welcher von den Thieren aus America herkommt. Dieser leztere aber hat keine so ganz guten Eigenschaften wie iener.

denen man ein Schlingwerk von Stricken um die Hörner machet, und wenn die wilden Gazellen auf die Wiesen kommen und mit den zahmen spielen, so verwirren und fangen sie sich darinnen.

Ein Reisender, der aber mit dem Herrn von Buffon nicht übereinstimmet, und dem man folglich auch nicht trauen darf, erzählet, daß man in Senegal grosse Heerden von Gazellen findet, welche, wie er saget, die artigsten Thiere von der Welt, und nicht grösser als ein Kanninichen wären, ihre Beine sind nicht dicker wie ein Röhrchen von einer Tobackspfeife; ihre Hörner sind ebenfals sehr klein und haben eine glänzende schwarze Farbe, sie sind so leicht, daß sie in den Gebüschen herum zu fliegen scheinen; die Negern fangen inzwischen doch bisweilen einige, um ihr Fleisch zu essen, das sie für sehr niedlich halten. Diese Thiere sind gar zu zärtlich als daß man sie in unser Land versezen könnte, wenn man sie kommen lassen will, so decket man sie mit Kattun zu; sie haben aber kaum die Linie paßiret, so sterben sie; es sollen aber doch gleichwohl zwei lebendige solche Thiere vor einigen Jahren in dem Königlichen Pallast zu Paris gewesen seyn.

Diese Gazellen sind vermuthlich die nemlichen, welche Herr von Buffon die Guineischen kleinen Zwerghirsche (Chevrotins de Guinée) und Herr Demarchais ohne Grund die kleinen Hindinnen (petites Biches) nennet.*) Ausser dem, daß diese vermeintlichen Gazellen mit dem Guevei oder Zwerghirsch aus Guinea viele Aehnlichkeit haben, so befinden sie sich auch in dem nämlichen Land, weil Senegal einen Theil von Ober-Guinea ausmachet.

Das

*) Es wird von diesen Thieren im folgenden Artickel geredet werden.

Das Zutrauen, die Sanftmuth und die Furchtsamkeit sind Haupteigenschaften der Gazellen, und geben ihnen unter den vierfüssigen Thieren eben den Rang, welchen die Tauben unter den fliegenden Thieren besitzen.

Es ist nichts liebenswürdiger und zärtlicher als die Augen der Gazellen; wenn die Morgenländer einem schönen Frauenzimmer das gröste Lob geben wollen, so sagen sie, daß sie Gazellenaugen *) habe. Mithin sind die Adlers und Luchsenaugen den Naturgaben, und die Gazellenaugen der Liebe gewidmet. Aber ihr Herz ist der Liebe noch viel eigener, die Gazelle hat die feinesten und zärtlichsten Empfindungen, wie solches der schöne Auftritt beweiset, den sie in einem kleinen Epischen Gedicht des la Fontaine **) wovon sie die Heldin ist, spielet. Es hindert nichts, wenn man einwendet, daß solches nur eine Fabel seye, hat iemals eine Fabel der Warheit vollkommen gegleichet, so ist es gewiß diese im vorzüglichen Grade.

Der Condoma, das Thier Gib, die grimmische Ziege. Der Zwerghirsch Tragulus. Der Cudus, und das Bisamthier. Moschi capriolus.

Wir haben den Bubal oder die Barbarische Kuh in dem Abschnitt von dem Büffel für eine verschiedene Abart des Geschlechtes des Ochsens erkannt. Er könnte hier wiederum als eine solche Thierart, die den Gazellen sich ein wenig nähert, zum Vorschein kommen; und

*) Man sagt auch in einigen Orten, Hirschenaugen.

**) L. XII. Fab. XV.

und er würde auch in dem Artickel von dem Hirschen nicht am unrechten Ort stehen. Man hat ihm seiner Aehnlichkeiten wegen mit dem Stier und dem Hirsch die Namen Bubulus, oder Bubalus, kleiner Ochs, Buselaphus, Stierhirsch, und Bucula Cervina Hirschkuh beigeleget.

Herr von Buffon sezet den Bubal, den Condoma, das Thier Gib ꝛc. nach den Gazellen, weil sie vermög der Ordnung der Natur in eben dieser Reihe stehen, und wir keine Ursache haben, diese Ordnung in Rucksicht auf unsere Kenntnisse und Einsichten zu ändern.

Der Condoma hat die Leibesgestalt eines Hirschen; er hält sich nebst den Hottentotten in den Wäldern der Caffrerie bei dem Vorgebirg der guten Hofnung auf. Seine Hörner sind hohl wie die Bockhörner, und haben eine doppelte Beugung wie die Hörner der Gazelle Strepsiceros, sind aber von diesen dadurch unterschieden, daß sie anstatt der Ringe nur Runzeln haben.

Herr Marquis von Marigny, der in seinem Cabinet die schönsten Producta der Natur und Kunst sammlet, hat dem Herrn von Buffon den Kopf von einem Condoma gezeiget.

Das Thier Gib ist von der Gazelle Nanguer wenig unterschieden, allein anstatt daß die Gazellen und vornehmlich die Nanguer am Bauch ein schönes Weiß haben, so sind bei dem Gib Brust und Bauch ziemlich dunkelbraun, und er ist auch ferner wegen seiner weissen Streife merkwürdig, die ein Castanien braunes Haar zum Grund haben, diese Streife liegen ihm in die Länge und in die Quere auf dem Leib, als wenn es ein Reitschmuck wäre. Die Naturkenner und die Reis-

sen,

senden haben von dem Gib nichts gemeldet; Herr Adanson hat ihn in Senegal angetroffen, eine Haut davon mit zuruck gebracht, und solche dem Herrn von Buffon als ein Geschenk für das Königliche Cabinet gegeben.

Die grimmische Ziege hat ihren Namen von dem Herrn Doctor **Grimm** welcher am ersten von diesem Thier geredet hat. Man findet sie in Senegal. Herr **Adanson** hat einen Kopf davon mitgebracht; diese Art der Gazellen oder Ziegen gleichet dem Zwerghirschen. Es scheinet, daß bei diesen beiden Thieren nur die Männchen Hörner haben, und es giebt so gar bei den leztern eine Abart die gar keine Hörner hat.

Der Zwerghirsch gleichet dem Hirschen im Kleinen, er hat die schöne Gestalt und Leichtigkeit desselben, und ist nicht grösser als ein Haas. Andere Eigenschaften nähern ihn den Gazellen, weil er geschwind müde wird, so fangen ihn die Negern ohne Mühe, sie haben ihn den **König der Hirschen** genennet, weil er in Ansehung seiner kleinen Gestalt ganz unglaublich leicht und flüchtig ist.

Von den verschiedenen Arten des Zwerghirsches sind hauptsächlich zwei bekannt, der Memina oder Indische Hirsch ohne Hörner, und der Guevei oder Guineische Zwerghirsch mit Hörnern. Der Guevei muß nach folgender Beschreibung des Desmarchais *) sehr klein seyn.

„In dem Königreich Akra an der Goldküste findet man
„ so kleine Hindinnen **) daß ihre ganze Höhe nicht mehr
„ acht oder neun Zoll beträget, ihre Beine sind nicht grösser
„ und dicker als ein Zahnstocher von einem Federkiel. —

„ Nichts

*) Demarchais Reise, T. I. p. 31. und die allgemeinen Reisebeschreibungen T. IV. p. 75.

**) Die Verfasser der Reissebeschreibungen nennen sie Dambirschen (Daims.)

„ Nichts ist niedlicher, zuthätiger und schmäuchlender
„ als diese kleinen Thiere, sie sind aber so zärtlich, daß
„ sie das Meer nicht vertragen können.„ Man sollte also sie stark austrocknen und zu uns bringen. Dergleichen Reichthümer haben einen grössern Werth als die mehresten andern so wir aus diesem Lande bekommen.

Weil der Zwerghirsch eine an die Hirschen und Gazellen angränzende Art ist, so glaube ich, daß er auch wie diese Thiere nur ein Junges auf einmal bringet, allein anderntheils ist auch seiner kleinen Gestalt wegen zu vermuthen, daß er mehrere werfe, wie der Haas, das Kaninichen, das gemeine Wiesel ꝛc. Herr von Buffon möchte diese Frage gerne entschieden wissen, und wünschet deswegen, daß einige aufmerksame Reisende, die der Natur nachzuforschen fähig sind, und sich bei den Personen, die sie auf ihren Reißen antreffen, über nüzliche Gegenstände befragen können, sich erkundigen möchten, ob die Zwerghirsche nur eines oder mehrere Junge bringen.

Der Cudus scheinet dem Herrn von Buffon eines derjenigen Thiere zu seyn, welches die Reisebeschreiber von Asien, den bengalischen Büffel, den rothen Büffel, den grauen Mogolischen Büffel oder Nil-gauts nennen, wenn es anders nicht der Africanische Pacasse ist. Allein zum Beweiß, daß es vielmehr eines von den Thieren ist, wovon die Reisebeschreiber von Asien reden, dienet das Stück von einem Kopf mit zwei Hörnern, welches man in dem Cabinet des Herrn Dupleix siehet, wobei ein Denkzettel folgendes Innhalts ist: Hörner von einem Thier, das beinahe so groß als ein Pferd und von graulichter

Farbe ist, und dabei vor dem Kopf einen Mähnenzopf gleich dem Pferde hat; man nennt es hier (zu Pondichery) Condoes, welches Cudus muß ausgesprochen werden.

Das Biesamthier, Biesamhirsch, Biesamreh oder Biesamziege ist ein Thier von einer etwas zweideutigen Art so dem Nemina oder Ostindischen Zwerghirschen gleichet. Es hat zwei große Schweins- oder Hackenzähne und keine Hörner. Dieser Mangel der Hörner machet, daß man es nicht zu der Classe der Hirschen oder Ziegen rechnen kann; es unterscheidet sich auch dadurch von selbigen, daß es an dem Nabel einen Beutel hat, welcher den Biesamsaft in sich enthält; oder es wäre wenigstens unter allen Thieren die einen wohlriechenden Saft *) von sich geben, das einige so zu dieser Classe gehörete.

Die Reißebeschreiber und Naturkundiger stimmen in der Beschreibung dieses Thieres nicht miteinander überein. Es hält sich in den Morgenländischen Gegenden, und vornehmlich in China auf. Dieses Thiergeschlecht scheinet nicht sonderlich zahlreich zu seyn. Es wird nirgend zahm gefunden.

Nichts in der Welt hat einen durchdringendern und anhaltendern Geruch als der Biesam. Der wahre und ächte Biesam, unter welchem gar keine andere Materie gemenget ist, ist sehr selten; derienige Biesam den das Thier auf die Steine oder Baumstämme laufen lässet, an welche es sich reibt, wenn dieser

Saft

*) Die bekanntesten dieser Thiere sind, der Dachs, der Bieber, der Peccari, der Ondatra, der Desman, die Ziberhkaze, und das Ziberhthier.

Saft in Gährung geräth, ausdünstet, und ihm ein Stechen verursachet, daß es sich desselben zu entledigen suchet, ist der allerbeste. Er gähret vornemlich in der Brunstzeit, nicht als ob er mit dem Saamen einen merklichen Zusammenhang hätte, sondern weil alsdann in den Feuchtigkeiten und allen Theilen dieses Thieres eine allgemeine Wallung entstehet.

Die Mazamen. Mazames.

Nachdem wir die ganze Classe der Hirschen und Rehe in der alten Welt durchgegangen haben, so müssen wir auch die aus der neuen Welt anzeigen, in welcher es weder Gazellen noch Zwerghirsche giebet. Dieses sind die eigentlich so genannten Mazamen und die Temamazamen so man in Neuspanien oder Mexico und in Brasilien findet. Man nennet die ersten auch Caguacu Apara, oder Cariacou, oder Waldhindinnen (Biches de bois) *) und die leztern Cuguacuété, oder kleine Cariacou, oder Sumpfbaderhindinnen (Biche des Paletuviers.) **) Diese beiden Thiere gleichen unsern rothen Rehen.

*) Man nennet in diesem Land so wohl die Männchen als die Weibchen Hindinnen (Biches.)

**) Die Paletuviers oder Mangelstauden sind Bäume die in den Morästen in America wachsen, und deren Zweige bis auf die Erde herunter hangen, daselbst Wurzeln fassen, und wiederum neue Bäume hervorbringen.

Der Babiruſſe Aper Orientalis und der Cabiai. Sus Paluſtris.

Dieſe beiden Thiere haben ſo wohl unter ſich ſelbſt als mit dem Schwein, oder Eber viele Aehnlichkeit; der Babiruſſe unterſcheidet ſich von allen andern Thieren dadurch, daß er vier Hauerzähne, zwei in dem obern und zwei in dem untern Kiefer hat, die anſtatt ſich zu durchkreuzen, welches ihrer Wirkung hinderlich ſeyn würde, alle viere gerad hervor ragen; die im untern Kiefer ſind zierlich zuruck gebogen, man ſollte ſie mehr für Hörner als für Zähne halten; ſie ſind wie die obern Hauer ein ſehr ſchönes Elfenbein.

Der Babiruſſe ſtüzet manchmal ſeine Hauer auf einen Baumſtock um mit in die Höhe gerichtetem Kopfe ſchlafen zu können, welches er mit dem Elephanten gemein hat. Man findet ihn in unterſchiedlichen Gegenden in dem Mittägigen Aſien und Africa.

Der Cabiai oder das Waſſerſchwein (Cochon d'eau) iſt in America zu Hauſe, er iſt nicht ſo groß und ſtark wie ein Schwein, dem er auch auſſer dieſem nur in Anſehung der Geſtalt ſeines Leibes und ſeiner Füße gleichet, dann ſeine Gewohnheiten und ſein Naturell iſt von des Schweines ſeinem gänzlich unterſchieden, er iſt von einer ſanften Art, und läſſet ſich gerne zähmen, er iſt faſt ein Amphibium, und ſizet öfters auf ſeinen hintern Pfoten. Sein Fleiſch iſt, wie das Fleiſch des Biebers und der Fiſchotter, von der Seite des Kopfes beſſer als von den Hintertheilen zu eſſen. Er kann die Kälte nicht vertragen. Der Herzog von Bouillon welcher ein Vergnügen an ausländiſchen Thieren hat, hat vor einigen Jahren einen Cabiai gehalten, welcher aber im Anfang des Winters ſtarb; Herr

von

von Buffon hat ihn gesehen, und folglich öfters, da er noch lebte, genau beobachtet.

Das Stachelschwein. Hystrix. Der Coendu, der Urson, der Taurec und der Tendrac.

Das Stachelschwein gleichet zwar ein wenig dem Haasen und etwas dem Bieber, und hat wie der Igel Stacheln, kann aber doch zu keiner dieser Arten, und noch weniger zu den Schweinen gerechnet werden, von denen es nichts ähnliches als das Grunzen hat. (Tab. V.) Es ist unbillig, und man verursachet viele Irrthümer dadurch, wenn man zwei Thieren einer geringen Aehnlichkeit wegen einerlei Namen giebet. Inzwischen geschiehet solches täglich bei den Hauptunterabtheilungen unsers Geschlechts, wir vermengen einen Thoren, einen unverschämten Menschen mit einem verdienstvollen Mann, und einen geschickten Betrüger mit einem ehrlichen Mann, weil sie ohngefähr einerlei Sprache führen.

Das Stachelschwein hält sich in den heißesten Africanischen und Indischen ländern auf, man hat es aber auch mit gutem Erfolg nach Persien, Spanien und so gar nach Italien versezet. Plinius und Aristoteles sagen, daß sich dieses Thier gleich dem Bären, dem Winter über verberge, und das Weibchen nur ein Monat lang trächtig seye; diese Umstände werden vermuthlich mit der Zeit noch durch einen aufmerksamen Spanischen oder Italiänischen Beobachter in ihr gehöriges Licht gesezet werden.

Es läst sich leicht zahm machen, läst sich aber so wenig wie der Igel p. 186. seine Freiheit gänzlich benehmen,

nehmen, wenn man es in eine Tonne oder in einen hölzernen Kasten einschließet, so machet es mit seinen Zähnen die sehr scharf sind, eine Oefnung, und entwischet.

Fast alle Reisebeschreiber und Naturkundiger melden, daß das Stachelschwein seine Stacheln auf eine ansehnliche Weite mit solcher Gewalt abschiesse, daß sie durch eine Diele durchgiengen, und daß diese Stacheln die besondere Eigenschaft hätten, daß sie, wo sie einmal eine Oefnung gemachet haben, wenn man sie nicht gleich auf der Stelle heraus ziehet, von sich selbst immer tiefer hinein drängen. Allein der Engelländische Herr Doctor Shaw hat dieses falsche wunderbare Vorgeben mit seinen Beobachtungen widerleget. Es ist also unrichtig, daß das Stachelschwein, wie Claudianus saget, an und für sich selbst zugleich sein Bogen, Köcher, und Pfeil seye, deren es sich wider seine Feinde bediene. Wenn dieser Dichter in der Naturgeschichte so gut wie Herr von Buffon wäre erfahren gewesen, so würde er diesen schönen Ausdruck nicht auf das Stachelschwein angewendet haben. Wenn er aber so galant wie Ovidius und Tibullus gewesen wäre, so hätte er solchen auf die Liebe anwenden können, worzu er sich vortreflich wohl schicket.

Die Stacheln des Stachelschweins scheinen wahre Federkiele zu seyn, denen blos das Gefieder mangelt *) und man kann folglich, wie Herr von Buffon saget, vermög dieser Aehnlichkeit dieses Thier für eine Schattirung zwischen den Vögeln und Vierfüßigen Thieren betrachten. „ Wir erhaschen diese Aehnlichkeiten, sagt „ er, wiewohl nur im Vorbei gehen. Indessen ist da„ durch allemal wieder ein neuer Punct in der Natur

„ festge-

*) Sie sind fast achtzehen Zolle lang.

„ festgesezt, die sonst unsern Augen zu entfliehen, und
„ durch die Seltsamkeit ihrer Erzeugungen mit denen
„ ihre Lust zu haben scheinet, die dieselbe erforschen
„ wollen. „

Die Wilden in Canada malen die Stacheln des Stachelschweins mit unterschiedlichen Farben; sie schneiden auch kleine breitliche Stücke daraus, und verfertigen artige Stückereyen und Zierrathen davon, womit sich ihre Weiber schmücken.

Den Coendu darf man für kein Stachelschwein halten, dann er hat mit diesem Thier nichts gemein, ausser den Stacheln, und einigen seiner Gewohnheiten.

Man findet den Coendu in Brasilien, er ist ein schwaches und in Vergleichung mit dem Stachelschwein nur halb organisirtes Thier, hat auch viel kleinere Stacheln.

Der Urson hat seinen ruhigen Aufenthalt in den Wüsteneyen des Nordlichen America, und ist erst seit kurzem bekannt. Herr von Buffon nennet ihn Urson, um dadurch den Namen des Hudson in Erinnerung zu bringen, welcher diesen Welttheil zuerst entdecket hat, und zugleich seine stachlichte und igelartige Natur anzuzeigen.

Man könnte ihn den stachlichten Bieber nennen, dann er hat viele Aehnlichkeit mit ihm, und hält sich auch in dem nämlichen Land auf.

Der Tanrek und der Tendrac sind gleichsam die lezte Linie von dem Geschlecht der Stachelschweine; ihre kleine Gestalt, ihre dünnen Stacheln, und hauptsächlich ihre schwachen und vernachläßigten Umfänge scheinen anzuzeigen, daß die Natur bei ihrer Bildung das Geschlecht welches erst nach ihnen folgen sollte, ent-

worfen habe. Man findet den Tanrec und den Tendrac in Ostindien, dieser ist ein wenig grösser als ein Maulwurf, der Tanrec ist noch etwas grösser und dicker, alle beide grunzen und haben Stacheln wie der Igel, aber sie drehen sich nicht wie dieser in eine Kugel zusammen, und begatten sich nicht mit dem Igel *)

Sie bringen einige Monate im Schlaf zu, und in dieser Zeit der Erstarrung gehen ihnen die Haare aus, die ihnen bei ihrem Erwachen wiederum wachsen. Sie sind fast Amphibia, man fängt sie in kleinen Canälen des Salzwassers, und in Seelachen **) wo sie sich kleine Höhlen oder Arten von Lagern graben.

Der Kameelpardel. Giraffe, Camelopardalis.

Plinius hat von dem Wort Camelopardalis folgende Wortleitung gemachet, daß nämlich die Aehnlichkeit mit dem Kameel (Camelus) zu einem andern Thier (ad aliud) seye gezogen worden. Es ist aber natürlicher wenn man dieses Wort in der Bedeutung betrachtet, daß es einen Kameel-Pardel (Chameaupard) oder ein getiegertes Kameel anzeiget.

Der Kameelpardel (Giraffe oder Zoraphe ***) wird nur in einigen Provinzen in dem mittägigen Theil von Africa und Ostindien gefunden; er ist mit seinen vor-

*) Ich habe p. 188. da ich von dem Europäischen Igel gehandelt, erinnert, daß man den Ostindischen Igel Sora nennet.

**) Man nennet Seelachen (lagunes oder lacunes de mer) diejenigen Moräste und Teiche so in gewissen Gegenden an dem Ufer des Meeres sich befinden.

***) Diese beiden Worte kommen von dem Arabischen Zurafa her.

vordern Füssen, dem Hals, und Kopf ohngefähr sechzehen Schuh hoch; an dem hintern Theil des Leibes ist er aber fast um zwei Drittel niedriger, dann seine vordern Beine sind zweimal grösser als die hintern; sein Kopf ist mit zwei kleinen Hörnern *) gezieret, und nur zweimal so groß als ein Strausenkopf, sein ganzer Leib ist mit weissen Flecken auf einem braunen Grund bezeichnet. Dieses Thier ist sanft, vertraulich, und lässet sich gerne und willig führen. Es nähret sich für ordentlich von den kleinen untern Zweigen der Bäume, es fälle ihm sehr schwer das Gras zu prossen, weil es vornen gar zu hoch gestellet ist, es gibt wenig vierfüßige Thiere deren Beine so gebildet sind. Und bei den mehresten sind vielmehr die vordern Beine ein wenig kürzer als die hintern, wenigstens bemerket man dieses an solchen Thieren die von Gewächsen leben, und sich nothwendig alle Augenblicke niederbeugen müssen.

Der Kameelpardel unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von dem Kameel, daß iener dem Menschen auf keine Art einigen Nuzen gibt, noch solches zu thun vermögend ist. Wäre es nicht zu wünschen, daß dieses Thier seine Stärke und seinen Muth mit der mittelmäßigen und kürzern Gestalt des Esels vereinigen mögte? Allein es musten vermuthlich sich in der Natur, so wie in der menschlichen Gesellschaft, auch einige grosse schlecht organisirte Wesen befinden, die nur deswegen vorhanden sind, damit sie in der allgemeinen Kette einen Plaz einnehmen, und ein Glied von dem andern unterscheiden.

*) Man weis noch nicht, ob er seine Hörner alle Jahre absezet, wie die Hirschen, oder ob sie ihm beständig bleiben, wie den Ochsen und Ziegen ihre Hörner.

Der Lama und der Paco.

Dieses sind die zwei einigen Hausthiere deren man sich in Peru, und in den andern Mittägigen Americanischen Welttheilen bediente, ehe die Spanier dahin gekommen waren. Der wilde Lama wird Huanacus, Guanaco oder Guanapo genennet, und der wilde Paco heißt Vicunna, daraus wir im Französischen Vigogne gemachet haben. Der Hausvigogne oder Paco wird auch Alpaque genennet.

Diese Thiere halten sich am allerliebsten auf den höhesten Gebirgen auf, und sind vornehmlich in der Kette von Bergen zu finden, die sich von Neuspanien bis an das Magellanische Meer erstrecket. Vielleicht könnten wir sie in den Alpen nnd Pyrenäischen Gebirgen einheimisch machen, ein solcher Versuch würde von grossem Nuzen seyn, wenn er glücklich von statten gienge. Im Jahr 1558 führte man ein solches Thier lebendig nach Holland. Man hat auch unterschiedliche nach Spanien bringen lassen, die daselbst umkamen, allein dieses rührte unstreitig davon her, daß sie unter der Aufsicht solcher Leute stunden, die entweder nicht sorgfältig genug oder zu wenig unterrichtet waren, und daß man sie, anstatt sie in Spanien selbsten ans Land zu sezen, dessen Himmelsluft ihnen nicht anständig ist, nicht vielmehr an dem Fuß der Pyrenäischen Gebirge ausgesezet hatte; wenn dieses leztere geschehen wäre, so würden diese Thiere bald die Gipfel der Berge gefunden, sich daselbst vermehret, und dadurch bis iezo die vortrefliche Vigognewolle, von welcher ich gleich in der Folge mehrers gedenken werde, in Europa gemein gemachet haben.

Die

Die Kaufleute welche nach den Inseln reißen, (man giebt America diesen Namen) sollten uns einige dieser Thiere mitbringen, die uns sehr nüzlich seyn würden, allein es scheinet daß alle Wünsche und das ganze Wesen eines Europäers der nach der neuen Welt kommt, sich auf den gräßlichen Durst nach Gold und Blut beziehen. *)

In Peru giebt es viele Lamas, und dieses Land ist eigentlich ihr Geburtsort, sie sind daselbst so unentbehrlich wie die Kameele in Arabien; sie können ohngefähr zwey hundert und funfzig Pfund tragen; sie gehen durch die allerbeschwerlichsten Wege wodurch selbst ihre Führer nicht kommen können, und legen täglich fünf bis sechs Meilen zuruck. Wann sie des Ausruhens benöthiget sind, so beugen sie ihre Knie ganz bedächtlich, und senken den Leib auf eine so schickliche Weise, daß sich ihre Last nicht verrucken kann. So bald sie das Pfeifen ihres Führers hören, so stehen sie wiederum auf. Wenn man sie übertreibt und überlädet, so fallen sie nieder, und wenn man nicht aufhöret sie in diesem Zustand zu mishandeln, so bringen sie sich selbst aus Verzweiflung um; indem sie ihren Kopf an die Erde schlagen; sie rächen sich dabei durch nichts weiters gegen ihren grausamen Herrn, der sie dazu zwinget, als daß sie ihm einen Saft eine Art eines

Spei-

*) Herr von Buffon wünschet sehnlich daß man Vigognen in unsere Gebirge bringen möchte. Herr von Voltaire beklaget bitter, daß man den Brodbaum (l'arbre du pain) welcher in der Marianischen Insul Tinian wächset, bei uns nicht naturalisiret. S. in dem Dictionnaire d'Histoire Naturelle des Herrn von Bomnar den Artikel arbre du pain. Allein man bleibt bei allem diesem unempfindlich, und ist mit ganz andern, ohne Zweifel wichtigern Sorgen beschäftiget.

Speichels in das Gesicht geifern, der durch den Zorn scharf und äzend wird.

Der Lama braucht ohngefähr drei Jahre zu seinem Wachsthum, und sollte also zwanzig bis zwei und zwanzig Jahre lang leben, wenn man ihn wohl hielte, und nicht zu viel arbeiten ließe, allein so wird er schon mit funfzehen Jahren sehr alt. Ueberdieses ist es auch wohl möglich, daß die Americanischen Thiere nicht vollkommen siebenmal so lang leben, als die Dauer ihres Wachsthums sich erstrecket, weil die Natur in diesem Welttheil sehr schwach und matt ist.

Man kann wohl sagen, daß der Lama und Paco iedes seines Theils das Americanische Kameel und Schaaf vorstellet, daher auch einige Naturbeschreiber den Lama das Elephantenkameel genennet haben. Sie haben eine Wolle die der Schaafwolle nahe kommt, und gleichen übrigens dem Kameel, ausgenommen daß sie keinen Höcker haben, und nur fünfthalben oder fünf Schuh hoch sind.

Ungeachtet diese Thiere ausserordentlich geil sind, so begatten sich doch das Männchen und Weibchen mit vieler Mühe miteinander, und sie ächzen und stohnen bisweilen einen ganzen Tag lang, ehe sie zum Genuß kommen. Ist diese Schwierigkeit sich zu begatten nicht eine besondere Sorgfalt der Natur, indem selbige dadurch, daß sie die ungestümmen Begierden dieser Thiere nicht so gleich befriedigen lässet, sie verhindert, daß sie sich nicht allzusehr entkräften? Und dienen diese wiederhohlten Versuche sich zu begatten, nicht auch zugleich zu einem Mittel den Saamen vollkommener, geistiger und fruchtbarer zu machen?

Die

Die Lamas nähren sich wie die Esel von dem Graß das sie finden, sie brauchen keine sorgfältige Wart, und wenn es ihnen am Wasser mangelt, so tränken sie sich mit ihrem Speichel der bei diesen Thieren reichlich fließet. Sie wiehern wie die Pferde.

So mässige und sanfte Thiere müßen nothwendig die Gesellschaft lieben; man siehet sie Rudelweiß zu zwei bis drei hunderten in den Gebirgen miteinander gehen, und ihre Schwachheit und Furchtsamkeit ist ein noch anderer Beweggrund sich zusammen zu begeben. Sie ziehen die höchsten Spizen der Berge wo die Kälte am heftigsten ist, der gemässigtern Gegend weiter unten an den Bergen vor.

Die Huanacus oder wilden Lamas so sich in den Gebirgen aufhalten, sind viel stärker und schöner als ihre unglücklichen Brüder, die sie vermuthlich mit Seufzen unter der Herrschaft des Menschen in den Thälern ein beschwerliches und ungesundes Leben führen sehen.

Die Pacos verhalten sich zu den Lamas wie der Esel zu dem Pferd. Die Bekleidung des Pacos hauptsächlich desienigen welcher sich in seiner völligen natürlichen Freiheit befindet, und den wir Vigogne nennen, ist sehr kostbar; sie bestehet in einer feinen Wolle von einer bleichen Rosenfarbe, die sich bei der Verarbeitung wenn sie durch die Hand des Künstlers gehet, nicht verliehret.

Nichts ist leichter und ammuthiger als die Vigogneiagd; es versammlen sich viele Menschen, und iagen sie in enge Durchgänge, wo man in einer Höhe von drei bis vier Schuhen Stricke vorgezogen hat, in welchen man Läppchen von Leinwand oder Tuch spielen lässet.

lässet. Die Vigognen werden, wenn sie zu diesen Ausgängen kommen, durch das Flattern der vom Wind bewegten Lappen in solche Furcht gesezet, daß sie es nicht wagen hinüber zu springen, so daß man sie alsdann mit leichter Mühe töden kann. Wenn sich aber bisweilen in dem Rudel einige Huanacus befinden, die, da sie höher vom Leib und nicht so furchtsam wie die Vigognen sind, über die Garne weg sezen, so folgen die Vigognen diesem Beispiel nach, springen gleichfals darüber, und entwischen den Jägern.

Der Unau und der Ai. Tardigradus ignavus.

Man findet zwischen diesen beiden Thieren einen sehr geringen Unterschied, ungeachtet sie nicht zu einerlei Geschlecht gehören. Man nennt sie alle beide in der lateinischen Sprache die Faulthiere (Ignavus) oder das Thier mit trägem Gang (Tardigradus.) Geßner, dieser berühmte Naturkenner hat den Unau ohne Grund oder vielmehr aus einer unrichtigen Beschreibung, Arctopithecus (den Affenbären) genennet, denn er gleichet weder dem Bären noch den Affen. Der Ai (Tab. VI.) hat seinen Namen von dem traurigen und kläglichen Geschrei das er öfters wiederhohlet. Ich will diese beiden Thiere unter dem gemeinschäftlichen Namen der Faulthiere zusammziehen; sie sind das wahre Bild solcher Menschen die sich selbst unnüzlich und der Welt zur Last sind, und die wir mit diesem Namen belegen.

Die schwache und unvollkommene Organisation des Faulthieres zeiget schon an, daß sie in einem unfruchtbaren Boden hervorgekommen sind. Man findet

sie

sie nirgend als in den Wüsteneien in dem Mittägigen Theil von America; sie kriechen vielmehr als sie gehen; dieses Thier klimmet auf eine träge und schleppende Art längst dem Stamm eines Baumes hinauf, und frisset nach und nach die Blätter und Früchte desselben, und wenn es diesen Vorrath aufgezehret hat, so bleibt ihm kein anderes Mittel übrig, als daß es herunter fällt, und sich von diesem Baum auf einen andern begibt, wenn es seinen Fall überlebet, welches aber selten geschiehet; und also stirbt es mehrestentheils an dem Fuß desselben Baumes wo es gebohren worden ist. Es kann vermittelst zweier krumm gebogenen Klauen die es an ieder Pfote hat, sich in die Rinde einklettern und also den Baum hinauf klimmen, aber rücklings kann es nicht mehr herunter klettern.

Sein Rock bestehet aus einem dicken Pelz der weder Haar noch Wolle zu seyn scheinet, sondern vielmehr vermengten Flachs gleichet.*) Anstatt daß es wie andere vierfüßige Thiere zwo Oefnungen nach aussen zu hätte, die eine nämlich für den Urin, und die andere für den Unrath, so hat es deren nur eine einige gemeinschäftliche, eine Cloacke wie bei den Vögeln. Das Weibchen hat nur zwei Zizen, und kann folglich auf iedesmal nicht mehr als ein oder zwei Junge werfen. Diese Thierart ist eine der lezten und äussersten Producten der belebenden Natur, und nicht zahlreich; da dieses Thier von allen Seiten mit so vielen Ursachen umgeben ist, die seinen Tod veranlassen können, so würde es sich nicht bis zu uns erhalten haben, wenn es sich nicht in solchen Orten und Wüsten aufhielte, wo es wenige

*) Man nennet es auch, wie Herr Daubenton saget den verbrannten Rucken (Dos brulé) weil es wirklich so aussiehet, als wenn ihm das Haar auf dem Rucken abgebrannt wäre.

nige Thiere giebt, die es aufzureiben suchen, und wi-
der welche es weder Gewehr noch List gebrauchen kann.
Der Zustand dieses Thieres würde ausserordentlich un-
glücklich seyn, wenn es mehr Empfindung hätte, allein
so vermischte Wesen wie dieses Thier, haben die Eigen-
schaften, daß sie um so viel weniger empfinden, ie unre-
gelmässiger sie gebildet sind. Und also kann man sagen,
„ daß diese Geschöpfe zwar elend aber doch nicht un-
„ glücklich sind, und daß die Natur bei denen von ih-
„ ren Geschöpfen, die sie am mehresten vernachläss:get
„ zu haben scheinet, allemal mehr Mutter als Stief-
„ murter seye. „ Dieses Urtheil fället Herr von Buf-
fon, welcher die Natur vollkommen kennet.

Der Surikate, der Tarser, der Phalanger und der Coquallin.

Dem Herrn von Buffon wurde in Holland ein klei-
nes Thier, welches den Naturkundigern unbe-
kannt zu seyn scheinet, unter dem Namen Surikate ge-
bracht. Man findet es zu Surinam, und in einigen
andern Ländern des südlichen America. Es ist nicht
grösser als ein Kaninichen, und gleichet dem Coati sehr.
Dasienige Thier welches zu dieser Beschreibung Gele-
genheit gegeben, ist vom Herrn de Seve *) einige Mo-
nate lang unterhalten worden. Dieses Thier wurde
sehr zutraulich, „ es war zahm, und biß keinen Men-
„ schen als den Herrn des Hauses, der ihm zuwider
„ war. Es hatte zweierlei Stimmen, es belferte wie
„ ein iunger Hund, wenn es nicht länger allein seyn
„ wollte,

*) Herr von Seve ist ein sehr geschickter Künstler, und verdiente mit Recht den Auftrag, den ihm Herr von Buffon machte, dieienigen Thiere abzuzeichnen, die er beschrieben hat.

„ wollte, oder sich fürchtete; und so bald es hingegen
„ durch Liebkosungen gereizet wurde, oder ihm sonst ein
„ Vergnügen anwandelte, so gab es einen eben so schar-
„ fen Laut von sich, als eine kleine Klapper die mit
„ Heftigkeit umgedrehet wird. Dieses Thier war ein
„ Weibchen und schien öfters hizig zu seyn, wiewohl
„ ihm unser Clima zu kalt war. Es hat auch die Käl-
„ te desselben nur einem Winter über ausstehen kön-
„ nen, so sehr man auch für seine Nahrung und Wär-
„ me sorgte.

Wenn man nicht weis, was für einen Namen ein Thier in seinem Vaterland führet, so muß man ihm so lange, bis man selbigen erfähret, einen solchen beilegen, der wo möglich, von einigen seiner vorzüglichsten Eigenschaften hergeleitet ist, aus dieser Ursache hat Herr von Buffon zwei Arten grosser Razen, wovon der eine ganz zuverlässig aus America kommt, und der andere ebenfals daher zu seyn scheinet, Tarser und Phalanger genennet. Derienige, von dessen Vaterlande man versichert ist, ist der Phalanger, der seinen Namen daher hat, weil die erste Zehe desselben mit der andern so zusammen gewachsen ist, daß sich beide erst an der leztern Gliederreihe (phalange) *) scheiden, um zu den beiden Nägeln zu gelangen, welches man bei keinem einigen andern mit Zehen versehenem Thiere bemerket.

Der Tarser hat wie die Gerboise die wir gleich auch beschreiben wollen, viel längere Hinterfüße als die vordern sind, weil die Knochen der hintern Füße,

und

*) Es ist bekannt, daß sich die Zehen der Thiere in Gelenke (articulations) und Gliederreihen (phalanges) theilen.

und vor allen diejenigen, die den Oberthell der Fußwurzel (Tarse) *) ausmachen, von einer übermäßigen Größe sind. (Tab. VI.)

Das Thier welches man das Pomeranzenfarbige Eichhörnchen nennt, ist das nemliche, welches Herr von Buffon unter dem Namen Coqualin **) beschreibet. Dieses Thier ist zweimal größer als unser gemeines Eichhorn; und gleichet diesem nur in dem Schwanz und der Gestalt, sein Naturell und seine Gewohnheiten sind von den Gewohnheiten des Eichhorns ganz verschieden. Es lauft nicht auf die Bäume, sondern hält sich in Löchern auf, wo es iunget; und man kann es fast ein Erdeichhörnchen nennen, wie das welches wir p. 171. das Schweizereichhorn genennet haben, und welches man in diesem Land ebenfals findet. Es hat einen schönen gelben Bauch, und der ganze übrige Theil des Leibes, ist weiß, schwarz, braun und Pomeranzenfarb untermenget.

Die Gerboisen.

Wenn es richtig ist, daß der Tarser ursprünglich aus der neuen Welt kommt, so folget daraus, daß es in beiden Welttheilen Gerboisen giebet.

Herr von Buffon nennet vier Arten kleiner Thiere Gerboisen, deren hintere Pfoten in Vergleichung mit den vordern sehr lang sind, und die den Pfoten eines Maulwurfs gleichen. 1) Der Tarser den wir kürzlich

*) Der Theil des Fußes welchen die Anatomiker Tarsus nennen, ist der Obertheil des Fußes, oder der Rist.

**) Herr von Buffon hat dadurch die zwei Mexicanischen Worte Quauhicallotquapuchli oder Coziocotequallin, die für uns gar zu schwer auszusprechen sind, kürzen, wollen.

kürzlich beschrieben haben. 2) Der Gerbo oder Jerboa, oder die eigentlich so genannte Gerboise. 3) Die Alagtaga, und 4) das Daman Jßrael oder das Israelitische Lamm, welches in der heiligen Schrift Saphan genennet wird.

Diese Thiere laufen sehr geschwind, und zwar nur auf ihren hintern Füßen, sie verbergen bisweilen ihre Hände oder vordern Pfoten in ihr Haar so sehr, daß man glauben sollte sie hätten gar keine.

Der Gerbo wird in Circassien und Arabien, und die Alagtaga in der Tartarei bis in Siberien gefunden. Diese ausserordentlich wunderbare Verschiedenheit der Himmelsgegenden beweiset, daß diese beiden Thiere zu verschiedenen Gattungen gehören. Das Daman Jßrael hält sich auf dem Berg Libanon, in Syrien, und Phönicien auf. Man hat ihm vermuthlich seines sanften Naturells wegen den Namen Lamm beigeleget.

Der grosse Ameisenfresser. Tamanoir, der mittlere Ameisenfresser Tamendua, und der kleine Ameisenfresser. Fourmiller.

Der grosse Ameisenfresser Tamanoir oder Tamendua-guacu, das heist, der grosse Tamendua, und der mittlere Ameisenfresser oder kleine Tamendua gleichen dem kleinen Ameisenfresser oder Fourmiller nur blos in ihrem Naturell, und in ihrer betrübten Lebensart sich von Ameisen zu nähren, die sie auf keine andere Art erhaschen können, als daß sie die Zunge an solchen Orten wo die Ameisen herum kriechen, auf der Erde ausstrecken, und wenn selbige ein wenig mit Ameisen bedeckt ist, wiederum einziehen.

Diese drei Thiere haben eine lange Schnauze, einen runden und langen Rachen, und keine Zähne, sie sind ursprünglich aus Brasilien und Guiane. Der Tamanoir ist ohngefähr vier Schuh lang, den Kopf mitgerechnet, und die Schnauze ist vierzehen bis funfzehen Zoll lang; er ist mager und weichlich wie die beiden andern Arten dieser Thiere. Der Tamendua ist ohngefähr achtzehen Zoll, und der Fourmiller nur sechs bis sieben Zoll lang.

Der Pangolin und der Phatagin.

Weil diese zwei vierfüssigen Thiere mit Schuppen bedecket sind, und einige äusserliche Aehnlichkeiten mit der Eydechse haben, so hat man geglaubt, sie schuppichte Eydechsen nennen zu können, *) sie gehören aber keinesweges zu dieser Gattung, dann sie haben am Hals und unter dem Bauch Haare. Man hätte sie auf solche Art eben sowohl Igeln nennen können, da sie sich wie diese in eine Kugel zusammen winden. Wir wollen demnach lieber zugestehen, daß die Natur unsern schwachen Beobachtungen auf allen Seiten entwischet, weil sie alle Geschöpfe solchergestalt miteinander verbunden hat, daß sie alle durch mehr oder weniger merkliche Aehnlichkeiten miteinander zusammenhängen, denen wir aber vielfältig mit unsern Betrachtungen und Erforschungen nicht nachfolgen können; es ist dieses ein ganz einfacher Knoten, der aber mit einer so unendlichen Kunst geknüpfet ist, daß wir ihn weder auflösen noch durchhauen können.

Der

*) Der Name der schuppigen Eydechsen Lacertus Squamosus, kommt diesen Thieren auf keine Art zu, inzwischen haben ihnen die Naturbeschreiber solchen beigeleget.

Der Pangolin und der Phatagin bringen ihre Junge lebendig zur Welt, sie haben eine spizige Schnauze, eine so lange Zunge wie der kleine Ameisenfresser, und leben wie dieser von Ameisen. Ihre Schuppen stehen wie die Artischockenblätter übereinander. Sie scheuen das fürchterlichste Thier nicht, wenn sich ihnen ein Feind nähert, so ziehen sie sich in einen Klumpen zusammen, und halten ihm ein so starkes und schneidendes Gewehr vor, daß er seiner Beute entsagen muß; sie graben sich Lager, worinnen sie ihre Jungen erziehen, sie haben ein furchtsames und sanftes Naturell.

Man findet sie in Ostindien und in Africa, wo sie die Negern Quogelo nennen. Der Pangolin ist ohngefähr acht Schuh lang, seinen Schwanz mitgerechnet, der vier Schuhe in der Länge beträget. Der Patagin ist fast um die Helfte kleiner, hat aber einen längern Schwanz.

Die Tatus.

Diese Thiere welche die Französischen Reissenden auch Armadillen *) genennet haben, sind an statt der Haare mit einem Panzer versehen, der ihnen fast den ganzen Leib bedecket. Diese Schaale, dieser Panzer bestehet aus einer beinichten Substanz, wie bei andern Thieren die mit Schaalen bedecket sind; nur mit diesem Unterschied, daß die Haut des Tatu in ihrer Breite in unterschiedliche abgesonderte Gürtel abgetheilet ist, die miteinander durch schmale Häute zusammen hängen, welche bei dieser Rüstung ein wenig Bewegung und Spielkraft zulassen. Man muß hievon die merkwür-

*) Man sehe die allgemeinen Reisebeschreibungen, Vol. XV. p. 154. 218. das nämliche Thier so in Paraguai Tatu heisset, wird in Tucuman Mulica genennet.

dige und vortrefliche ausführliche Beschreibung des Herrn von Buffon lesen, die er von der Organisation dieser Schuppen liefert.

Die Tatus sind unschuldige Thiere, sie nähren sich von Früchten, und graben die Erde so geschwind wie die Maulwürfe auf. Sie bringen jährlich öfters als einmal vier Junge. Ob sie gleich ursprünglich aus dem Südlichen America herkommen, so können sie doch auch in unserm Clima leben.

Man theilet die Tatus in grosse und kleine Arten ein. Zu den grossen gehören der **Kabassu**, und der **Encubert**. Zu den kleinen zählet man den **Apar**, den **Tatuete**, den **Cachicame**, und den **Cirquincon**. Die Tatu von der grossen Art haben eine härtere Schaale, und halten sich an mehr erhabenen Gegenden auf als die kleinen. Beide Arten winden sich in einen Klumpen zusammen, sie sind aber nicht unverletzlich wie die Pangolins, weil sie ihre Feinde an den von dem Panzer unbedeckten Stellen, die wie ich schon gemeldet habe, mit Häuten ausgefüllet sind, anpacken können.

Der Paca.

Der Paca hat zwar einige Gewohnheiten mit dem Kaninichen gemein, vornehmlich diese, daß er sich wie das Kaninichen ein Loch in die Erde gräbet, er gehöret aber deswegen doch keinesweges zu dem Geschlecht dieser Thiere, der Paca ist grösser als das Kaninichen, und insgemein sehr feist. Man findet ihn in dem Südlichen America, und er hält sich an den Ufern der Flüsse auf. Er grunzet wie ein Schwein, und hat keinen grössern Schwanz, als ein Meerschweinchen, man hält sein Fleisch für sehr niedlich; sei-

ne Haut giebt ein schönes, weiß, grau, und schwarz geflecktes Pelzwerk.

Einige Reisende nennen dieses Thier Pak, und die Einwohner in Guiane heissen es Ourana.

Der Sarige oder Opposum. *)

Dieses Thier unterscheidet sich von allen andern durch zwei Haupteigenschaften; das erste Merkmal ist dieses, daß bei dem Männchen und Weibchen die erste Zehe an den Hinterfüssen keinen Nagel, und einen merklichen Abstand von den andern Zehen hat: (es ist mit vier Pfoten versehen) das andere ist, daß das Weibchen, so bald seine Jungen in der Bärmutter gebildet sind, selbige in eine äusserliche Höhlung aufnimmt, welche ihre Zizen bedecket, in welcher sie so lange bleiben bis sie stark genug geworden sind, daß sie aus dieser Höhlung heraus, und auch, wenn sie wollen, wieder hinein gehen können. Ausser diesem unterscheidet sich der Sarige auch noch durch die Bildung seiner Geburtsglieder, die von den Geburtsgliedern aller andern vierfüssigen Thiere abweichet; das Männchen hat eine gespaltene Ruthe, und die Mutterscheide des Weibchens theilt sich in zwei Gänge.

Der Sarige ist ohngefähr anderthalb Schuh lang, den Schwanz nicht mitgerechnet, er ist wenigstens eben so stinkend wie der Fuchs. Er gehet sehr beschwerlich und kann fast gar nicht laufen, aber er klettert sehr behend auf die Bäume. Er hänget sich mit dem äussern End seines Schwanzes an die Zweige der Bäume, sein Schwanz ist voller Muscuin und gleichet

*) In Brasilien heist dieses Thier Carigueya, und in Missisipi, Ossa.

chet dem Schwanz des Sapajou, einer Art eines unächten Affens der sich mit diesem Thier zugleich in dem Südlichen America aufhält. Der Schwanz des Sarige ist nackigt, mit kleinen Schuppen bedecket, und gleichet einem Schlangenschwanz. — — Zeiget sich wohl nicht einige verborgene Aehnlichkeit zwischen dem Beutel der weiblichen Sarige, und der häslichen Schürze welche die Weiber der Huronen nach dem Bericht der Reisebeschreiber tragen?

Der Philander aus Surinam scheinet ein nahe angränzendes Geschlecht des Sarige zu seyn, er hat aber auch besondere Eigenschaften, die von den Eigenschaften dieses Thieres abweichen. Eine dieser vornehmsten Verschiedenheiten bemerket man an der Gestalt der Zehen an den Füssen.

Die Marmose und der Cajopollin.

Die Marmose ist nur den dritten Theil so groß wie der Sarige, und scheinet eine Nachbarin von der Gattung des lezten zu seyn. Sie hat wie dieser einen schuppigten und zum Umschlingen geschickten (prenante) Schwanz. Das Weibchen hat keinen Beutel unter dem Bauch, sondern nur zwo längliche Falten längst den Schenkeln, worinnen die Jungen ihre Stelle einnehmen, um sich an die Zizen anzuschmiegen. Die Jungen sind kaum so groß wie kleine Bohnen wenn sie sich aus der Bärmutter begeben; sie lassen die Zizen nicht eher fahren, als bis sie einen Theil ihres Wachsthums erhalten haben.

Man findet die Marmose wie den Sarige in Brasilien; sie gräbt wie dieser ein Lager unter der Erde, sie

fängt

fängt auch Vögel und frißt solche, ob sie schon auch wie der Sarige, Früchte, Körner, und Wurzeln fressen kann.

Der Cajopollin hält sich mit der Marmose in einerlei Himmelsgegend auf, und ist übrigens beinahe gar nichts von dieser unterschieden.

Die Manguste. Ichneumon oder Lutra Ægypti, die Fossane, und der Bansire, Mustela Javanica.

Diese drei Thiere sind Arten von Africanischen Mardern, oder wilden Wieseln.

Die Manguste *) so man auch die Pharaoraze nennet, ist in Aegypten ein Hausthier, sie macht nicht nur auf die Razen und Mäuse, sondern auch auf alle andere Thiere Jagd, und ist unersättlich im Morden, diese gräsliche Heftigkeit des Appetits ist eine Eigenschaft der Hausmarder. Sie leistet den Menschen und vielen Thiergeschlechten einen grosen Dienst, indem sie eine grosse Anzahl Crocodille vor ihrer Geburt vertilget, und die Eyer frißt, aus welchen selbige ausgeschloffen wären, sie tödet und verzehret auch kleine Crocodille, die kürzlich erst ausgeschloffen sind.

Wenn sie von einer giftigen Schlange verwundet wird, so heilet sie sich mit einer Wurzel, die, wie man sagt, weder Zweige noch Stiel, noch Blätter treibt, und deren Gebrauch und Nuzen die Indianer von ihr gelernet haben.

*) Man nennet dieses Thier auch zu Madagascar Fossa oder Fossane, und die Einwohner dieses Landes nennen manchmal die Fossane Mangurin oder geben ihr den Portugiesischen Namen Miungo, welcher aber nur der Manguste zukommen sollte.

Man hat der Fossane den Namen Genette von Madagascar beilegen wollen, allein er kommt ihr nicht zu, indem ihr die Haupteigenschaft der Genette fehlet, da sie keinen riechenden Beutel hat. Sie ist nicht so Fleischfräßig wie die andern Hausmarder, und frist mehr Früchte als Fleisch, und vornemlich die Bananen; man kann sie leicht zahm machen. Herr Poivre ein Philosophischer Reisender hat zwei Fossanen erzogen, und selbige dem Herrn von Buffon in einem im Jahr 1761 an ihn abgelassenen Schreiben beschrieben.

Das Thier so in Guinea Berbe heist, scheinet mit der Fossane einerlei zu seyn.

Der Vansire oder das gemeine Javanische Wiesel, dann man kann es fast zuverlässig für dieses Thier halten, ist von unserm wilden Wiesel wenig unterschieden, es gehöret inzwischen aber auch eben so wenig gänzlich zu diesem Geschlecht.

Die Makis.

Dieses Thiergeschlecht enthält dreierlei Gattungen: 1) der Mokok oder Mokoko, der unter dem gemeinen Namen des Maki mit dem beringten Schwanz (Maki à queue annellée) bekannt ist, weil sein Schwanz in dreisig Ringe eingetheilet ist, die wechselsweiß schwarz und weiß sind. 2) Der Mongus, insgemein der braune Maki genannt, weil die einzelne Thiere von dieser Art theils vollkommen braun, theils bräunlich sind. 3) Der Vari, den einige den scheckigten Maki (Maki-pie) genennet haben, wiewohl diese Benennung unrichtig angebracht ist, indem es bei dieser Gattung ausser denen die bunt, das ist, schwarz und weiß sind, auch ganz weisse und ganz schwarze giebt.

Die

Die Makis haben vier Pfoten; ihre Schnauze ist länglich wie der Hausmarder ihre, sie haben einen langen Schwanz den sie beständig gerad in die Höhe halten, weil er ihnen auser diesem in einer weiten Entfernung von ihnen im Staub und Koth nachschleppen würde. Sie sind artige Thiere, ob sie schon viel längere Hinterfüsse haben, als ihre vordern sind. Sie fressen mehr Früchte als Fleisch. Sie kommen ursprünglich aus dem Oestlichen Theil von Africa.

Der Mongus ist so groß wie eine mittelmäßige Kaze; diese Gattung enthält verschiedene Abarten, einige derselben sind nicht grösser als die Siebenschläfer. Der Mokoko ist grösser als der Mongus, und der Vari ist grösser als der Mokoko.

Den leztern kann man leicht zahm machen, und er thut niemand keinen Schaden, die beiden andern aber, hauptsächlich der Vari sind sehr boshaft.

Herr von Buffon hat einige Jahr lang einen Mongus gehalten, er entwischte manchmal, und stahl in den benachbarten Krämen Früchte und Zucker. Wenn man ihm seine Beute abnehmen wollte, so bieß er. Die Kälte im Jahr 1750 kostete ihm das Leben, ob man ihn gleich beständig am Feuer gehalten hatte.

Man vergleichet das Geschrei des Vari mit dem Brüllen eines Löwens.

Der Loris.

Der einzige Unterschied zwischen diesem Thier und den Makis bestehet darinnen, daß der Loris keinen Schwanz hat; er ist auch Verhältnisweis viel länger als die Makis und alle andere Thiere, denn er hat

neun

neun Lendenwirbel, da doch alle andere Thiere nur fünf sechs, oder sieben haben. Er ist so groß wie eine Raze, und hat ein gelbes Aschenfarbes Haar.

Der Affe. Simia.

Es scheinet als ob die Natur das gröste Vergnügen daran gefunden habe, das menschliche Geschlecht und alles was mit selbigem einige Aehnlichkeit hat, auf die wunderbarste Art zu vermehren. Die Affen sind Abrisse des Menschen; die Natur hat ihre Gestalt, und die ganze Beschaffenheit ihrer Leiber auf mehr als dreyßigerlei Arten gebildet, und durch die Hervorbringung dieser Thiere gleichsam ein Vorspiel zur Bildung des Menschen gemachet.

In Europa findet man keine Affen, dieser Welttheil ist für sie nicht hizig genug. In Asien und Africa aber zählet man siebenzehen, und in dem südlichen Theil von America zwölf bis dreizehen Gattungen dieser Thiere. Keine einige dieser Gattungen trift mit einer andern gänzlich überein, und man findet auch keine derselben zugleich in beiden Welttheilen. Die Affen ohne Schwanz halten sich nur in der alten Welt auf. Man hat im allgemeinen Verstand alle diejenigen Thiere Affen genennet, welche mit dem Menschen einige Aehnlichkeit haben. Der wahre und eigentliche Affe ist nach der Erklärung des Herrn von Buffons, ein Thier ohne Schwanz, dessen Gesicht platt ist, dessen Zähne, Hände, Finger und Nägel des Menschen seinen gleichen, und welches wie dieser aufrecht auf zwei Füßen gehet.

Nach dieser Erklärung giebt es nicht mehr als dreierlei Arten ächter Affen 1) den Orang-Utang d. i. Waldmensch, 2) den Pitheke*) und 3) den Gibbon; und diese drei Gattungen findet man nur in unserm Welttheil, wie denn auch die vierzehen Gattungen unächter Affen, von denen ich so gleich iezo handeln werde, ebenfals sonst nirgend als nur in der alten Welt zu finden sind.

Man kann die unächten Affen überhaupts in die drei Gattungen der Bavian (Babouins) Guenons und Magots eintheilen. Die Bavian sind von mittelmässiger Größe, und haben einen kurzen Schwanz, die Guenons haben einen langen Schwanz **) und sind klein. Die Magots oder Cinocephali d. i. Hundsschnauzen halten das Mittel zwischen den Affen und Bavianen, sie unterscheiden sich von den ersten dadurch daß sie längliche Schnauzen haben, und von den andern, daß sie nur einen kleinen Anhang von Haut, der einem Schwanz ähnlich siehet, oder gar keinen Schwanz haben, wodurch sie sich den erstern nähern.

Wir wollen nunmehro wiederum auf die drei Gattungen der ächten Affen zurück kommen. Der Gibbon ist ein Affe aus Ostindien dessen Arme so lang als sein Körper und seine Hinterbeine zusammen sind; der grosse Gibbon ist ohngefähr vier Schuh hoch; es giebt auch einen kleinern; er hat ein trauriges und murrisches Ansehen. (Tab. VII.)

Der

*) Dieses ist derjenige den die Griechen Piteoos und die Lateiner Simia nennten, und es ist auch nur der einige den sie kannten; hingegen waren ihnen einige unächte Affen bekannt, wie z. E. der Papion von dem ich in kurzem reden werde.

**) Daher hat man sie auch Cireopithecos d. i. geschwänzte Affen genennet.

Der Pitheke ist nur ohngefähr anderthalb Schuh hoch. Sein Geschrei lautet Chinchin, dieses ist der sanftmüthigste und folgsamste unter allen Affen.

Der Orang-Utang ist in Africa zu Hause. Dieses Thier scheinet eine Absonderungslinie zwischen dem Affen und dem Menschen zu machen, und gleichet stark dem leztern.

Es giebt zwei Gattungen des Orang-Utang, eine große, welche die Negern Pongo nennen, und eine kleine, die sie Jocko heißen. Der erstere wird auch von einigen Reißbeschreibern Barris, und der zweite von den Engländern Drille genennet. Die Abzeichnung so man zu Ende dieses Bandes, (Tab. VII.) findet, ist nach dem Weibchen eines Pongo gemachet worden, der nach Holland gebracht, und dem Prinz Friedrich Heinrich von Oranien vorgestellet worden. Die Beschreibung desselben findet man in der Histoire des Voyages. L. XIII. §. 4.

Diese Thiere sind so hizig auf die Weibspersonen, als auf die Weibchen von ihrem Geschlecht; wenn sie eine Weibsperson antreffen, so nehmen sie selbige mit in ihre Arten von Hütten worinn sie sich aufhalten, nähren sie recht wohl, und begegnen ihr auf das beste. Sie wißen wie man sagt, sich an einen Tisch zu sezen, des Messers, der Gabel, und des Löffels zu bedienen ꝛc. So viel weiß man wenigstens zuverlässiger, daß sie sich der Steine und Stöcke eben so wie wir zu bedienen pflegen.

Wenn die Reißenden an solchen Orten wo sich Pongos oder Jockos befinden, ein Feuer anmachen, so beobachten diese solches von fernen, und so bald iene sich weggbegeben haben, so kommen nachgehends diese

Pon-

Pongos, sezen sich umher, und wärmen sich; aber sie geben sich die Mühe nicht Holz zuzulegen und das Feuer zu unterhalten, daher saget ein Reißebeschreiber, „daß die Negern welche die Wälder durchziehen, „ während der Nacht daselbst viele Feuer anzünden. „ Sie bemerken, daß früh morgens, wenn sie abreißen, „ die Pongos um dem Feuer herum Plaz nehmen, „ und nicht eher weggehen, als bis solches ausgelöschet ist, denn ihrer vielen Geschicklichkeit ungeachtet, haben sie nicht so viel Verstand, daß sie, um „ das Feuer zu unterhalten, Holz zulegten.

Es verdienet hiebei wie bei vielen andern Dingen die Vernunftkunst des Herr Rousseau von Geneve vor den Urtheilen der mehresten Reißebeschreiber unstreitig den Vorzug; Herr Rousseau glaubet, daß diese Nachlässigkeit der Pongos nur daher rühre, daß sie das Feuer nicht zu unterhalten verlangen, denn so viel Einsicht haben sie ganz gewiß, daß sie, wenn sie wollten, Holz zulegen könnten.

Der Affe sollte als ein grosses Thier nicht so gar beweglich, und unbesonnen seyn, allein er machet eine Mittelgattung zwischen dem Menschen und den vierfüßigen Thieren aus, und scheinet aus diesem Grund in einer beständigen Bewegung und Unruhe zu seyn, weil es ihm, da er weder zu den dummen Thieren noch zu den Menschen gehöret, gleichsam an einer Grundstüze fehlet, die er mit vieler Unruhe suchet. *) — —

Es

*) Dieses ist nur ein moralischer und folglich sehr schwacher Grund von dem Muthwillen des Affens. Herr von Buffon führet eine bessere Ursache hievon an, welche aus der Natur dieses Thieres unmittelbar hergeleitet ist. „ Alle Gewohnheiten des „ Affens, sagt er, gleichen vielmehr den Bewegungen eines Tollsüchtigen als den Handlungen eines Menschen, „ oder

Es giebt in der moralischen Welt so wie in der Physicalischen Beispiele von dieser betrübten Aengstlichkeit.

Man kann den Affen nicht bis zu dem Rang des Menschen erheben, weil er zu viele Geschicklichkeit, und ich getraue mir wohl gar zu sagen, zu viel Verstand hat, als daß man ihn schlechterdings für ein blosses Vieh erklären könnte, und doch auch zu wenig Verstand besizet, um ein Mensch seyn zu können; aber man könnte ihn ganz gewiß um einige Grade vollkommener machen, wodurch er um etliche Stuffen höher über die Thiere zu stehen käme, als er sich dermalen befindet, und sich folglich auch uns mehr nähern, und alsdann vielleicht diejenige Ruhe und Gelassenheit erlangen würde, die ihm bis daher unbekannt geblieben ist. Die Natur hat uns die Sorge übertragen, einer jeden Sache auf der Welt ihren gehörigen Plaz anzuweißen, und die Classen und Stände zu bestimmen. *) Auf solche Weise haben wir aus dem Muflon einen Widder; aus der Gems den Bock; aus dem Gras, Getraid; und aus der Distel Artischocken gezogen, und auf gleiche Art könnten wir aus dem Affen ein Thier das nicht allzutief unter uns stünde, ziehen. Wenn man dieses Thiergeschlecht vollkommener machen wollte, so müste man mehrere Affen gemeinschäftlich und in völliger Freiheit in einem geraumigen Plaz erziehen,

„ oder auch nur eines gelassenen und ruhigen Thieres — —
„ Die ausserordentliche starke Hize, die zum völligen Leben des
„ Affens nöthig ist, machet alle seine Zuneigungen und Eigen-
„ schaften übermäßig.

*) Wir beobachten aber diese wichtige Pflicht sehr schlecht, und wir lassen so gar zu, daß ein schlechtes Metall bei unserm Geschlecht die gräßlichsten Verwirrungen und Unordnungen anstiftet die uns verhindern bei dem uns untergeordneten Gattungen, die Ordnung, so wie wir es zu thun schuldig wären, herzustellen.

ziehen, der nur mit einigen Bäumen beschattet wäre, und hiezu diejenige Art erwählen, die am mehresten Aehnlichkeit mit uns hat; man müste selbige sich miteinander vereinigen, und bis zu einer gewissen Anzahl sich vermehren lassen *) auf sie Achtung geben, sie ziehen, in ihrer Gegenwart solche Handlungen vornehmen, welche in dem Leben den meisten Nuzen verschaffen, und sie durch unser Beispiel zu deren Ausübung selbst veranlassen. Die Dauer der Trächtigkeit, des Wachsthums, und des Lebens ist bei verschiedenen Arten der Affen viel geringer als bei uns. Die Weibchen bringen nur ein einiges Junges auf einmal, sie halten solches in ihren Armen, tragen es herum, und säugen es. Die so nackigte Hinterbacken haben, sind wie die Weibspersonen dem monatlichen Blutfluß unterworfen.

Man findet die Affen in der Naturgeschichte des Herrn von Buffons in die möglichst vortreflichste Ordnung eingetheilet, eine Ordnung die bis zu seiner Zeit unbekannt gewesen. Sein Werk würde schon vortreflich seyn, wenn es auch weiters gar nichts als die gelehrten und einsichtsvollen Eintheilungen der verschiedenen Arten der Hunde, der Ziegen, anderer wiederkauenden Thiere, und der Affen enthielte. Er gibt aber auch zugleich nebst diesen Eintheilungen, solche gründ-

*) Es ist zwar an dem, daß die Affen so wenig als die Papageyen in Europa Junge bringen, aber man könnte dieses wohl möglich machen, wenn wir sie sorgfältig genug behandelten, und sie so vor der Kälte bewahreten, wie wir es bei den Pflanzen aus heißen Ländern thun, die wir in unsern Gegenden ziehen. Und wenn wir diese Versuche auch nicht in unserm Himmelsstrich anstellen könnten, so könnte solches doch in solchen Gegenden geschehen, die ihrem Vaterland am mehresten ähnlich wären.

gründliche und prächtige ausführliche Beschreibungen, daß ich ihm hierinnen nicht nachfolgen kann. Ich will nur noch zum Beschluß nach der Lehrart dieses großen Geistes alle Arten der Affen nach ihren Abtheilungen anzeigen.

Der Babouin, als die erste Classe der unächten Affen, welche zugleich die beiden andern die Guenons und die Magots mit in sich begreifet, wird auch Papion Bavian genennet. 1) Der Papion oder eigentlich so genannte Babouin oder Bavian, welcher der Simia Porcaria, d. i. ein Affe mit einer Hundsschnauze des Aristoteles zu seyn scheinet. 2) Der Mandrill. 3) Der Wanderu. *)

Zwischen dem Affen und dem Bavian (Papion) findet sich eine Mittelgattung; diese ist der Magot, den die Griechen Cynocephalos, d. i. Hundskopf nennten, weil er wirklich eine Hundsschnauze hat.

Man verstehet insgemein unter dem Wort Guenon das Affenweibchen, aber im eigentlichen Verstand wird dadurch der unächte Affe mit langem Schwanz, den die Griechen Kebos oder Kepos hießen, verstanden; die Guenons sind kleiner als die Affen und der eigentliche Bavian. Man kann sie in neun Gattungen eintheilen. 1) Die Makaks. 2) Die Patas. 3) Die Malbrucks. 4) Die Mangabys. 5) Der Mone. **) 6) Der Callithrix. 7) Der Mustak. 8) Der Talapoin und 9) der Duk.

Ein

*) Ich will dem Wanderu den Lavando nicht beifügen, weil dieser nur eine Abart von dem nämlichen Geschlecht ist.

**) Man nennet ihn auch den scheckigen Affen (Singe varié) weil er ein buntfarbes Haar hat, welches man bei den andern Affen nicht bemerket.

Ein unächter Affe, den Herr von Buffon Maimon, und einige andere Schriftsteller den Affen mit dem Razenschwanz nennen, ist eine Mittelgattung zwischen dem Guenon und Babouin, wie der Magot zwischen dem Babouin und dem Affen.

Der Maimon, der Magot, die neun Guenons, die drei Babouins, und die drei ächten Affen machen die siebenzehen Gattungen aus, die man, wie im Anfang dieses Abschnitts gedacht worden, in Asien und Africa findet.

In America giebt es dreizehen bekannte Gattungen von vierhändigen Thieren. Die Reisenden haben diese Thiere blos deswegen, weil sie vier Hände haben, Affen genennet, sie sind inzwischen aber weder Affen, noch Babouins, noch Guenons.

Alle diese hier gemeldten Affen unterscheiden sich von denen aus der neuen Welt durch vier Hauptmerkmale. 1) Haben sie einen kahlen Hintern, und natürliche Schwielen daran. 2.) Haben sie unten an den Backen im Maulbeutel, worinnen sie ihre Speisen aufbewahren können. 3) Sind ihre Nasenlöcher mit einer sehr schmalen Wand voneinander abgesondert. 4) Sind ihre Nasenlöcher, wie bei dem Menschen, unter der Nase offen.

Man kann die vermeintlichen Affen aus America in zwei Classen eintheilen, nemlich in die Sapaious und in die Sagouins.

Diese zwo Familien sind durch ein merkliches Kennzeichen unterschieden: alle Sapoius bedienen sich ihres Schwanzes wie eines Fingers, um sich anzuhängen, oder auch, um etwas, das sie mit der Hand nicht erreichen können, zu fassen; die Sagouins hin-

gegen können sich ihres Schwanzes auf solche Art nicht bedienen.

Von den Sapaious zählet man fünf verschiedene Gattungen, und sechs Gattungen von den Sagouins; die Namen welche ein iedes dieser Thiere in seinem Land führet, sind folgende: 1) der Ouarine oder Gouariba aus Brasilien, und der Alouati von Cayenne, 2) der Coiata und der Exquima, *) 3) der Saiou oder eigentlich so genannte Sapaiou, den man auch den Capucineraffen nennet, weil er grau und braun ist, 5) der Sai, den die Reisenden den Kläger (Pleureur) nennen, 6) den Saimiri, den man auch den Goldfarben (Singe aurore) oder den Pomeranzenfarben Affen Sapaiou nennet, und der sehr artig ist.

Zu den Sagouins gehören folgende Gattungen: 1) der Saki mit einem zottigen Schwanz, der auch der Affe mit dem Fuchsschwanz heißet, 2) der Tamarin, 3) der Ouviistiti, 4) der Marikina, dessen Schwanz eben so sich endiget, wie des Löwens seiner, weswegen man ihn auch den kleinen Löwen genennet hat, 5) der Pinche und 6) der Mico, dieser lezte ist sehr artig; er hat eine weiße Silberfarbe, und sein Gesicht ist so roth wie Karmosin.

Die Indianer bedienen sich in denienigen Orten, wo der Pfeffer und die Cocusnüße wachsen, der nachahmenden Wuth der Affen, um diese Früchte vermittelst ihrer Hülfe zu sammlen, die sie ausser diesem nicht leicht bekommen könnten; sie steigen nemlich auf die unter-

*) Der Alouati und der Exquima gleichen dem Ouarine und Coiata sehr viel, inzwischen sind dieses doch verschiedene Geschlechter. Und auf solche Art könnte man sieben Gattungen der Sapaious, und sechs von den Sagouins zählen.

untersten Zweige, brechen den äussern Theil derselben, woran die Frucht hänget, ab, stecken selbige mit allerhand Spielereien in die Erde, und entfernen sich nachhero. Die Affen geben inzwischen darauf Achtung, kommen, wenn iene weg sind, so gleich herbei, steigen auf die nemlichen Bäume, brechen die Früchte davon bis an den obersten Gipfel ab, und stecken solche wie sie es von den Indianern gesehen haben, hin und wieder mit Hüpfen und Spielen in die Erde; die Indianer kommen darauf während der Nacht, und sammeln ihre Ernde ein. *)

*) Diese nüzliche Handlung verrichten die Affen nur aus der Ursache, weil man ihnen ein Vorspiel derselben machet, hingegen nehmen sie auch schädliche Dinge auf eine eben so geschickte Weise, die ihres gleichens nicht hat, vor. Es stellen sich z. E. ihrer drei bis vier hundert in einer geraden Schnur neben einander, so daß sie nur zwei bis drei Schuh weit voneinander entfernet sind. Sie nehmen auf solche Art den ganzen Plaz zwischen einer Höhle und einem Melonengarten, den sie plündern wollen, ein. Derienige Affe welcher zunächst an dem Melonengarten stehet, nimmt die Melonen nach einander, wirft sie seinem Nachbarn zu, so daß sie auf diese Art von einer Hand in die andere gehen, bis sie der lezte in die Höhle wirft, wo diese Diebe sich nachher versammeln, und sie nach ihrem Belieben verzehren.

Ie crois voir en ceci l'image d'une ville
Ou l'on met les deniers à la merci des gens.
Echevins, Prévot des Marchands,
Tout fait sa main: le plus habile
Donne aux autres l'exemple, est c'est un passe temps
De leur voir nettoyer un monceau de pistoles — —
La Fontaine, Liv. VIII. Fab. VII.

Ich stelle mir hiebei vor, mich in einer Stadt zu befinden, und zu sehen, wie man Geld unter die Leute auswirft. Schreiber, Vorsteher der Kaufleute, alles legt Hand an, der geschickteste dienet dem andern zum Beispiel, und die

Man machet sich die Begierde der Nachahmung der Affen zu ihrem eigenen Unglück zu Nuze, und fängt sie dadurch. Wenn die Negern diese lustige Jagd anstellen wollen, so tragen sie Näpfe voller Wasser hinaus, und reiben sich vor ihren Augen damit das Gesicht, stellen aber, ohne daß es die Affen merken, Näpfe mit Vogelleim anstatt der Wassernäpfe hin, und gehen sodann ihres Weges. Die Affen haben ihnen unterdessen von einem Baum, oder von einem Felsen zugesehen, gehen, wenn iene weg sind, gleich auf diese Näpfe zu, um es eben so damit wie die Negern zu machen, allein mit dem Vogelleim verpichen sie sich die Augen, und können also unmöglich mehr die Flucht ergreifen. Andere nehmen Stiefel, und ziehen solche in Gegenwart der Affen einigemal an und wiederum aus, und lassen darauf, wenn sie wiederum fortgehen, einige kleine Stiefel zuruck, die innen mit Vogelleim überzogen sind; die Affen kommen gleichfals darauf herbei und ziehen die Stiefel an, können sie aber nicht mehr von den Füssen bringen, noch den Jägern entwischen. Bisweilen nimmt man Spiegel, beschauet sich in selbigen zu wiederhohltenmalen, und läst so dann andere Spiegel zuruck, die mit Federn versehen sind, welche, so bald man sie berühret los drucken; die Affen kommen darauf ebenfals und wollen sich beschauen, so bald sie die Spiegel aber anfassen, so sind ihnen die zwei vordern Pfoten eingeklemmet, so daß sie nicht im Stand sind, einen Schritt weiter fortzugehen.

Die

Zeit kann nicht vergnügter vergehen, als wenn man siehet, wie hurtig sie einen Haufen Pistolen rein leer machen.

Ein solcher Auftritt wäre freilich ein vergnügter Zeitvertreib, wenn das Ende einer solchen Plünderung nicht allezeit viele Personen in Schaden und Unglück brächte.

Die Meerkälber. Les Phoques. Die Seekühe. Les Morses, und die Seehunde. Lamantins.

Zwischen den Vögeln und Fischen, zwei aneinander stossenden Classen, deren die eine in der Luft, und die andere in dem Wasser schwimmet, gibt es noch viele Schattirungen oder Mittelgattungen, die an beide anstossen, hieher ist das zahlreiche Geschlecht der Wasservögel, und einiger fliegenden Fische zu rechnen. Und zwischen den kleinen vierfüßigen Thieren und den Fischen gibt es ebenfalls dergleichen Mittelgattungen, worunter ich z. E. die Wasserraze, und den Frosch *) rechne. Es zeigen sich endlich auch dergleichen Mittelgattungen zwischen den grossen vierfüßigen Thieren und den Wallfischen, und andern ungeheuren grossen wallfischartigen Fischen, dergleichen sind die Meerkälber, die Seekühe, und die Lamantins; drei Thiere, die man allein im eigentlichen Verstand Amphibia nennen kann, weil bei ihnen das Loch der Scheidewand des Herzens iederzeit offen bleibet.**) Die Wasserraze, der Fischotter, das Crocodill, das Flußpferd ꝛc. sind demnach im scharfen Verstand keine Amphibia, ob sie sich schon ei-

*) Der Chabot oder Cabot hat zwar alle Eigenschaften eines Fisches, könnte aber eben so wohl auch für eine solche Mittelgattung gehalten werden, er hat fornen zwei Floßfedern, wo die vierfüßigen Thiere die beiden vordern Pfoten haben, und sein Kopf ist so gebildet, wie der Kopf einiger dieser Thiere, als z. E. wie des Fischotters seiner.

**) Dieses Loch ist bei allen Thieren vor ihrer Geburt offen, so bald aber die Luft das erstemal in die Luftröhre eindringet, so schließt es sich, und von diesem Augenblick an können die Thiere nicht mehr leben, ohne Luft zu schöpfen. S. die erste Abtheilung des ersten Bandes, S. 159, 160.

nige Zeit lang unter dem Wasser aufhalten können. Der Lamantin nähert sich mehr den Fischen, als den vierfüssigen Thieren; seine beiden hintern Pfoten siehet man nicht, und sie verliehren sich in dem Schwanz, er gehet auch niemals gänzlich aus dem Wasser.

Das Meerkalb hat der muntern Einbildungskraft der Dichter zum Muster der Tritonen und Sirenen gedienet, welche sie erdichtet haben; sein Verstand und seine Vermögenskräfte, die sich etwas weiter als bei andern Fischen erstrecken, dann es ist dieses Thier gelehrig und läst sich zahm machen, legen ihm eine Art der Oberherrschaft über die leztern bei, worüber es stolz zu seyn scheinet; es hat selbiges auch Werkzeuge der Stimme, und ob schon sein Geschrei dem Klaffen eines heisern Hundes gleichet, so ist es doch allezeit bei einen stummen Volk schon ein grosser Vortheil, wenn man vermögend ist, ein Geschrei von sich zu geben.

Man theilet die Phocas oder Meerkälber Tab. VI. in unterschiedliche Gattungen ein, die wenig voneinander unterschieden sind, ausser in Ansehung der Grösse, und man vermenget sie auch öfters unter den gemeinen Namen, der Meerkühe, Seehunde, *) Meerwölfe, Meerfüchse, Meerhunde ꝛc. das allergröste unter diesen Thieren wird der Meerlöw genennet. „ Ueber„ haupts, sagt Herr von Buffon, haben die Phocae, „ einen

*) Der Namen Seehund oder Meerhund kommt diesen Thieren schlechterdings nicht zu, sondern gehöret nur den Hayen (Requin) dem Carcharias und andern wirklichen Fischen von diesem Geschlecht, die fast alle eine sehr rauhe und harte Haut, und keine Haare haben; ich will deswegen nicht in Abrede stellen, daß der Phoca einem Hund vielmehr und besser, als der Requin gleiche; allein man muß in dem Gebrauch der Namen dieienige Ordnung beobachten, welche die Naturbeschreiber einmal angenommen, und festgesezet haben.

„ einen so runden Kopf wie der Mensch, eine breite
„ Schnauze wie der Fischotter, grosse Augen, die sehr
„ in der Höhe stehen, wenig oder gar keine äusserlichen
„ Ohren, sondern nur an beiden Seiten des Kopfes
„ zwei Gehörlöcher, um dem Rachen Barthaare, Zäh-
„ ne, die des Löwen seinen gleichen, eine gespaltene oder
„ vielmehr an der Spize ausgezackte Zunge; der Hals
„ hat eine schöne Schweifung, der Leib, die Hän-
„ de, und die Füsse sind mit einem kurzen und rauhen
„ Haar bedecket, sie haben keine merklichen Arme noch
„ Unterarme, aber zwo Hände oder vielmehr Häute,
„ welche fünf mit Klauen versehene Zehen haben, sie
„ haben zween Füsse ohne Schenkel, die den Händen voll-
„ kommen gleichen, aber etwas breiter und ruckwärts
„ gekehret sind, als wenn sie sich gleichsam an dem sehr
„ kurzen Schwanz halten wollten, an dessen beiden Sei-
„ ten sie anliegen; der Leib ist länglich wie bei einem
„ Fisch.

Woode Rogers redet in der Beschreibung einer Reise, die er nach America gethan, von einem Seelö-wen, den er an der Küste von Peru gefunden, folgen-dergestalt:

„ Dieses Thier ist ein ganz besonderes Geschöpf,
„ und von einer bewundernswürdigen Länge, man hat
„ ihrer welche gefunden, die zwanzig Schuh und noch
„ länger waren, und wenigstens vier tausend Pfund
„ wiegen müssen, ich habe welche gesehen, die sechze-
„ hen Schuh lang waren, und vielleicht zweitausend
„ Pfund wogen; es wundert mich nur, daß man
„ dem ungeachtet so viel Oel aus dem Speck dieser Thie-
„ re bekommen kann. Ihre Leibesgestalt gleichet den
„ Seekühen, sie haben aber eine dickere Haut als ein
„ Ochs, das Haar ist kurz und rauh, der Kopf ist ver-

„ hältnißgemäß sehr dick und groß, der Rachen ist
„ gleichfalls sehr groß, und die Augen sind von einer
„ gar ungeheuren Größe, wie auch die Schnauze, die
„ einer Löwenschnauze gleichet, und mit fürchterlichen
„ Barthaaren versehen ist, die so stark und rauh sind,
„ daß man Zahnstocher davon machen könnte. Zu En-
„ de des Monats Junius begeben sich diese Thiere auf
„ die Ferdinandsinsul, um daselbst ihre Jungen zu
„ werfen, die sie einen Flintenschuß weit von dem Ufer
„ des Meeres niederlegen; sie halten sich daselbst
„ bis zu Ende des Septembers auf, ohne von der
„ Stelle zu gehen, noch einige Nahrung zu sich zu neh-
„ men, *) wenigstens siehet man sie nicht fressen; ich
„ beobachtete selbst deren einige, die acht ganze Tage
„ lang auf ihrem Lager blieben, und solches nicht ver-
„ lassen haben würden, wenn wir sie nicht erschrecket
„ hätten. „

„ Anderson versichert, daß diese Thiere in der
„ Davis-Strasse bei Grönland, ohngefähr zehen
„ Schuh lang werden, daß sie sehr feist sind, und man
„ von ihrem Speck ein sehr gutes Oel ziehet, zumal
„ wenn sie noch iung sind. Die Jäger dieses Landes,
„ so man Robben-Schlager, d. i. Seehund-Schla-
„ ger nennet, überfallen diese Thiere, wenn sie auf
„ dem Eis eingeschlafen sind, und schlagen sie mit ei-
„ nem Prügel tod, sie schlagen selbige bei dieser Gele-
„ genheit hauptsächlich auf die Nase, wo sie, wie un-
„ sere Hunde, sehr empfindlich sind. Die Wilden in
„ diesem Land ziehen gleichfals aus der Beute dieser
„ Thiere vielen Nuzen; sie gebrauchen ihr Fleisch zur

„ Nah-

*) Herr von Buffon ist überzeuget, daß diese Thiere von Kräutern leben, dann es scheinet ihm schlechterdings unwahrscheinlich zu seyn, daß sie drei Monate ohne Nahrung zubringen könnten.

„ Nahrung, ihr Blut zur Arztnei; mit der Haut be-
„ kleiden sie sich und machen Tauwerk für ihre Fahr-
„ zeuge davon; und aus ihren Sennen und Eingewei-
„ den machen sie Fenster, Segel, Fäden zum nähen,
„ und Bindfäden; aus ihren Knochen verfertigen sie
„ allerhand Geräthe zur Haushaltung und zur Jagd.

„ Herr Heidenreich, welcher auf Kosten des Kö-
„ nigs nach Siberien und in die Tartarei geschicket
„ wurde, um daselbst Minen zu entdecken, meldet,
„ daß man in dem See Beickal, der süsses Wasser hat,
„ Meerkälber findet, welche im starken Winter in das
„ Eis hie und da auf eine ganz geschickte Weise Löcher
„ zu machen wissen, um durch selbige aus dem Wasser
„ hervor, und wiederum, wie es ihre Nothdurft er-
„ fordert, hinein kommen zu können. Die in der Nä-
„ he dieses Sees sich befindlichen Einwohner ziehen sie
„ mit Harpunen, woran drei Hacken sind, heraus,
„ und gebrauchen kein anderes Oel in ihren Lampen,
„ als solches, das sie von dem Fett dieser Thiere bekom-
„ men haben. Es darf uns nicht mehr unglaublich
„ vorkommen, daß dieses Seethier im süssen Wasser
„ leben könne; da ganz Paris seit einigen Jahren ein
„ Meerkalb gesehen hat, welches man in Kufen erhal-
„ ten hatte.

„ Es gibt auch eine kleine Gattung von Meer-
„ kälbern, deren Fleisch die Wilden ausserordentlich
„ gerne essen, und ihre Haare mit dem Oel derselben
„ beschmieren; es ist aber das Fleisch dieser Thiere
„ weich und fett, und es zerfliesset unter den Händen,
„ wenn man es lang hält, so oelicht ist es.

Die

Die Seekuh (Morse*) Rosmarus verus, die man auch das Thier mit dem grossen Zahn (bête à la grande dent) nennet, sollte man vielmehr einen Elephanten als eine Kuh heissen, dann dieses Thier hat an dem obern Kiefer zwei lange und starke Hauer, die ihm eben so gut als seine vordern Pfoten, sich an der Erde anzuhängen, dienen, wenn es aus dem Wasser gehet.

Die Seekühe leben in zahlreichen Haufen beisammen. Man trift ihrer fast an allen Meerufern welche an. Es gibt derselben unterschiedliche Gattungen, davon einige so groß wie die Ochsen sind. Es kostet ihnen viele Mühe wiederum in das Meer zu kommen, wenn sie sich nur ein wenig weit davon entfernet haben, und man tödet ihrer alsdann eine grosse Menge; ihr Fett und ihre Zähne machen einen Handlungsartikul aus.

Es gibt in den Südlichen Meeren auch noch ein Amphibium, so zu dem Geschlecht der Morsen zu gehören scheinet, und Dugon genennet wird. Es befinden sich zwei dergleichen Köpfe, woran das Fleisch abgelöset worden ist, in dem königlichen Cabinet. Einige Reisebeschreiber nennen den Dugon, den Meerbären, (Ours Marin) weil er nach ihrem Vorgeben diesem Thier etwas gleich siehet.

Der Lamantin, Manati oder Manate wird in Senegal, und auf der Insul Cayenne, und also in beiden Welttheilen gefunden. Man kann seinen Namen auf zweierlei Art herleiten. Die Caraiben auf den

An-

*) Man nennet die Phocas und die Morsen Meerkälber und Meerkühe, weil sie im Schlafen so schnarchen, daß es fast lautet, als wenn eine Kuh brüllete.

Antillen nennen dieses Thier Manati, daher es die Negern auf den französischen Insuln in America, welche alle Worte verstümmeln, Lamanati genennet haben. Herr de la Condamine glaubt, daß daraus der Name Lamanati oder Lamenti entstanden seye, weil das Weibchen ein erbärmliches Geschrei ausstösset, wenn man ihr ihre Junge raubet; Herr von Buffon will aber lieber zum Grund gesezet wissen, daß Lamentin von Manati herkomme, welches Wort einen Fisch mit Händen bedeuten kann.

Bei den alten Morgenländischen Völkern nennte man die vermeintlichen Sirenen, Lamiens, vermuthlich machte man dazumal zwischen den Phocis und Lamentins noch keinen Unterschied, und vieleicht hat man aus den beiden Worten Lamie und Manati nachgehends das Wort Lamentin zusammengesezet. Die Lamien sollen einen schönern Busen, als die schönsten Frauensperſonen gehabt, und mit dieser so mächtigen Reizung noch eine bezaubernde Stimme vereiniget haben; sie bedienten sich dieser beiden verführerischen Mittel um dadurch iunge Leute an das Ufer des Meeres zu locken, und sie zu fressen. Allein die vernünftige Denkungsart hat alle diese wunderbaren Erdichtungen vertilget, und man schreibt den Lamien keine ausserordentlichen Eigenschaften weiters mehr zu, ausser der einigen, die so natürlich als schäzbar ist, daß sie sehr viele Zärtlichkeit gegen ihre Jungen haben.

Daher kommt dieser rührende Ausruf des Propheten, welcher den Untergang Jerusalems beweinet hat. Sed et Lamiae nudaverunt mammam, lactaverunt catulos suos: filia populi mei crudelis quasi

stru-

ſtrutio in deſerto. Thren. IV. 3. Die Drachen (Lamien) reichen die Brüſte ihren Jungen und ſäugen ſie, aber die Tochter meines Volks muß unbarmherzig ſeyn, wie ein Straus in der Wüſte. — Der Strauß überläſt ſeine Eier nur deswegen der Sonne zum Ausbrüten, weil er ſelbſt nicht Hize genug hat, um ſolche auszubrüten, oder weil er gar zu plump und ſchwer, und ſehr unbehend iſt, und ſie alſo erdrucken oder auf andere Weiſe zerbrechen würde, wenn er ſie ſelbſt ausbrüten wollte. Allein man kann ihn demungeachtet für ein Sinnbild der grauſamen Mütter derſelbigen Zeiten betrachten, welche der Prophet hiermit ſchildert, und er ſtellet auch in dieſem Stuck ein Bild unſerer heutigen Mütter vor, denen man dieſen nämlichen Vorwurf machen kann.

„ Der Lamantin, ſagt Obiedo, iſt häufig in
„ den Küſten von S. Domingo anzutreffen, dieſes
„ Thier iſt ſehr groß und hat eine unformliche Geſtalt,
„ der Kopf iſt gröſſer als bei einem Ochſen, die Augen
„ ſind klein, nahe am Kopf hat er zwei Füſſe oder
„ Hände, womit er ſchwimmet; er hat keine Schuppen,
„ iſt aber mit einer Haut, oder vielmehr mit einem di-
„ cken Leder bedecket, er iſt von einem ſanften Natu-
„ rell; er ſchwimmet gegen die Flüſſe, und friſt die
„ Kräuter an dem Ufer derſelben, die er erreichen kann,
„ ohne ſich aus dem Waſſer zu begeben; er ſchwimmet
„ auf der Oberfläche. Wenn man ihn fangen will,
„ ſo ſuchet man ſich ihm auf einem Kahn, oder auf ei-
„ ner Flöſſe zu nähern, und wirft ihm einen ſtarken
„ Pfeil, der an einem ſehr langen Strick befeſtiget iſt,
„ in den Leib; ſo bald er ſich verwundet befindet, ſo er-

„ greift

„ greift er die Flucht, und reist den Pfeil und den
„ Strick mit sich fort, an dessen lezten Ende man ein
„ Stuck Pantoffel- oder anderes leichtes Holz fest bin-
„ det, um daran ein Zeichen zu haben, wo er sich be-
„ findet. Wenn das Thier durch diese Verwundung
„ sein Blut und seine Kräften verlohren hat, so gehet
„ es ans Land, alsdann fässet man das Ende des Stri-
„ ckes wiederum, rollet solchen so weit auf, daß nur
„ einige Klafter übrig bleiben, und man ziehet es ent-
„ weder mit Hülfe der Wellen nach und nach an Bord,
„ oder man tödet es vollends gar in dem Wasser. Der
„ Lamantin ist so schwer, daß man einen Wagen mit
„ zwei Ochsen bespannen muß, um ihn weiter führen
„ zu können; sein Fleisch ist vortreflich, und wenn es
„ noch frisch ist, so wird man es mehr für ein Rind-
„ fleisch, als für ein Fischfleisch essen; wenn man es
„ aber zerhauet, dürret und einmarinirt, so nimmt es
„ mit der Zeit den Geschmack des Fleisches von dem
„ Thunfisch an, und wird noch besser. Einige dieser
„ Thiere sind mehr als funfzehen Schuhe lang, und
„ sechs Schuh dick; der untere Theil des Leibes ist viel
„ dünner als der obere, und nimmt immer etwas ab
„ bis gegen den Schwanz, welcher an seinem äussersten
„ End wiederum etwas breiter wird. Weil die Spa-
„ nier, sezt Herr Oviedo noch ferner hinzu, alle vor-
„ dere Pfoten der vierfüssigen Thiere Hände nennen,
„ und dieses Thier nur Vorderpfoten hat, so haben
„ sie ihm die Benennung eines Thieres mit Händen,
„ Manati gegeben; der Lamantin hat keine äusserlichen
„ Ohren, sondern nur zwei Löcher, wodurch er höret;
„ seine Haut ist nur mit einigen wenigen Haaren bese-
„ zet, sie ist grau, aschenfarbig und einen Zoll dick,

man

„ man machet Schuhsohlen, Wehrgehenke ꝛc. daraus.
„ Das Weibchen hat zwei Zizen an der Brust, und
„ bringt insgemein zwei Junge, welche es
„ sauget.

Ende der zweiten Abtheilung des ersten Bandes.

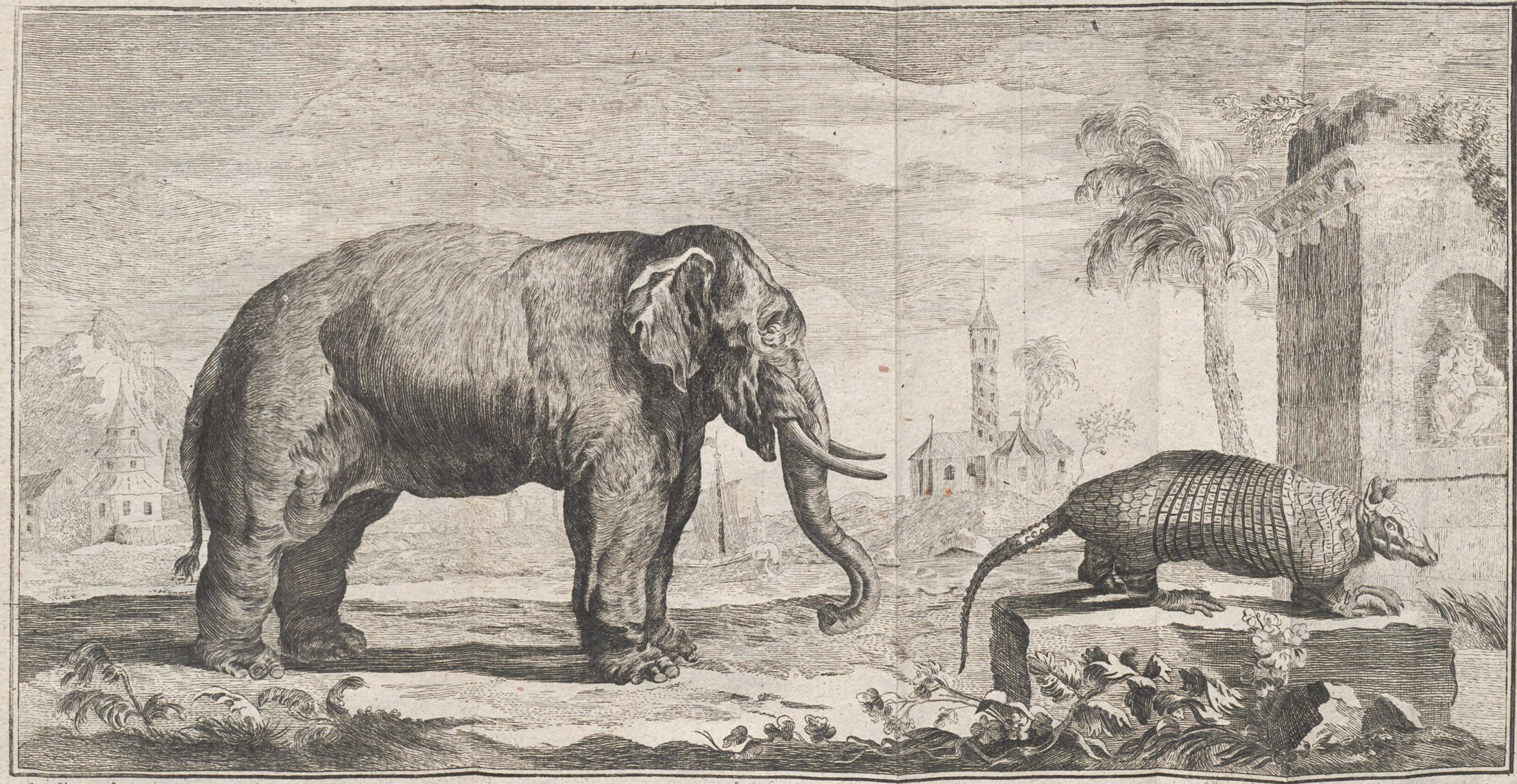
1. Das Bologneser Hündchen. 2. Das Eichhorn. 3. Das Löwen Hündchen. 4. Der Hirsch.

Die grosohrichte Fledermaûs.

Die ordentliche Fledermaûs.

Der weisse Bär.

Der Fuchs.



J.F. Volcart fec.

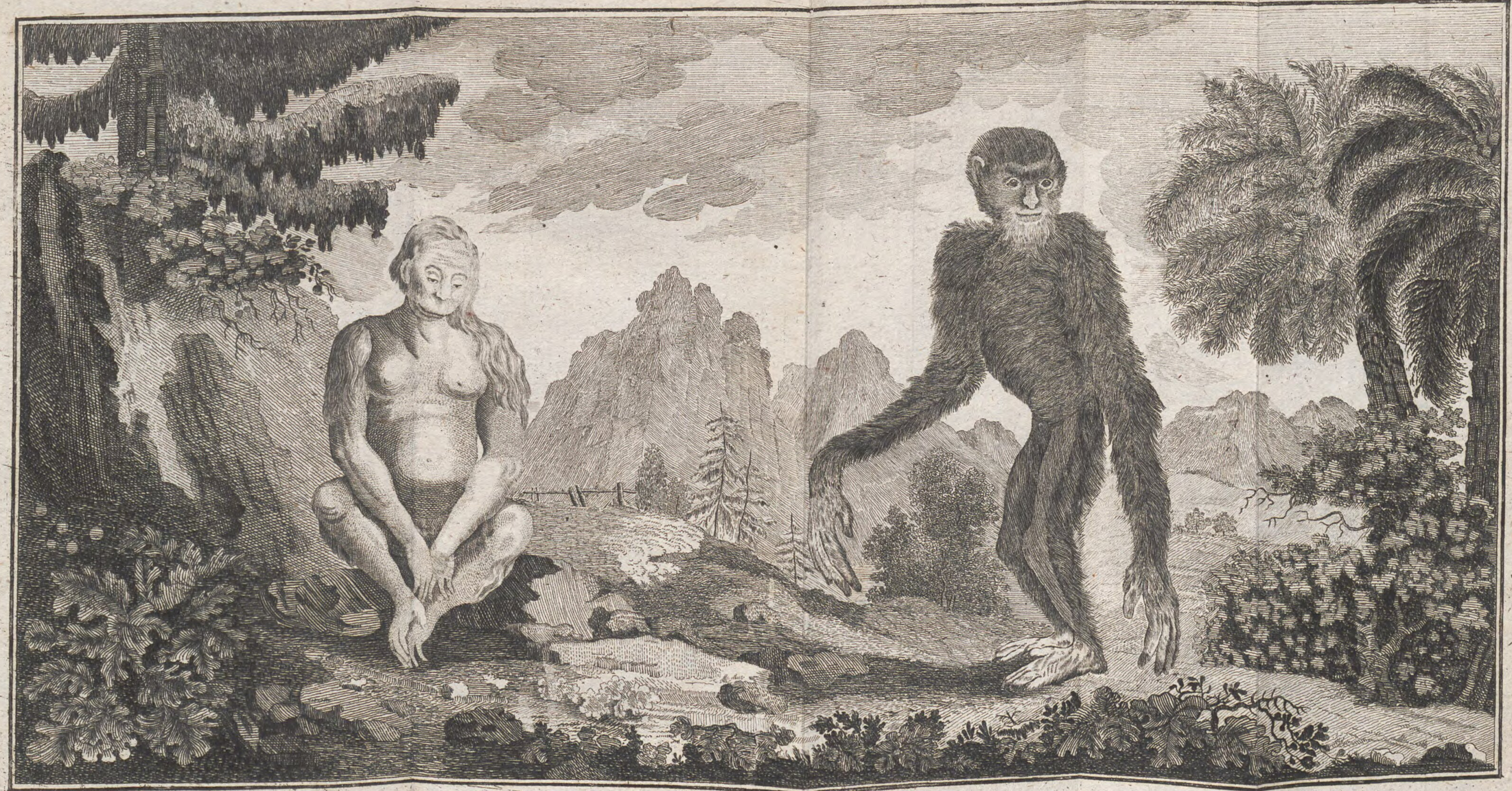
Der Elephant.

Das Armodill.

Das Stachelschwein.

Der Zebra.

Der Phoke oder das Seekalb. Der Ai oder das Faülthier. Der Farser.



Eine Art von Pongo weiblichen Geschlechts.

Der grosse Gibbon.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Beaurieu, Gaspard Guillard de, 1728-1795 / Beaurieu, Gaspard Guillard de / Hennebert, Jean Baptiste François,

Handbuch der Naturgeschichte oder Vorstellung der Allmacht, Weisheit und Gü te Gottes in den Werken der Natur Aus dem Französischen übersezt

Bd.: 1,2

Nürnberg 1773

H.nat. 205 g-1,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10075791-2
VD18 80374581